



Harald

Eine mittelalterliche Geschichte. Teil I und II

Ernst Schuberth

**Meinem lieben Enkelsohn Leonard Neuhaus gewidmet,
aber für alle Enkeltöchter und –söhne geschrieben**

Copyright

© Alle Rechte liegen beim Autor: Ernst Schuberth
ernstschuberth@yahoo.com

Inhalt

Teil I.....	4
Vorbemerkung.....	4
Harald im Kerker	5
Wie seine Amme Matilda Harald findet	8
Haralds und Matildas Befreiung (Himmelfahrt 1222).....	12
Die Rückkehr.....	23
Das Fest.....	31
Zurück ins Kloster	37
Natan.....	40
Veronika.....	44
Das Michaelisfest	47
Der Sänger.....	56
Die Verlobung	57
Die Reisevorbereitungen.....	60
Der Tempelritter	66
Der Ritt zur Burg der Großeltern.....	66
Teil II	71
Vorbemerkungen.....	74
Die Reise.....	75
Eine Karte von Norditalien	75
Der Aufbruch.....	75
Padua.....	80
Venedig	82
Bologna	85
Florenz	86
Eine Karte von Süditalien	91
Rom.....	91
Maria	91
Zu Gast bei den Templern.....	95
Wieder bei Maria und Simeon.....	98
Der Papst ruft Harald zu sich.....	99
Der Abschied von Rom.....	102
Monte Gargano.....	103
Das Kloster	105
Die Gaukler	108

Am Meer	109
Der Bauer	110
Das Castello di Monte Sant' Angelo	113
Der Kaiser.....	114
Die Nacht vor dem Heiligtum	117
Der Aufbruch.....	120
Von Monte Gargano nach Neapel	121
Foggia.....	121
Der Überfall.....	126
Teodora	134
Die Weiterreise	136
Neapel	137
Der Vesuv	137
Erkundungen in Neapel.....	138
Von Neapel nach Sizilien (Palermo)	139
Der Schiffsbruch.....	140
Sizilien	143
Ein herzlicher Empfang.....	143
Im Heiligen Land.....	148
Karte Östliches Mittelmeer	148
Weihnachten in Bethlehem und Jerusalem	149
Wieder in Akkon.....	151
Der Tod von Veronika	152
Das Gespräch mit dem Kaiser	155
Die Auflösung des Kreises	157
Samuel der Goldschmied	159
Das letzte Gespräch mit dem Kaiser	161
Die Rückkehr des Kaisers	166
Harald in Syrien.....	167
Wieder in Jerusalem.....	167
Harald im Haus des Kadis. Das tödliche Fieber.....	167
Das Ende des Fiebers	172
Wieder in Samuels Werkstatt	172
Natan und der Christus.....	173
Der Abschied vom Kadi.....	175
Der Sänger.....	175
Die Lösung vom Bann und die Aussöhnung mit Gregor IX.....	176

Teil I

Vorbemerkung

Die Zeit: Diese Geschichte spielt im 13. Jahrhundert, etwa zwischen 1200 und 1270, also nach dem Beginn der Kreuzzüge – vor der Verwendung des Schießpulvers im Abendland. Obwohl sie sich auch auf bekannte Persönlichkeiten bezieht, entspricht ihr keine historische Begebenheit. Das Wesentliche ist das frei gestaltete Leben von Harald, der Hauptperson. Er wurde als erster Sohn des Fürsten Hohenstein geboren.

Der Ort: Heutiges Norditalien am Rand der Alpen. Etschtal. Nicht weit von König Laurins Rosengarten in den Dolomiten. Später spielt die Geschichte aber auch in ganz Italien, in Sizilien und sogar in Jerusalem und an anderen Orten.

Wir begegnen Harald zuerst auf der *Burg Greifenstein*, die aber vom Volk nur die *Burg Notweh* genannt wird. Wir beginnen im Frühjahr 1212. Harald ist jetzt 6 Jahre alt und wird seit gut zwei Jahren in einem Kerker gefangen gehalten.

Harald im Kerker

Als Harald erwachte, sprang er auf und rannte fröhlich jauchzend immer im Kreis an den Wänden des weiten Turmes entlang. „Fangt mich doch!“ rief er und jagte, als wenn eine ganze Meute seiner Freunde hinter ihm her wäre.

Zu hören war aber in der Einsamkeit seines Kerkers nur der Widerhall seiner eigenen Stimme. Jede Unebenheit im gestampften Boden, aus dem immer wieder Gesteinsbrocken herausragten, kannte er und keine hemmte seinen Lauf. Hoch oben über ihm zeigte ein Widerschein an den Wänden des Turmes, dass ein neuer Tag angebrochen war. Nun musste bald die Alte kommen und ihm etwas zu essen bringen. Ob es ihm gelang, sie zu erschrecken?

Er wählte die größten Lumpen aus, auf denen er geschlafen hatte und legte sie über seine Arme, sodass sie wie Fledermausflügel aussahen. Dann hockte er sich neben die vergitterte Kerkertür und wartete, bis er die schlurfenden Schritte der Alten hörte und mit dem klirrenden Schlüsselbund das verrostete Schloss quietschend geöffnet wurde.

„Wo bist du Findelkind?“ rief die Alte, als sie in der Dämmerung des Turmes das Kind nicht gleich sah.

Harald sprang auf und schwirrte wie eine Fledermaus um sie herum, wobei er erschreckende Töne von sich gab.

Die Alte erschrak und begann zu schimpfen: „Du weißt doch, dass du mich nicht erschrecken darfst! Mein altes Herz könnte dadurch zerspringen! Komm her und benimm dich, wie es sich gehört.“

Harald rannte aber als Fledermaus im weiten Rund des Turmes und rief: „Fang mich doch!“

Wie sollte die Alte ihn aber mit seinen flinken Beinen fangen? „Wenn du nicht gleich herkommst, gehe ich mit deinem Essen wieder fort und du kannst bis morgen warten!“

Wohl oder übel schickte sich Harald an zu gehorchen. Einen Tag ohne Essen hatte er schon manches Mal erlebt und das war eine sehr empfindliche Strafe. So kam er zur Alten heran, warf seine Lumpen ab und griff nach der hölzernen Schüssel und dem Löffel. „Sei wieder gut zu mir“, sagte er zu der Alten. „Ich finde es lustig, dass du mich nicht fangen kannst. Warum kannst du so schlecht laufen?“

„Als ich so klein war wie du, war ich flink wie ein Wiesel und hätte dich leicht einholen können“, sagte die Alte.

„Warst du auch einmal so klein wie ich?“

„Gewiss, alle Menschen sind einmal klein gewesen.“

„Und warum bleiben sie nicht klein und flink?“

„Das hat Gott so eingerichtet.“

„Wer ist Gott und warum hat er das so eingerichtet?“

„Du kannst einem LÖcher in den Bauch fragen. Weiß ich denn, wer Gott ist und warum er es so eingerichtet hat.“

„Ich dachte, du weißt alles! Wen außer dir kann ich denn sonst fragen? Gibt es noch mehr Menschen als uns und den Erretter? Manchmal höre ich in der Ferne Stimmen, weiß aber nicht, von wem sie stammen.“

Mit dem Erretter aber meinte er den Fürsten, der von Zeit zu Zeit kam und ihm irgendetwas befahl. Ihn musste er immer kniend begrüßen und demütig seine raue dunkle Hand küssen. Weigerte er sich, so presste ihn der Erretter zu Boden und schlug ihn mit einem Lederriemen. So war es besser, rechtzeitig nieder zu knien, wenn er kam. Glücklicherweise geschah das nicht allzu oft, häufig über lange Zeit gar nicht.

Während der Unterhaltung mit der Alten war Harald immer näher zu ihr gegangen, bis sie ihren Arm um ihn legte und aller Groll von ihr verschwunden war.

„Erzähle mir doch, was du weißt, am liebsten eine von den schönen Geschichten. Dann will ich dich morgen auch nicht erschrecken.“

Die Alte, die selbst nie Kinder hatte, setzte sich mit ihm nieder und begann die Geschichte zu erzählen, wie Gott die Welt erschaffen hatte, wie er den Vögeln ihre schönen Stimmen gab, wie er die silbernen Fische in die Bäche, Flüsse und das Meer setzte und vieles andere mehr, was sie wusste oder sich ausdachte. Harald drückte sich immer enger an sie, wenn sie so erzählte und auch ihr wurde ganz warm dabei.

Wenn sie dann schließlich wieder aufstand und sagte: „Ich muss nun für die Menschen kochen“, dann griff sie in eine Tasche und zog noch eine süße Frucht, ein Gebäck oder etwas anderes hervor, was er sehr liebte. So war Harald in seinem Kerker doch nicht ohne Liebe, auch wenn sie unter einer harten, rauen Schale verborgen war.

Am Abend, wenn der schwache Widerschein der schmalen Schlitzes oben im Turm erlosch, freute sich Harald auf die Nacht. Die Alte kam gewöhnlich noch einmal herein, leerte den Topf, der für seine Notdurft diente, betete mit ihm und wünschte ihm eine gute Nacht. Dann verkroch Harald sich in dem Haufen von Lumpen, die ihm als Lager dienten und schlief in eine lichte Welt hinüber. Dort war er nicht allein. Vielmehr hatte er viele Freunde dort, die er kannte, mit denen er sprechen und spielen konnte. Wenn er aber am Morgen der Alten davon erzählte, lachte sie ihn nur aus und sagte: „Was hast du wieder für wirres Zeug geträumt!“

Selbst während des Tages spielte er oft mit diesen Freunden, so dass ihm die Zeit nie lang wurde.

Ganz besonders liebte es Harald, wenn am frühen Morgen die Sonne einen hellen Fleck auf die Turmwand zauberte. Dann konnte er sitzen und den

sonnengoldenen Schein in sich aufsaugen, solange er sichtbar blieb. Ganz war er dann mit seinem Empfinden in diesem Licht. Wenn aber etwas – er wusste nicht, dass eine Wolke vorüber zog – den Lichtschein erlöschen ließ, dann wurde er traurig und begann sogar manchmal zu weinen.

Dann gab es aber noch andere Freunde: einer war die Amsel, die vom Frühjahr bis zum Herbst morgens und abends in einem Lichtschlitz des Turmes saß und jubelnd sang. Für ihn erzählte sie herrliche Geschichten, die ihn bis ins Paradies trugen, seine Seele weiteten und den Kerker unendlich groß machten. Als hätte sie selber Flügel bekommen, schwang sie sich empor.

Ein anderer Freund kam eines Tages durch die Kerkertür, als er gerade an einem Stück Brot kaute. Er war klein und grau, lief auf vier Beinen, hatte einen schuppigen Schwanz, Schnauzhaare und feine Krällchen an den Füßen. Ohne Scheu lief das kleine Ding auf ihn zu, setzte sich auf und bettelte um Brot. Harald formte ein kleines Kügelchen von seinem Brot und rollte es zu dem merkwürdigen Wesen. Das verschlang das Kügelchen und bettelte um mehr. So trieben sie es eine lange Zeit, bis das Brot alle war. Mit dem letzten Stückchen lockte er den kleinen grauen Kerl an sich heran. Er ließ es sich sogar gefallen, dass Harald ihn auf seine Hand setzte.

Leider war die Freude schnell vorüber, als die Alte kam und sah, womit er sich beschäftigte. „Schlag die Ratte tot!“ rief die Alte.

„Nein, es ist mein Freund!“ rief Harald empört.

„Dann will ich sie erschlagen!“

„Fort“, rief Harald, als die Alte einen Stock holen ging. Und husch war das Tierchen in einer Mauerritze verschwunden. Als sie wieder kam und die Ratte nicht finden konnte, sagte Harald: „Sie ist weggelaufen!“

„Rufe mich, wenn das Biest wiederkommen sollte. Es frisst uns unsere Vorräte weg, ist schmutzig und kann dich beißen.“

Zwar sagte Harald noch leise: „Sie hat mich aber nicht gebissen!“ Er wusste aber: Widerspruch hatte in solchen Fällen keinen Sinn. Täglich kam nun der neue Freund zu ihm. Harald lehrte ihn allerlei Kunststücke und sie verbrachten viel Zeit mit einander – immer auf der Hut vor der Alten.

So verging das einfache Leben von Harald Tag um Tag. Er war fröhlich und nahm die kleinsten Erlebnisse tief in sich auf. Als einmal eine Schar Ameisen über den Boden kroch, beobachtete er sie den ganzen Tag und freute sich unbändig, dass es so kleine Tierchen gab. Wahrscheinlich hätten ihr in der Dunkelheit des Turmes fast nichts gesehen. Haralds Augen waren aber so an das Dämmerlicht gewöhnt, dass er so gut sehen konnte, wie andere Leute im Sonnenschein.

Wie viel Zeit verstrichen war, konnte Harald natürlich nicht sagen, es waren aber einige Jahre. Die Alte schlurfte immer mühsamer in seinen Kerker, sank

schnaufend auf die Erde und jammerte über ihr Herz. Tief fühlte Harald ihr Leid mit. Es schien ihr aber ein wenig besser zu gehen, wenn Harald sich an sie presste, sie zu trösten suchte und sie ihm über das Haar strich.

„Ich werde nun bald sterben“, sagte die Alte. „Möge Gott geben, dass du, mein Kind, eines Tages die Freiheit siehst.“

Harald war nun neun Jahre alt und kannte keine andere Welt als seinen Turm. „Was meinst du damit?“

„Mein Herzensstern, du vermisst nicht, was du nicht kennst. Mögen Gott und seine Engel dich beschützen und bewahren.“ Sie legte ihre Hände auf Haralds Kopf und segnete ihn. Dann fiel sie plötzlich zur Seite.

Als Harald zu ihr sprach, antwortete sie nicht. Er schüttelte sie, aber sie bewegte sich nicht. Weil er nicht wusste, was er tun sollte, verkroch er sich in seinem Lumpenhaufen. Zum ersten Mal musste er das Abendgebet alleine sprechen. Plötzlich stand die Alte als eine Lichtgestalt vor ihm und sprach: „Habe Geduld, du sollst bald getröstet werden. Es wird alles gut werden.“

„Bleibe bei mir!“ sagte noch Harald, da löste sich das Bild aber schon auf.

Am anderen Morgen wurde draußen laut nach der Alten gerufen. Sie sollte das Frühstück bringen. So sehr aber die Stimmen von draußen riefen, von der Alten kam keine Antwort. Weil aber allen streng verboten war, den Kerkerturm zu betreten, riefen sie den Fürsten. Er fand die offene Tür des Kerkers und Harald auf seinem Lumpenhaufen. „Wo ist die Alte?“ rief der Fürst.

Harald lief zu ihm, kniete sich nieder und küsste seine Hand, wie es ihm befohlen war. Dann deutete er in die Ecke zur Alten. Der Fürst packte den Leichnam an einem Arm und zog ihn aus dem Kerker. Er nahm seinen Schlüsselbund und schloss die Tür wieder zu. Dann sagte er noch: „Es war dein Glück, dass du deine Herberge nicht verlassen hast. Es hätte dich das Leben kosten können. Vergiss das nicht!“

An diesem Tag dauerte es lange, bis jemand kam und ihm mürrisch etwas Brot und Wasser hineinschob.

Wie seine Amme Matilda Harald findet

Am nächsten Tag hörte Harald den Fürsten und fremde Schritte den Gang von der Küche kommen. Harald hörte den Fürsten sagen: „In der Küche wirst du für die Knechte und Mägde kochen, doch hüte dich, ihnen zu viel auf den Tisch zu setzen. Wir leben hier bescheiden. Wenn du nicht fortgejagt werden willst, dann lass Wasser deine wichtigste Zutat zum Essen sein. Auch in das Brot kannst du manches andere als Korn mischen. Gefräßigkeit lieben wir hier nicht. Wenn die Knechte und Mägde zu dick werden, werden sie faul und untätig. Und dann hast du noch eine wichtige Aufgabe: Vor Jahren habe ich im Wald einen Findling gefunden und ihn aus Barmherzigkeit hierher gebracht. Ich möchte aber nicht,

dass irgendjemand von ihm weiß. Zwar wird manchmal von ihm gemunkelt, aber du schweigst. Auf keinen Fall darf er seinen Raum verlassen, den ich ihm gnädig zugewiesen habe. Sollte irgendjemand ihn außerhalb erblicken, wirst du eine harte Strafe finden. Mich hat der Findling seinen Erretter zu nennen und mir die angemessene Dankbarkeit zu erweisen. Du wirst ihm einmal am Tag eine Mahlzeit reichen und seine Notdurft hinaus bringen. Auch sonst halte alles sauber. Ich will von Zeit zu Zeit kommen, und prüfen, ob du meine Anordnungen sorgfältig befolgst.“

Eine Frauenstimme antwortete leise und man hörte, wie der Fürst ihr die Schlüssel zum Kerker und den Vorratskammern übergab und sie verließ.

Zuerst versicherte sich die Frau, dass der Fürst wirklich gegangen war. Dann kochte sie, was ihr aufgetragen war und wofür sie Zutaten fand. Als sie mit den Mägden und Knechten gegessen hatte, nahm sie die zuerst gefüllte Schale für den Findling, ging zum Kerker und schloss auf. Ihr Herz schlug bis zum Hals: Sollte sie wirklich das einst ihr anvertraute Kind Harald wiedergefunden haben? Er war es! Aber er kannte sie nicht. Das stach ihr ins Herz. Sie gab ihm das Essen und fragte, wie er vor ihrer Ankunft gelebt hätte.

Harald gab ihr bereitwillig Auskunft und erzählte ausführlich von der Alten, die ihm immer das Essen gebracht und sonst manche Stunde mit ihm verbracht hatte. Sie sei aber vor kurzem umgefallen und habe nicht mehr sprechen oder sich bewegen können.

„Ja, sie starb neben dir. Nun werde ich für dich sorgen.“

„Wirst du auch neben mir sterben?“

„Ich hoffe nicht, aber sterben wird jeder von uns. Wann, das weiß nur Gott.“

„Bist du auch so langsam, wie die Alte? Sie konnte mich nie fangen.“

„Lass es uns probieren! Lauf los!“

Harald sprang auf und rannte so schnell er konnte an den Turmwänden entlang. Das war seine tägliche Rennbahn. Matilda rannte hinter ihm her, drehte sich plötzlich um und hatte ihn in ihren Armen.

„Das darfst du nicht“, rief Harald. „Du musst immer hinter mir her laufen.“

„Nun gut, lass es uns noch einmal versuchen.“

Wieder rannte Harald los und zu seinem Erstaunen war die neue Frau schnell genug, ihn zu fassen.

„Du bist noch jung und wirst nicht so schnell wie die Alte sterben!“

„Das weiß nur Gott“, war die Antwort.

„Kannst du auch Geschichten wie die Alte erzählen?“

„Was hat sie dir denn für Geschichten erzählt?“

„Sie hat von Drachen, die in Höhlen hausen, vom Zwergenkönig Laurin, von König Dietrich und seinem alten treuen Begleiter Hildebrand oft erzählt. Was haben sie alles erlebt! Kennst du davon noch mehr Geschichten?“

„Ob du alle kennst, die ich weiß, werden wir erfahren, wenn ich sie dir erzähle.“

„O ja, fange gleich an!“

„Nein“, sagte Matilda. „Zuerst muss ich die Küche fertig machen, das Holz für das Kochen des Morgenmahls bereitlegen, Wasser holen und die gereinigten Töpfe bereitstellen. Nachher, wenn alles still in der Burg ist, will ich noch einmal zu dir kommen und dir vielleicht etwas erzählen, wenn du zuhören willst.“

„Das werde ich ganz gewiss. Das tue ich immer. Wirst du auch mit mir beten?“

„Wir werden es gemeinsam tun“, sagte Matilda.

Als sie gerade aus dem Kerker gehen wollte, fragte Harald: „Wie heißt du?“

„Ich heiße Matilda. Hast du diesen Namen schon einmal gehört?“

„Ob ich ihn schon gehört habe? Er klingt mir vertraut, aber ich weiß nicht warum.“

„Wir werden später darüber sprechen“, sagte Matilda und ging.

Als sie in der Dunkelheit mit einer Kerze wiederkam, setzte sie sich zu Harald und fragte ihn: „Weißt du wie du heißt?“

„Findelkind“, war seine Antwort. „So werde ich immer genannt.“

„Hast du schon einmal den Namen Harald gehört?“

Lange besann sich der Knabe. Der Name erschien ihm vertraut und doch so fern.

„Versprich mir, dass du zu niemandem über das sprichst, was ich dir jetzt anvertraue. Es könnte unser beider Leben kosten. Du bist kein Findelkind. Du bist selber ein Fürstenson und dein so genannter Erretter hat dich mir geraubt als du fast vier Jahre alt warst. Er heißt nicht Erretter sondern in Wirklichkeit Ingrim und ist ein furchtbarer Ritter, unter dem viele Menschen leiden.

Ich bin deine Amme, die dich wie ihren Augapfel hütete. Es war an Pfingsten vor fünf Jahren als ich mit dir im Wald spazieren ging. Da kam ein wilder Ritter angesprengt und entriss dich mir. Seither schmachtetest du in diesem Kerker. Möge Gott uns behüten, dass wir zu deinen Eltern gesund zurückkehren können. Aber jetzt musst du Geduld haben. Betrage dich wie bisher. Verrate niemandem, was ich dir anvertraut habe. Nenne dich weiter Findelkind und betrage dich ehrerbietig wie bisher zu deinem vermeintlichen Retter.“

„Wenn ich Dietrich von Bern wäre, wollte ich ihm den Kopf abschlagen“, sagte Harald, „doch will ich tun, was du sagst.“

An diesem langen Abend erzählte Matilda Harald von der Festung Hohenstein seiner Eltern, von einem jüngeren Bruder, von dem reichen Land, das der Fürst besaß und wie sehr alle an dem Raub des Kindes gelitten hatten und noch immer litten. Dann erzählte sie von ihrer Suche nach ihm. Sie konnte es nicht verwinden, dass sie sich das Kind hat lebend entreißen lassen. Lieber wäre sie gestorben, als das Kind zu verlieren. So hat sie sich eines Tages entschlossen, Harald zu suchen. Sie verdingte sich in verschiedenen Burgen, immer lauschend, ob von einem versteckten Knaben die Rede war. Dabei lernte sie auch, wie eine

Magd zu leben, nicht wie die Amme eines Fürstensonnes. Oft hatte sie in der Küche gedient, und es gab keine Arbeit, die sie nicht geleistet hätte. Nun endlich hatte Gott ihre Gebete erhört und sie hierher geführt. „So wird Gott uns weiterführen. Wir wollen ihm jeden Tag danken und bitten, dass er uns beide in die Freiheit führt.“

Langsam erkannte Harald seine Amme wieder. Immer vertrauter wurde ihre Stimme ihm. Wie schon die Alte vor Matilda, saßen sie abends oft recht lange beieinander und besprachen sich. Schmerzlich bemerkte Matilda, wie wenig Haralds Sprache entwickelt war. So sehr sie auch der Alten dankbar sein musste, dass sie sich des Kindes angenommen hatte, so deutlich aber erlebte sie auch, dass Harald nicht unter seinesgleichen gelebt hatte und nur eine geringe Erziehung erfahren hatte.

So blieb es nicht beim Erzählen von Geschichten. Matilda, die selber nicht viel gelernt hatte, erzählte ihm aber von der Welt, was sie wusste: Dass es einen Kaiser gab, was eine Kirche und ein Priester war und vieles andere mehr. Harald lernte alles das mit großer Freude und konnte gar nicht genug von der Welt erfahren. Wenn es draußen donnerte und blitzte und im Turm davon nur ein schwacher Widerhall und Widerschein zu bemerken war, dann erzählte sie ihm, wie gewaltig ein Gewitter in den Bergen dröhnte und wie der Himmel aufzureißen schien durch die Blitze. Staunend saß er dann und konnte kaum fassen, was er hörte. Auch alle Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament, soweit Matilda davon gehört hatte, erzählte sie.

Matilda dachte aber auch daran, dass Harald seine Kräfte entwickeln müsste. Vor allem, wenn draußen ein Sturm die Burg umtoste und niemand etwas hören konnte, dann stellt sie bei ihrem nächtlichen Beisammensein viele Kerzen auf und spielte mit ihm. Wie weit konnte er springen? Wieviel schaffte er mit einem Sprung, wieviel mit zweien, mit dreien und so weiter. Wie hoch konnte er springen? Solche und andere Übungen machten ihnen große Freude. Sie lachten und scherzten viel, und wenn jemand sie beobachtet hätte, wäre er verwundert gewesen, was nachts in einem Kerkerturm alles geschehen konnte.

Eines Tages brachte sie in ihrer Tasche Kieselsteine aus einem Bachbett mit. Zuerst musste Harald sie genau beobachten. Sie gaben jedem einen Namen. Dann musste er die Augen schließen und sie nahm einige weg. Er musste herausfinden, welcher Stein fehlte. Dann übte Harald das Zählen und Rechnen mit den Steinen. Immer wieder war Matilda dabei erstaunt, wie rasch Harald etwas auffasste und sie regelmäßig in allem, was sie taten, übertraf. Dann war sie glücklich.

So vergingen viele Nächte – mal lauter mal leiser. Natürlich waren sie dann am Morgen oft müde, aber eine kleine Siesta nach dem Mittagessen half beiden.

Als Matilda die Gewohnheiten in der Burg immer besser kannte, begann sie mehr und mehr zu wagen. Besonders, wenn Ingrim mit seinen Männern auf die Jagd

– oder Raub? – ausgeritten war, dann holte sie Harald in die Küche. Mit welcher Lust und Freude half er ihr! Er kehrte, wusch ab, stapelte Holz, machte Feuer und was es auch immer für ihn zu tun gab. Nahten Schritte – husch war er wieder in seinem Kerkerturm. Wissen muss man noch, dass für das Herdfeuer zwar ein Abzug da war, Ingrim aber die Fenster hatte zumauern lassen, damit niemand hereinschauen konnte. Nur oben war in der Mauer eine größere Öffnung als Rauchabzug. Eine schmale Tür führte ins Freie, die aber immer wieder sofort zugeschlossen werden musste, wenn jemand hinaus oder herein gegangen war. Nur Ingrim und Matilda besaßen für diese Tür einen Schlüssel.

Eines Nachts in der Weihnachtszeit ging Matilda um Mitternacht noch einmal vor diese Tür, um zum Himmel zu schauen. Wie funkelten und glitzerten die Sterne! Und von unten glitzerte und funkelte schwach der tiefe Schnee den Sternen zurück. Das war so wunderbar, dass sie leise Harald holte und ihn zum ersten Mal vor die Tür führte. Wie war Harald bis ins Innerste ergriffen! Kein Schatz, der in den Geschichten vorkam konnte so reich sein, so funkeln und strahlen wie das Diadem des Himmelszeltes.

„Das ist Gottes Herrlichkeit“, sagte Matilda. Da knieten beide im Schnee nieder und erhoben ihre Herzen zum Schöpfer. Hätte jemand hingebungsvoller in einer Kathedrale beten können?

Von nun ab führte Matilda manchmal in der dunkelsten Nacht Harald hinaus. Sie bemerkte dabei auch, dass er in der Dunkelheit viel mehr als sie sah. Hatte das Dämmerlicht des Turmes seine Augen geschärft wie die Augen einer Eule oder eines anderen Nachtvogels?

Frühlingsdüfte, Sommerlüfte, den Geruch von Herbstfülle und Schneehülle lernte er unterscheiden. Damit begann sich Sehnsucht nach Freiheit in ihm zu regen. Immer wieder aber musste Matilda ihn einschließen, um nicht ihn und sich zu gefährden.

Sieben lange Jahre sollten Haralds und Matildas Gefangenschaft insgesamt dauern, dann erwies sich ihr Schicksal als gnädig und Gott leitete sie in die Freiheit, wie einst das israelitische Volk aus Ägypten.

Haralds und Matildas Befreiung (Himmelfahrt 1222)

Ingrim besaß ein ärmliches Land, aus dem er notdürftig seinen Unterhalt aus den Abgaben der Holzarbeiter, Köhler, Bauern und Handwerker, die in den Wäldern, Dörfern oder in den kleinen Städten lebten, gewann. Man muss aber sagen, dass er überall in dem von ihm beherrschten Gebiet wegen seiner Rohheit und seines Hochmuts verhasst war. Er betrachtete alles als seinen Besitz, sogar die Menschen. Sein Wille musste ihr oberstes Gebot sein.

So ist es nicht zu verwundern, dass immer mehr Menschen versuchten, seinem Herrschaftsgebiet zu entkommen. Ganze Flecken sagten sich von ihm los und

versuchten, sich seinem Stiefbruder anzuschließen. Dadurch wurde seine Lage immer bedrohlicher.

Als nun in dem Frühjahr, in welchem Harald 16 Jahre alt wurde, Ingrim die Nachricht erreichte, dass wieder ein Ort sich von ihm losgesagt hatte, musste er der Auflösung seines Herrschaftsbereiches Einhalt gebieten.

Die Waffen und Rüstungen wurden aus der Waffenkammer geholt, repariert, wo es notwendig war, und schließlich die Pferde gesattelt, um in einer Expedition die aufsässigen Orte zu bestrafen. Es war der Tag nach dem heiligen Osterfest, als alle kampffähigen Männer aufsaßen, um zum Kampf auszuziehen.

Bei sich hatte Ingrim auch bedacht, ob er Harald als Kämpfer oder Geisel mit sich führen sollte. Ihm schien aber die Gefahr zu groß, dass er entfliehen könnte. Sein nächster Gedanke war, ihn zu töten, aber damit hätte er sein wichtigstes Faustpfand gegenüber seinem Bruder verloren. So blieb Harald weiter in seinem dunklen Kerker verborgen.

Zum Schutz der Burg und der verbliebenen Frauen ließ er drei Invaliden zurück, die vielleicht die Burg wegen des schmalen Zugangs verteidigen konnten. Die zurückgebliebenen Vorräte waren nach dem langen Winter gering: Getreide für das Brot, etwas geräuchertes Fleisch und sonst herzlich wenig. Das wichtigste waren wohl die zwei Kühe, vier Ziegen und etliche Hühner. Die Verantwortung für alle Vorräte hatte – wie schon seit langem – Matilda. Sie trug den Schlüssel zu den Vorratskammern immer bei sich, so dass niemand von sich aus etwas nehmen konnte.

Kaum war aber der Hufklang der abziehenden Schar verklungen, da meldeten sich schon die drei Invaliden lautstark zu Wort. Sie betrachteten sich nun als die Herren der Burg, denen alle anderen zu gehorchen hatten. Sie riefen Matilda und verlangten, sie sollte ihnen ein Mahl bereiten, wie es ihnen als Burgherren jetzt zukäme.

Matilda trug ihnen vor, wie wenig Vorräte sie hätten und dass sie streng haushalten müssten. Schließlich erreichte sie, dass jeder statt zwei gebratener Hühner nur eines verlangte. Sie sagten: „Ingrim wird sehr bald siegreich zurückkehren und reichlich Nahrung für alle mitbringen!“

„Solange wir das nicht wissen“, antwortete Matilda, „müssen wir mit den Vorräten so sparsam wie möglich sein!“

„Davon verstehen wir mehr!“ war die Antwort – und so bahnte sich rasch das Elend der kommenden Zeit an.

Eine Veränderung aber wagte Matilda mit Harald: Nach Abzug von Ingrim und seinen Männern ließ sie die Kerkertür offen und ihn bis in die Küche kommen und ihr helfen, doch wagte sie nicht am Tage, die Tür nach draußen zu öffnen, wenn er bei ihr war. Er durfte nützliche Dinge tun und wurde gar nicht müde, das Feuer zu schüren, Töpfe zu reinigen, Asche zusammen zu fegen und vieles

andere mehr. Auch war es hier etwas heller als in seinem Turm. Kam aber jemand in die Nähe der Küche, musste er rasch zurück in seinen Kerker eilen.

Der einzige Trost für die Hungernden war, dass in diesem Jahr der Frühling auch oben in den Bergen schon sehr frühzeitig eingesetzt hatte und auf den Flächen oberhalb der Burg das Gras und viele Frühlingsblumen mit belebenden Farben sprossen. So konnten die Tiere schon bald eine erste Weide finden, denn auch die Heuvorräte waren gering geworden. Milch und Brot wurden schließlich die verbliebenen Nahrungsmittel für die Menschen. Bald mussten aber auch die Ziegen geschlachtet werden – von den Hühnern lebte schon lange keines mehr, und deshalb konnte es auch keine Eier geben.

Es schien die Invaliden gar nicht zu interessieren, welche Not vor ihnen stand. Immer sprachen sie davon, dass Ingrim bald mit reicher Beute zurückkehre. So viel sie aber auch vom Turm nach Süden Ausschau hielten, niemand stieg zu ihrer kahlen Höhe hinauf. Nicht einmal ein Knabe aus dem Wärterhaus klopfte an das Tor, um eine Nachricht zu überbringen. Ihnen selber war allen streng verboten, die Burg ins Tal hinab zu verlassen.

So kam es schließlich dazu, dass die „Burgherren“ verlangten, die Kühe zu schlachten. Wie sollten sie aber ohne Milch überleben? Matilda war verzweifelt. Ihre „Herren“ trugen aber Schwerter aus der Waffenkammer und bedrohten damit jeden, der nicht tat, was sie verlangten. So ging auch diese wichtige Nahrungsquelle aus Kurzsichtigkeit dahin. Das Fleisch der Kühe nährte sie wieder eine Weile, wobei der Hauptteil von den „Burgherren“ verzehrt wurde.

In ihrer Not verließen die Frauen, denen dies eigentlich verboten war, den Frauenturm und ihren Innenhof. Sie gingen hinauf auf die Weideflächen und suchten Kräuter und Wurzeln, um wenigstens ein wenig zu essen zu haben. Heimlich hatte Matilda in ihrer Küche unter anderen Utensilien immer noch etwas Korn behalten. Sie hungerte mit den anderen Frauen, aber ihr Ziehkind, den rechtmäßigen Erben des Fürsten, konnte sie nicht verhungern lassen. Immer wieder erhielt er von ihr ein kleines Stückchen Brot oder Getreidebrei. Als auch dieser letzte Vorrat zur Neige ging, wusste sie keinen Rat mehr.

Als erstes starben kurz nacheinander die „Burgherren“, die immer die beste und reichste Nahrung gefordert hatten. Sie konnten dem Hunger am wenigsten standhalten. Nun waren nur noch die Frauen und Harald auf der Burg. Jetzt endlich konnte Matilda die zwölfjährige Gefangenschaft für Harald beenden! Es war am Himmelfahrtstag 1222. Sie öffnete für ihn die Tür, die er nie hatte bei Tage durchschreiten dürfen und die aus ihrer Küche hinaus ins Freie führte.

Könnt ihr euch denken, was dies für Harald bedeutete? Als Matilda die Tür ins Freie öffnete, prallte Harald wie gegen einen Lichtwand! Manche von euch werden wissen, dass Menschen, die lange im Dunkeln lebten, ein viel feineres

Sehvermögen entwickeln als andere Menschen. Für sie ist die Dämmerung wie für uns der lichte Tag. Helles Licht trifft die Augen schmerzhaft.

Harald musste seine Augen mit der Hand bedecken. Matilda stützte ihn und redete ihm gut zu. Das hatte selbst sie nicht erwartet. Ohne ihren Halt wäre er zu Boden gestürzt. Erst nach einer langen Zeit konnte er es wagen, seine Augen blinzeln ein wenig zu öffnen. Und allmählich erkannte er die Wunder dieser Welt: das flutende Sonnenlicht, das lebendige Grün der Wiesen, ziehende Wolken, die in Freiheit fliegenden Vögel. Tief atmete er den frischen Bergwind ein. Hatte er dies alles schon einmal erlebt? Wenn ja, dann war es ganz aus seinem Bewusstsein geschwunden.

Langsam schaute er in die Runde: Wer waren die Menschen, die um ihn herum standen? Gab es außer Matilda, ihm und Ingrim noch andere Menschen? Und jeder sah so verschieden aus! Dass sie alle zum Erbarmen elend aussahen, konnte er ja nicht sehen. Sahen sie nicht immer so aus? Natürlich hatte Matilda ihm in mancher späten Abendstunde von seinen Eltern und dem Bruder erzählt, aber er konnte sich kein Bild mehr von ihnen machen.

Lange schaute er nun in die Runde von Gesicht zu Gesicht. Tief zog er jede Ausprägung in sich ein. Wenn wir nur immer wüssten, was die Menschenantlitze für uns bedeuten!

Aber nicht weniger erstaunt als Harald schauten die Frauen auf ihn. Wer war dieser Junge? Warum war er hier und warum kannten sie ihn nicht? Auch schien er etwas weniger verhungert als die anderen alle. Fragend schauten sie auf Matilda, die doch schon so viele Jahre bei ihnen war und nie über ihn hatte sprechen dürfen.

Jetzt war für Matilda der Augenblick gekommen, frei zu sprechen: Sie schilderte, wie er der rechtmäßige Erbe des Landes war, dass Ingrim ihn als Kind entführt hatte, ja ihn von ihrer Seite gerissen hatte, wie sie sich dann als Magd hatte verdingen können, um bei Harald zu sein.

Voller Mitleid hörten die Frauen die Geschichte von Matilda und Harald. Wie gut konnten sie das Leid verstehen, waren sie doch alle irgendwann von Ingrim geraubt und hierher verschleppt worden. Kein Kind, das sie geboren hatten, hatte mehr als wenige Tage gelebt. Immer hieß es, es sei über Nacht gestorben. Jede der Frauen trug schweres Leid in ihrem Herzen.

Lange dauerte es, bis sie im Mitfühlen des Gehörten und der eigenen Erinnerungen wieder in die Gegenwart zurückkehren konnten. Matilda sagte, dass zwei große Aufgaben vor ihnen lägen: Sie mussten Nahrung und einen Weg in die Freiheit finden.

Da sagte eine der Frauen: „Es gibt doch Wild genug in den Bergen. Unsere Invaliden konnten nicht jagen, und wir hatten keine Waffen dafür. Kann Harald nicht jagen gehen?“

Harald wusste nicht wirklich, wovon sie sprachen, aber alle Augen waren auf ihn gerichtet. Fragend schaute er auf Matilda. Die besann sich und sagte: „Ich habe alle Schlüssel beim letzten unserer Tyrannen gefunden. Lasst uns zur Waffenkammer gehen und sehen, ob es Pfeil und Bogen gibt.“ Und tatsächlich war bald das Gesuchte gefunden! Aber niemand war stark genug, den Bogen zu spannen – außer Harald.

Nun wurde Harald von den Frauen in die Schule genommen: Er musste den Lederhandschuh eines Bogenschützen anziehen und lernen, einen Pfeil aufzulegen und zu schießen. Welche Freude hatte Harald daran, wenn der Pfeil vom Bogen schnellte und das Ziel traf! Die Frauen selbst waren ganz überrascht, was sie von dem Bogen und seinem Gebrauch wussten, auch wenn sie nie an ihnen ausgebildet worden waren. Aber natürlich hatten sie genau beobachtet, wie ihre Brüder, Männer, Väter und Knappen damit umgingen. Das lehrten sie nun Harald mit nicht geringem Stolz. Die eine konnte diesen Hinweis geben, die andere jenen. Und als er zum ersten Mal traf, waren sie selber auf sich stolz.

Als Harald im Schießen sicher war, wählte Matilda drei Frauen aus, die ihn begleiten sollten. Er kannte das Gelände oberhalb der Burg nicht, er wusste nicht, wie man sich an Wild anschlich, dass man auf die Windrichtung achten musste und wohin man mit dem Pfeil zu zielen hatte. Zu dritt führten sie nun Harald durch das obere Tor hinaus und jede versuchte, ihm alles, was sie über die Jagd wusste, zu sagen, bis schließlich eine sagte: „Wenn wir alle weiter so laut durcheinander reden, werden wir nie ein Wild erjagen sondern nur verjagen!“ Da schwiegen sie und führten Harald hinauf zum Bergwald, der hinter den Weideflächen anstieg.

Leise traten sie in den Wald ein und versuchten zu befolgen, was sie Harald geraten hatten.

Harald trug zwar die Pfeile und den Bogen, aber er war ganz erfüllt von all dem Leben um ihn herum: Wie dufteten die Tannen, der Waldboden, die Pilze! Wie rauschte es in den Wipfeln, wie geschwätzig sprang ein Bergbach hinab. Ihr könnt nicht ahnen, welche Lebensströme Harald durchzogen. Das ist Gott, von dem Matilda ihm immer wieder erzählt hatte – so dachte er und empfand er. Er wollte, wie seine Beschützerin ihn gelehrt hatte, niederknien und Gott anbeten. Seine Begleiterinnen aber schlichen vorwärts und tatsächlich erblickten sie bald auf einer kleinen Waldlichtung einen kapitalen Hirsch. Alle mussten sich hinter einem Felsbrocken verstecken und Harald sollte, ohne auf einen Ast zu treten, vorsichtig anschleichen. Noch einmal zeigten sie ihm, wohin er zielen sollte. Und so tat Harald. Der Hirsch wollte fliehen, stürzte aber nach wenigen Schritten nieder.

Nun brach der Jubel los! Zu viert schleppten sie den Hirsch in den Burghof, und dort wiederholte sich noch einmal der Jubel! Geschickt öffnete Matilda das Tier

und weidete es aus. Andere entfachten schon ein Feuer, und als der Abend kam, waren alle zum ersten Mal seit langem wieder gesättigt. Wieder und wieder erzählten die Jägerinnen, wie sie angeschlichen waren, wo sie den Hirsch gefunden und wie sie Harald genau erklärt hatten, was er tun musste.

Nun hofften sie, die letzte Nacht am Ort ihrer Gefangenschaft verbracht zu haben. Morgen wollten sie versuchen, mit neuen Kräften die Freiheit zu gewinnen. Sie besprachen sich hin und her, was sie mitnehmen wollten, wohin sie gehen sollten, wie sie sich vor Ingrim und seinen Mannen schützen könnten und vieles andere mehr.

Eine mondhele Nacht stieg herauf. Keine von ihnen wollte zurück in ihr Gemach. Sie lagerten um ein Feuer, gehüllt in Decken, um den Morgen zu erwarten, der ihnen die Freiheit bringen sollte.

Plötzlich klopfte es an das untere Tor und zwei Knabenstimmen riefen und forderten, das Tor zu öffnen. Es waren die Botenknaben, die Zwillingsöhne des Wächters, der unten am Berg lebte und durch sie rasch Nachricht sandte, wenn jemand sich anschickte, zur Burg hinauf zu reiten. Die Knaben waren flink, und auf schmalen Abkürzungen viel schneller als jemand, der den gewöhnlich breiten Weg hinauftritt oder –ging.

Rasch schickte Matilda Harald in sein Gefängnis zurück. Andere öffneten mit dem Torschlüssel, den Matilda ihnen gab, das Tor und ließen die Knaben herein. Rasch verkündeten sie ihre Nachricht: „Bald wird Ingrim mit seinen Männern kommen, und ihr sollt ein gutes Mal für alle bereiten.“

„Kommt er mit vielen Männern?“ fragte Matilda, „und bringt er reiche Beute mit?“

„Zusammen sind es nur fünf und Beute haben sie keine. Es scheint ihnen nicht gut gegangen zu sein. Wir denken, sie sind auf der Flucht. So schien es. Aber jetzt müssen wir zurück. Zum Glück scheint der Mond hell.“ Die Frauen gaben den beiden noch etwas Fleisch, dann verschlossen sie hinter ihnen das Tor. Was sollten sie nun tun? Einig waren sie: Nie wieder würden sie das Joch von Ingrim auf sich nehmen! „Lasst uns alle noch vorhandenen Waffen – die Äxte, Spieße und alten Schwerter – nehmen und notfalls bis zum Tod kämpfen!“ Wenn sie herein kommen wollen, werden wir ihnen nie öffnen.

Nun schien in Harald sich das Fürstenblut zu regen. „Habt keine Angst“, sagte er, „ich will unserem Peiniger widerstehen. Lasst mich alleine vor das Tor, wenn die Zeit gekommen ist. Dann schließt es so fest ihr könnt und haltet eure Waffen fest in der Hand.“

„Was willst du tun, Harald? Du bist den ersten Tag in Freiheit und hast keinen einzigen Kampf bestanden. Wie willst du gegen Ingrim, den starken und wilden Kämpfer, und seine Mannen bestehen? Hier drinnen schützt dich die Burg!“

„Ich schütze euch und die Burg“, sagte Harald bestimmt. „Ich will nicht mit der Waffe gegen ihn kämpfen. Seine eigene Furcht soll ihn besiegen.“

„Wie willst du das nur machen?“ fragte Matilda. „Habe ich sieben Jahre auf dieser Burg gedient und gelitten und dich beschützt, um dich zu verlieren?“

„Du wirst mich nicht verlieren, und ihr werdet alle gerettet werden – eben, weil wir nicht kämpfen!“

Als bald die Zeit von Ingrimms Ankunft kam, holte Harald aus seinem Kerker einen Berg Lumpen. Ihm wurden nämlich meistens nur abgetragene Kleider oder zerschlossene Pferddecken hereingeworfen, aus denen er sich aussuchte, was ihn am besten wärmte oder als Lager diente. Dann bat er um zwei armlange, kräftige Stöcke, nahm sie in die Hand und ließ sich von Matilda wie eine Vogelscheuche behängen. Die Stöcke verlängerten seine Arme, auf seinem Kopf war ein riesiges Knäuel von Lumpen wie ein Turban, an Rumpf und Beinen flatterten Tücher. Auch die Füße waren mit Lumpen umwickelt.

Dann forderte er Matilda auf, ihn durch das untere Burgtor herauszulassen und nach ihm es so fest wie möglich zu verschließen.

Sie ließ ihn hinaus, schloss aber nach ihm nicht wieder zu, einmal, um zu sehen, was geschah, und zum anderen, um mit den Frauen rasch zu Hilfe eilen zu können mit ihren Waffen, als welche Jagdspeere, aber auch Heugabeln, Feuerhaken und anderes ihnen dienen mussten.

Harald hockte sich in die dunkelste Ecke des Torbogens und spähte scharf talabwärts. Für ihn war die Mondnacht wie ein heller Tag.

Zuerst hörte er die Hufschläge mehrerer Reiter. Sie waren ihm vertraut, denn durch die schmalen Öffnungen oben in seinem Turm hatte er sie oft gehört.

Es dauerte nicht mehr lange, da sah er im fahlen Mondlicht die dunklen Schatten der Reiter nahen. Nun stand er auf und ging geräuschlos auf die schmalste Stelle des Felsengrades zu, wo der Berg nach beiden Seiten steil hinabstürzte. Er hockte sich nieder, und als der vorderste Reiter etwa auf 20 Schritte herangekommen war, richtete er sich auf und begann mit den Armen zu schwenken wie ein riesiges Flederhuhn, sprang hin und her, hockte sich und schnellte wie ein seltsamer Springbock riesig empor.

Das Pferd scheute und Ingrim, der wie immer vorneweg ritt, starrte entsetzt die nie gesehene Erscheinung an. Seine Nackenhaare sträubten sich und ein eiskalter Schauer überlief seinen Rücken. Die Furcht begann das tatsächlich Gesehene zu überdecken und vor sich sah er all die Schuld, die er auch in dieser Burg auf sich geladen hatte. Wie viele hatte er hier erschlagen oder elend umkommen lassen! Wie viele hatten sich seiner Gewalt fügen müssen! Das konnte nur ein grausiger Schatten all seiner bösen Taten sein. Er wollte fliehen, aber zum Umkehren war es zu spät. Wahnsinnig vor Furcht riss er die Zügel an und gab dem Pferd die Sporen. Das stieg mit den Vorderbeinen hoch, versuchte sich zu drehen und

stürzte mit dem Reiter den steilen Felshang hinunter. Laut wieherte es noch einmal bevor es stille wurde.

Die vier Begleiter von Ingrimms sahen mit Entsetzen auf das Gespenst und den Absturz ihres Führers. Sie hatten noch nicht die engste Stelle des Grats erreicht, wendeten die Pferde und flohen von dem Ort des furchtbaren Geschehens.

Als alles still war, öffnete Matilda das Tor. Alle stürzten hinaus auf den schmalen Vorplatz: Sie waren frei! Was sollten sie nun tun? Fragend schaut sie auf Harald und Matilda. „Geht in die Burg zurück, sammelt eure Sachen, und in der ersten Dämmerung ziehen wir ins Tal“, sagte Matilda.

An eine Nachtruhe war nicht zu denken. Sie entzündeten wieder ein Feuer und besprachen immer wieder, welches Wunder geschehen war. Aber es geschah ein größeres Wunder: In den letzten Nachtstunden klopfte es plötzlich wieder ans Tor - bescheiden, leise. Dann rief eine Stimme: „Lasst mich herein.“

Hörten sie recht? War das nicht die Stimme Ingrimms? Alle hatten mit seinem Tod gerechnet. Wollte sein Geist nun hier erscheinen?

„Öffnet nicht!“ riefen fast alle vor Schrecken dem Tode nah. „Lieber nehmen wir uns das Leben als noch einmal unter seine Knechtschaft zu gelangen!“

Und so wäre das Tor geschlossen geblieben, wenn nicht Harald von Matilda gefordert hätte, es zu öffnen. In Ingrimms Sprechen lag ein nie gehörter Ton: ein bescheidenes Flehen, ein tiefer Schmerz. Ja, Harald hatte ein feines Gehör entwickelt. In seiner Einsamkeit erzählte jedes Geräusch - und kam es nur von ferne an ihn heran – eine ganze Geschichte. Vieles was tönte, kannte er nicht, aber er unterschied fein, wie es tönte. Kam es von Mensch oder Tier, dann sprach sich die ganze Seele in dem Klang aus. Klang es schmerzlich, heiter, fröhlich, gelangweilt, gehässig, liebevoll – eine ganze Welt lag in den Klängen.

Dieses feine Gehör von Harald rettete Ingrimms nun das Leben. „Habt keine Angst“, sagte er zu den Frauen, „er braucht unsere Hilfe.“

„Und wenn wir ihm geholfen haben, dann wird er wieder der Alte sein!“

„Nein, ich weiß nicht, was geschehen ist, aber wir werden ihn nicht mehr zu fürchten haben“, sagte Harald so sicher, dass Matilda tatsächlich das Tor öffnete.

Vor dem Tor lag blutüberströmt Ingrimms am Boden und hatte das Bewusstsein verloren. Natürlich war es ein Wunder, dass er überhaupt noch lebte und hierher gelangen konnte. Sie trugen ihn herein, betteten ihn auf den Lumpen, die Harald neben dem Feuer abgeworfen hatte und öffneten seine Kleidung, um nach den Verletzungen zu schauen. Die Rüstung, die er trug, schien ihn aber vor Schlimmerem bewahrt zu haben. Vor allem blutete er am Kopf. Dort klaffte eine Wunde.

Matilda reinigte die Wunde, holte Wundkräuter, kaute sie und legte sie auf. Dann verband sie den Kopf mit einem Lumpenfetzen. Ängstlich schauten die Frauen ihr zu. Was würde geschehen, wenn er erwachte?

„Er hat viel Blut verloren“, sagte Matilda. „Wenn er überleben soll, müssen wir ihm zu trinken geben. Macht eine Fleischbrühe und gebt sie ihm.“

Immer wieder stöhnte Ingrim in seiner Ohnmacht. Als sie dann seinen Kopf anhoben und versuchten, ihm etwas Brühe einzuflößen, öffnete er mühsam die Augen, versuchte seinen Blick über die Gesichter gleiten zu lassen und stöhnte: „Verzeiht!“ und fiel in seine Ohnmacht zurück.

Nach einer halben Stunde aber erwachte er wieder, schlug die Augen auf und versuchte, sich etwas aufzurichten. Nun merkten sie, dass er einen Arm nicht gebrauchen konnte. War er gebrochen, war er ausgerenkt?

„Lasst mich es machen“, sagte plötzlich eine der Frauen, hob ihn an und renkte den Arm wieder ein. Ingrim stöhnte vor Schmerz, der aber doch bald nachließ. Als schließlich der Morgen graute, fragte Matilda: „Was sollen wir nun tun? Können wir ungefährdet die Burg verlassen? Was sollen wir mit Ingrim machen?“

Ingrim hörte ihrem Gespräch eine Weile zu, dann sagte er: „Meine Herrschaft ist zu Ende. Ihr habt nichts mehr von mir oder meinen Gesellen zu fürchten. Geht hin, wohin es euch zieht, doch wollt ihr mich leben lassen, so erbitte ich, dass Matilda und Harald noch bei mir bleiben.“

Nun ging es ans Aufbrechen. Die Frauen packten ihre Bündel mit dem wenigen, was sie besaßen. Jede steckte dazu noch ein Stück von dem gebratenen Hirsch als Wegzehrung ein. Nun bewährte sich noch einmal, dass sie sparsam mit der gewonnenen Nahrung umgegangen waren. Harald und Matilda schauten sich an, nickten sich zu und beschlossen zu bleiben.

Dann sagte Matilda noch zu den aufbrechenden Frauen: „Sobald ihr auf Menschen aus der Herrschaft des Fürsten stoßt, bittet sie, ihm Nachricht von unserer Befreiung zu senden und bittet sie auch, uns Nahrung und Hilfe zu schicken.“

Als sie in langer Reihe fortgezogen waren, schloss Matilda wieder das Tor. Dann bat Ingrim: „Helft mir, dass ich auf mein Lager komme.“ Sie halfen ihm, sich aufzurichten, stützten ihn und begleiteten ihn hinauf in sein Turmgemach. Das war mit warmen Teppichen geschmückt. An den Wänden hingen kostbare Waffen. Eine eisenbeschlagene Truhe schien reiche Schätze zu bergen. Warme Felle lagen auf seiner Lagerstatt.

Sie halfen ihm, sich neu zu kleiden, seine Notdurft zu verrichten und schließlich unter Fellen sich niederzulegen. „Bleibt noch bei mir“, bat er, „ich muss mit euch sprechen. Ihr werdet euch wundern, dass ihr mich nicht mehr zu fürchten braucht, aber ich muss euch erzählen, was in dieser Nacht geschah.“

Und nun erzählte er, wie ein grausiges Gespenst ihm all seine Schuld furchtbar vor die Augen gestellt hatte, wie er dann mit dem Ross hinab stürzte und wie er plötzlich sein ganzes Leben wie von einem hohen Berg aus gesehen hätte. Er war

tot. An einer starken Krüppelkiefer hing sein Leib. Sein Arm hatte sich dort beim Sturz verfangen. Wie glücklich war er, dass dieses Leben nun vorbei war und er nicht weiter sündigen konnte.

Voller Mitgefühl hörten ihm Matilda und Harald zu. Wie gut konnte Harald ihn verstehen! Hatte er nicht früher selbst manchmal seinen Leib von oben auf dem Lager liegen sehen?

Voller Mitgefühl sagte er zu Ingrim: „Es wird nun alles gut werden. Sollen wir dir nicht einen neuen Namen geben?“

„Du bist ein Renatus geworden, ein Wiedergeborener“, sagte Matilda.

Leise nickte der Wiedergeborene sein Einverständnis. „Lasst einen Priester kommen“, sagte er. „Mich verlangt es nach der Beichte.“

Diese Bitte konnten sie nicht so leicht erfüllen. Ihre Sorge musste sein, die Burg verlassen zu können, denn es drohte, dass der Hass der Menschen gegen ihn sich nun in Gewalt entlud.

Zwar erholte sich Renatus erstaunlich rasch – nicht zuletzt durch die gute Pflege von Matilda.

Da noch kein Priester kommen konnte, beichtete Renatus viele seiner schrecklichen Taten Matilda, die dann mit ihm lange betete und um Vergebung der Sünden bat. Viel hatte Matilda seit dem Raub des Kindes selber durchlitten, was sie aber durch die Beichte von Renatus erfuhr, überstieg ihre ganze Vorstellungskraft vom Bösen. Nur weil sie das Leid von Renatus unmittelbar vor sich miterlebte, konnte sie zuhören.

Nach wenigen Tagen war Renatus soweit genesen, dass die drei an den Aufbruch denken konnten. Da Harald nichts und Matilda fast nichts besaßen, bat Renatus sie, etwas von ihm zu tragen. Sie knoteten es in Tüchern, die sie sich über die Schulter hingen. Die letzte Nacht auf der Burg kam heran, als es noch einmal an dem Burgtor mit dem Zeichen klopfte, an dem man die Botenjungen erkannte.

Gab es denn noch eine Nachricht zu überbringen? Matilda fragte, wer da sei, und es waren tatsächlich die beiden Knaben, die diesen Botendienst zum letzten Mal versahen. Sie berichteten, dass eine ganze Rotte von Männern sich mit Waffen und Fackeln versehen hatte, um in der Nacht die Burg zu überfallen. Vielleicht sei keine Rettung mehr möglich.

Matilda gab jedem ein Goldstück aus dem Schatz von Ingrim und sagte, ihr Dienst sei nun zu Ende. „Schickt nach uns, wenn ihr uns braucht“, sagten sie. „Wir kennen noch Pfade, die kein anderer kennt. Aber sie sind gefährlich und wir können sie in der Dunkelheit nicht gehen.“

„Dunkelheit? Saget ihr Dunkelheit?“ fragte Harald. „Noch vor Mitternacht wird der späte Mond aufgehen. Dann kann ich euch führen. Lasst uns sofort aufbrechen und so weit gehen, bis ihr nichts mehr sehen könnt.“

So rasch es nun ging, brachen sie auf, um sobald wie möglich den schmalen Felsengrat zu überqueren, von dem es kein Ausweichen gab. Dann führten die Knaben die Gruppe auf einen Wildwechsel, der kaum erkennbar unterhalb des Weges zu einem Felsbach hinunter führte. Hier musste nun Harald mit seinen Augen, die noch in der Finsternis sahen, die Führung übernehmen. Harald übernahm auch das Bündel von Matilda, die immer wieder zu stürzen drohte. Sie fassten sich an und schrittweise ging es weiter hinab.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als heftige Stimmen hörbar und der Lichtschein von Fackeln sichtbar wurden. Wären sie diesen Männern begegnet, hätte es für Renatus wohl keine Rettung gegeben.

Als sie oben auf dem Weg vorbeigezogen waren, ging die Gruppe zuerst weiter hinunter zum Felsbach, und dann, teilweise durch den Bach wadend ihm folgend, bis sie in ein Wiesental kamen, das schwach vom Mondlicht erleuchtet war.

„Könnt ihr uns sagen, wo das Gebiet von Fürst Hohenstein beginnt?“

„Das kann man in diesen Tagen nicht sagen. Alle wollen der Herrschaft von Ingrim entkommen. Wir kennen aber ein einsames Gehöft, dessen alter Besitzer immer Fürst Hohenstein die Treue bewahrt hat.“

„So führt uns dahin.“

„Wir werden es vor dem Morgengrauen erreichen, wenn Harald uns mit seinen Augen hilft.“

Und so geschah es. Als sie kurz vor Tagesanbruch das Gehöft erreichten, wurden die Alten durch das Hundegebell geweckt. „Wer da?“ fragten sie.

„Des Fürsten treue Magd und sein Sohn“, gab Matilda als Antwort.

Der Hund wurde an die Kette gelegt und das Tor etwas geöffnet. In der Dunkelheit schlüpfen sie hinein und wurden an den Herd geführt, dessen Flamme die Alte wieder entfachte. Im flackernden Lichtschein versuchten die Alten die Gesichter zu erkennen. Die Knaben kannten sie, weil sie auf ihren Streifzügen schon öfter vorbeigekommen waren. Matilda war ihnen fremd, aber ihr offenes Wesen gab ihnen Vertrauen. Von Harald waren sie überrascht – ja, so hatte der Fürst, den sie verehrten, vor vielen Jahren ausgesehen! Und natürlich hatten sie von der Entführung seines ältesten Sohnes gehört. Der fünfte saß etwas abseits im Schatten, eine lange Lederkappe auf dem Kopf, den Mantel hochgezogen und schwieg. Da sie aber vieren vertrauten, musste auch der fünfte willkommen sein.

Matilda erzählte nun von ihrem Leben, ihrer freiwilligen Gefangenschaft auf Burg Notweh und wie schließlich ihre Befreiung durch Harald gelang. Genaueres aber übergang sie und sagte auch nichts zum fünften. Sie fragte dann nach einem sicheren Weg heim zur väterlichen Festung von Harald. „Noch seid ihr in Feindesland“, sagte der Alte, „aber ich werde euch Wege führen, auf denen ihr sicher seid. Morgen Abend werdet ihr zuhause sein. Nun ruht euch noch ein

wenig aus. Es genügt, wenn wir in zwei Stunden aufbrechen. Vorher aber stärkt euch.“ Zu Harald aber sagte er noch: „Fürstlicher Herr, glaubt mir, welche Freude und Ehre es ist, euch als erster unter meinem armen Dach nach der Flucht beherbergen zu dürfen. Ihr seht mutig und stark aus und werdet bald den Schrecken unseres Landes, der fürchterlich wie ein Drache auf allen Menschen lastet, bekämpfen und töten. Das wird der größte Jubeltag in unserem Leben sein!“

Harald schwieg eine Weile – versuchte er nicht gerade, Renu das Leben zu retten? Dann sagte er: „Seid getrost, der Drache ist schon vernichtet, aber habt noch Geduld, der Festtag wird bald kommen. Bringt uns nur sicher zu meinem Vater.“

Wie musste es Renu schmerzen, als er so über sich sprechen hörte, aber es gehörte nun zu seinem Leben, das Vergangene als Teil von sich zu fühlen. Sich zu offenbaren wagte er aber nicht.

Die Alte, die sich an den Vorräten zu schaffen gemacht hatte, trat wieder hinzu und bereitete auf dem Tisch ein Frühstück. Sie stärkten sich, die beiden Knaben brachen auf, um heimzugehen, Harald wollte sich wie gewohnt auf den Boden legen, denn anders kannte er es nicht. Das wollten die Alten aber nun auf keinen Fall zulassen. Er musste sich in ihr Bett legen. Matilda und der fünfte setzten sich zusammen und sprachen leise miteinander. Was würde geschehen, wenn er erkannt würde? Würde sein Stiefbruder ihn aufnehmen? Was könnte überhaupt noch aus seinem Leben werden?

Matilda bedachte bei sich vieles. Ein Wunder schien es ihr, wie Harald sich in den wenigen Tagen seit seiner Befreiung verändert hatte. War er früher immer kindlicher als sein Alter gewesen, so schien er jetzt schon zum Manne gereift. Sicherheit, Entschlossenheit, Mut, aber auch Weisheit und Güte strahlte er aus. Schließlich sagte sie: „Ich würde Harald vertrauen. Er hat dir das Leben bewahrt und er wird dich auch weiter schützen. Lasst uns nur sicher die väterliche Festung erreichen.“

Die Alten hatten ihr Tagewerk begonnen: Der Alte sah nach dem Vieh, seine Frau bereitete Vorräte für den Tagesmarsch vor. Dann brachen sie unter der Führung des Alten auf. Leise murmelte der fünfte einen Dank, schien sich aber immer noch zu verbergen. Die Alte versuchte nun im vollen Tageslicht, ihm scharf in das Gesicht zu sehen. Ein furchtbarer Schrecken durchzuckte sie. Sollte es wahr sein, was sie gesehen hatte? Rasch brachen aber die vier auf, so dass sie nichts mehr sagen konnte. Der Schrecken blieb aber in ihr den ganzen Tag.

Die Rückkehr

Der Alte führte sie durch dichten Wald, an Bachläufen entlang und über Geröllhalden, bis er wusste, dass sie auf fürstlichem Gebiet waren. Nun nahmen

sie die breite Straße, grüßten Entgegenkommende und sprachen laut und fröhlich miteinander. Morgen war das Pfingstfest.

Noch bevor die Sonne unterging, sahen sie die fürstliche Festung, und als sie sank, pochten sie schon ans Burgtor. Welche unterschiedlichen Gefühle durchzogen jeden! Matilda war überglücklich. Die Schuld, die sie doch fühlte, dass sie den Knaben sich lebend hatte entreißen lassen, war getilgt. In Harald stiegen zwar frühe Bilder seiner Kindheit auf, aber er wusste nicht, was ihn wirklich erwartete. Renatus war bereit, alles auf sich zu nehmen, was das Schicksal ihm auferlegte – und sei es der Tod. Demütig überschritt er die Torschwelle, als endlich nach langem Pochen geöffnet wurde.

„Matilda!“ rief der Torwächter, denn sie erkannte er sogleich. „Wo kommst du her? Wo warst du?“ Laut rief er in den ersten Hof: „Matilda ist wieder da!“ Und noch einmal: „Matilda ist wieder da!“

Dann geschah noch einmal etwas Unerwartetes: Harald gebot ihm mit einer solchen festen und strengen Stimme: „Reich mir dein Schwert“, dass er nicht wagte, dem Wunsch oder Befehl entgegen zu handeln. Er reichte Harald sein Schwert, das er immer anlegte, wenn er Fremden das Tor öffnete. „Führt mich zum Fürsten“, gebot er dann. „Ihr beiden kommt mit mir.“

Ein Knappe, der auf den Ruf des Wächters herausgekommen war, übernahm es, sie zu führen. Sie gingen durch das innere Burgtor, stiegen Treppen empor, bis sie schließlich zum Gemach des Fürsten kamen. Auf das Klopfen rief er sie herein. Er saß dort mit der Fürstin, Haralds Mutter, und einem Knaben. War das sein Bruder? Zuerst erkannte die Fürstin Matilda, sprang auf, schlug die Arme um sie und drückte sie mit aller Kraft an sich.

Renatus warf sich vor der Tür auf den Boden. „Urteilt über mich, Bruder, wie ihr es für angemessen haltet.“ Harald aber stand aufrecht neben ihm, umfasste den Schwertgriff, schaute dem Vater in die Augen und sagte: „Wir werden ihn einem höheren Gericht übergeben, Vater!“ Seine Stimme war fest und bestimmt, wie sie schon seither Matilda in Staunen versetzt hatte.

Der Vater schaute ihn lange an. Sollte es eine Drohung sein? Was ging in Harald vor? Die Mutter schaute gebannt beide an: Ja, es war ihr Sohn! Aber sie zögerte, ihn zu umarmen. Was ging zwischen den Männern vor? Durfte er dem Urteil des Vaters vorgreifen – die Hand am Schwert? Niemand durfte die Räume des Fürsten ohne besondere Erlaubnis mit einer Waffe betreten!

Lange schauten sich Vater und Sohn an. Harald begann zu spüren, dass er einen Fehler begangen hatte. Er legte das Schwert vor der Schwelle auf den Boden, kniete nieder und sagte: „Vater verzeiht. Ich habe das Leben dieses Mannes seit meiner Befreiung bewahren müssen. Matilda wird darüber euch berichten können. Er ist nicht mehr Ingrim, er ist nun Renatus.“

„Steh auf“, sagte der Vater zu Harald „und begrüße uns gebührend.“ Er reichte Harald die Hand. Die Mutter umarmte ihn beklommen, aber dann brach all ihr Jammer über den Verlust ihres Kindes aus ihr hervor. Die Tränen rannen unter ihrem lauten Schluchzen herab. Matilda nahm sie schützend in ihre Arme.

„Begrüße auch deinen Bruder Wolf, der uns so viele Jahre deine Stelle als Ältester vertreten musste. Ihr werdet euch bald besser kennen und lieben lernen, denn Wolf ist klug und gewandt“, sagte der Fürst.

Er forderte seine Familie auf, sich zu setzen. Seinen Stiefbruder, der immer noch vor der Schwelle lag, beachtete er nicht. Zu vieles konnte er noch nicht durchschauen. Er wusste ja nicht, was sich wirklich zugetragen hatte. Durfte er den Entführer seines Sohnes und die andauernde Bedrohung seiner Herrschaft verzeihen?

Matilda schaute fragend den Fürsten an: Sollte sie bleiben oder gehen? Mit einer knappen Bewegung deutete er an, dass sie bleiben sollte. Leise schloss sie die Tür und setzte sich zur Fürstin.

„Vor kurzem hörten wir von eurer Befreiung und dass im Gebiet von Ingrimms Herrschaft alles in Aufruhr sei. Weil es sich um dich, Harald, unseren Sohn handelte, besprach ich mich zuerst in unserer Familie. Noch haben wir keinen Rat, was wir tun sollten. Durch deine Ankunft hat sich alles verändert. Kannst du uns einen Bericht geben? Über dein Leben in der Gefangenschaft magst du später ausführlich berichten. Jetzt erzähle, wie du befreit wurdest, wie Ingrimmm dein Gefangener wurde und was du über die Zustände in Ingrimms Herrschaftsgebiet weißt.“

Unterstützt durch Matildas Erläuterungen und Ergänzungen berichtete Harald nun in Kürze, was sich seither zugetragen hatte. Ungläubig hörten die anderen, wie rasch Harald nach seiner Befreiung den anderen Hilfe sein konnte und bald die Führung übernahm. Ja, er war ein Fürstenson, sein Sohn! Sehr bewegt hörte er die Geschichte von Ingrimms Absturz, seiner wunderbaren Rettung und Wandlung. Hatte Harald nicht wie die anderen Gefangenen Rachegefühle verspürt? Wie hätte er selber in dieser Situation reagiert? Und woher hatte Harald die Sicherheit, dass sein Erscheinen als Gespenst die vorausgesehene Wirkung haben würde? Welche Weisheit lebte in diesem jungen Menschen, der sein Sohn war?

Dankbar hörte er auch von den beiden Alten, die in der letzten Nacht die kleine Schar geschützt hatten und von denen der Alte sie hierher geführt hatte. Wie es aber im Herrschaftsgebiet von Ingrimmm stand, darüber konnten Matilda und Harald nicht wirklich Auskunft geben. Am besten würde Ingrimmm wissen, wie es um sein Gebiet stand.

Der Fürst stand auf, öffnete die Tür, vor welcher Ingrimmm immer noch am Boden lag, und sagte: „Steh auf und gib uns die Nachrichten, die wir benötigen.“

Ingrimm blieb an der Tür stehen und sagte: „Fragt, was ihr wissen wollt, aber fragt auch den Alten, der uns hierher geführt hat. Er wird das Neueste wissen. Ich lag ja verletzt auf der Burg.“

Der Fürst schickte Wolf hinab und nach kurzer Zeit kam er mit dem Alten zurück, der bescheiden an der Tür neben Renatus stehen blieb.

„Hab‘ Dank“, sagte der Fürst, „dass du so treu immer zu mir gehalten hast und vor allem dafür, dass du meinen Sohn“ – „und Matilda und Renatus“, warf Harald ein – „ja, alle drei so sicher hierher geleitet hast“, setzte der Fürst fort, nicht ohne leise missbilligend die Unterbrechung zu bemerken. Gerne würde ich dich aus deiner Abgeschiedenheit näher zu mir heranziehen. Du wirst alt und wirst eines Tages Hilfe brauchen. Ich will Dir und deiner Frau eine kleine Wirtschaft, nahe von hier, die gerade frei geworden ist, geben.“ Der Alte dankte. Dann fuhr der Fürst fort: „Du wirst besser als wir wissen, wie es im Gebiet von Ingrimm steht. Was haben wir dort zu erwarten?“

„Soweit ich davon in meiner Einsamkeit gehört habe, ist das Land in Aufruhr. Als Ingrimm glaubte, die abgefallenen Städte und Weiler mit einer kleinen Gruppe von seinen Gesellen bestrafen zu können, verlor er bald die meisten und konnte sich nur durch Flucht retten. Man sagt, er sei vor seiner Burg zu Tode gestürzt.“

Tatsächlich hatte der Alte noch nicht bemerkt, wer den ganzen Tag schweigend und in seinen Mantel gehüllt, hinter ihm her schritt. Matilda und Harald hatten ihn auch in Unwissenheit gelassen und ihn durch vieles Sprechen abgelenkt. Im Augenblick schien es auch nicht geraten, den Aufenthaltsort von Ingrimm bekannt zu machen. So dankte der Fürst dem Alten und bat ihn, noch bis zum nächsten Mittag in seiner Burg zu bleiben.

Als der Alte gegangen war, fragte der Fürst seinen Halbbruder: „Stimmt es, was er gesagt hat?“

„Es stimmt, nur dass ich von den Toten wieder auferstanden bin.“

Der Fürst dachte noch eine Weile nach und sagte dann zu Ingrimm: „Was du auch immer getan oder nicht getan hast, du wirst verstehen, dass ich dich einkerkern lassen muss, doch will ich dich besser behandeln, als es dir vielleicht zusteht. Harald und Matilda werden mit dir gehen. Sie wissen wohl am besten, wie sie dein Los erleichtern können. Matilda, versorge ihn so, wie es dir richtig scheint. Harald, du führst ihn und bist verantwortlich, dass er nicht entweichen kann. Lasst keinen wissen, wen wir hier auf der Festung gefangen halten. Harald, kehre dann bald zurück.“

Als sie gegangen waren, schauten der Fürst, die Fürstin und ihr zweiter Sohn sich an: Was sollten sie in dieser Situation tun? Die Fürstin sagte: „Unser verlorener Sohn ist wieder da! Verzeihe ihm, dass er noch nicht weiß, wie er sich als

Fürstensohn zu verhalten hat. Er ist wohlbehalten, tapfer und ein wacher Geist. Du wirst deine Freude an ihm haben.“

Der Bruder sagte: „Einmal wird er das Erbe antreten. Was wird mir zu tun bleiben?“

Der Vater schwieg lange und bewegte in sich viele Gedanken: Sein Sohn musste nun erst erzogen werden. Was verstand er vom Leben eines Ritters und von den Aufgaben eines Fürsten? Wie sollte er mit Ingrimmm verfahren? Was sollte er von der Erzählung über die neue Geburt halten? Sollte er das Land von Ingrimmm wieder unter seine Herrschaft stellen, wenn der Abfall auch ihm galt und die Städte und Weiler sich an ihre Freiheit gewöhnt hätten? Durfte er das Land denen überlassen, die allzu leicht ohne starke Herrschaft es ausplündern und sich zu unrechtmäßigen Herren machen? Sollte er ein Heer zusammenrufen, um den Menschen Sicherheit und Ordnung zu bringen? ... Fragen über Fragen!

Bald schon kam Harald wieder herein: „Vater, Renatus ist wohl verwahrt. Matilda hat den Kerkerschlüssel und wird sich um ihn kümmern. So wird auch niemand in der Burg erfahren, wer der Gefangene ist. Eine Bitte hat er aber: Er möchte so bald wie möglich mit einem Priester zusammenkommen, um die Beichte abzulegen.“

„Wenn es Zeit dafür ist, soll es geschehen. Jetzt lasst uns aber gemeinsam die nächsten Schritte bedenken. Nach dem, was ich von dir vernommen habe, wird dein Rat hilfreich sein. Ich trage mich mit dem Gedanken, ein Fest zur Feier deiner Rückkunft zu veranstalten. Du wirst dann als Erbfolger genannt werden. Wir werden dir zu Ehren Ritterturniere, aber auch für das Volk Spiele und einen großen Markt durchführen. Jeder soll an unserer Freude teilhaben.“

„Wir müssen aber auch bedenken, was wir mit dem Land von Ingrimmm machen. Nach dem, was ich verstanden habe, ist es in Gefahr, in ein Chaos zu stürzen. Ich will ein Heer zusammen rufen, um in Ingrimms Bereich die Ordnung zu sichern. Anlass für das Sammeln des Heeres kann das Fest sein, zu dem ich nicht nur alle Ritter und Edlen aus meinem Land laden will. Ich werde auch die Städte aus Ingrimms Gebiet bitten, je zwei Gesandte zu senden. Dann werden wir hören, wie es um das Land steht. Rechtmäßig gehört es ja zu meinem Besitz. Mein Vater hat es meinem älteren Stiefbruder als Ausgleich dafür gegeben, dass ich als Jüngerer sein Erbe antreten durfte. Dies Fest soll am übernächsten Vollmond beginnen und mindestens drei Tage dauern. Du wirst inzwischen dich in deiner Heimat etwas umschaun und, wenn ich es recht sehe, einiges zu lernen haben, dass du als Fürstensohn beherrschen musst. Hast du schon einmal auf einem Pferd gesessen? Hat dir schon einmal ein Knappe eine Rüstung angezogen? Weißt du eine Lanze oder ein Schwert zu führen?“

Lachend schüttelte Harald den Kopf: „Diese Ehre wurde mir in meinem Kerker nicht zuteil. Brauche ich das wirklich alles zu lernen? Gibt es nichts anderes, was wichtiger wäre? Hast du auch an einen Priester für Renatus gedacht?“

„Als Priester will ich den Abt des nahen Zisterzienserklosters bitten lassen zu kommen. Was dich betrifft, werden wir sehen, wohin du durch Neigung und Adel gelangst“, sagte der Fürst. „Nun, Fürstin und Wolf, leitet Harald zu einer Wohnstatt, die ihm gebührt. Wie wäre es, wenn er eine Weile sein Gemach mit seinem Bruder teilen würde? Sie könnten sich so besser kennen lernen.“ So geschah es.

Am nächsten Morgen feierten sie das heilige Pfingstfest. Die ganze Natur lag in hellem Sonnenschein. Das junge Grün der Bäume, blühende Wiesen und lauter Vogelsang schufen auch der Natur ein Festkleid. Hier erlebte Harald zum ersten Mal eine heilige Messe. Sie bewegte ihn tief – auch wenn er von den lateinischen Worten nichts verstehen konnte.

Wie der Fürst es gesagt hatte, lernten sich die Brüder sehr bald immer besser kennen. Ihr könnt euch denken, wie viel sie sich zu erzählen hatten! Sie kannten sich ja nicht! Immer wieder fragte Wolf seinen großen Bruder aus, wie es in der Gefangenschaft gewesen war, was er den Tag über gemacht hätte, ob er die Eltern nicht vermisst hätte usw. usw. Vor allem musste Harald ihm aber immer wieder von seiner Befreiung erzählen. Er wollte sich darüber tot lachen, wie Harald Ingrimms als Gespenst erschreckt und überwunden hatte. Dass es dabei um Leben und Tod ging, dafür hatte er keinen rechten Sinn. „Vater wird Ingrimms sicher bald hängen lassen“, meinte er.

„Oder auch nicht“, entgegnete Harald bestimmt.

Harald wollte natürlich wissen, wie das Leben als Fürstensonnh verlief. Matilda hatte ihm manches erzählt, aber er konnte sich davon keine Vorstellung bilden. Er wusste ja nicht einmal wirklich, wie ein Pferd aussah. Nur ihren Hufschlag kannte er vom Hören, wenn Ingrimms und seine Ritter zur Burg hinauf ritten.

Wolf erzählte ihm, wie er schon längst reiten und sogar etwas fechten konnte, wer außer ihnen auf der Burg lebte, zu wem er eine besonders enge Beziehung hatte usw. und so fort.

Für die nächste Zeit waren die beiden Brüder fast unzertrennlich. Wolf wurde Haralds erster Reitlehrer. Bald durchstreiften sie gemeinsam Wälder und Felder, nahmen auch Pfeil und Bogen mit und zu Wolfs Erstaunen, traf Harald bald besser als er. Vor allem im dunklen Tann und am späten Abend, wo er kaum mehr etwas sehen konnte, sah Harald immer noch wie am hellen Tag.

Natürlich konnte es bei den beiden Brüdern von 14 und 16 Jahren nicht ausbleiben, dass sie ihre Kräfte maßen. Zuerst prüften sie, wer die größeren Steine heben konnte, dann spielten sie Armdrücken und schließlich begannen sie miteinander zu ringen. Harald war zwar größer, Wolf aber geübter und wendiger.

Welche Lust war es, seine Kräfte so erproben und stärken zu können! Sie wurden dadurch die besten Freunde, und als die Mutter sagte, Harald könnte jetzt ein eigenes Gemach beziehen, sie habe umgeräumt, wollte keiner von beiden davon etwas wissen!

Morgens und abends besuchte Harald Renatus in seinem Kerker. Immer wieder fragte der nach einem Priester. Der Vater wollte in diesem Fall nicht den Priester senden, der sonst die Messe in der Burgkapelle hielt. Es würde dann zu leicht bekannt werden, wer der Gefangene war. Er hatte aber einen Boten an den Abt des Klosters gesandt, der nach seiner Rückkehr meldete, dass man sich noch wenige Tage gedulden möge, er käme, sobald es ihm möglich wäre.

Als dann Harald und Wolf wieder ausritten, wählten sie auf Bitten von Harald die Richtung zum Kloster. Sie ritten durch ein wunderschönes Wiesental mit fettem grünem Gras und einem von Birken und Erlen begleiteten rasch dahineilenden Bachlauf. Plötzlich deutete Wolf nach vorne. Ein Mann in weißem Gewand und schwarzem Überwurf kam mit einem Begleiter ihnen entgegen.

„Das ist der alte Abt Johannes vom Kloster, lass uns rasch absteigen und ihn begrüßen“, sagte Wolf. „Er ist ein weiser, verehrungswürdiger Mann.“

Sie stiegen ab, zogen die Pferde vom Weg und warteten, bis der Abt Johannes und sein Begleiter sie erreichten. Sie begrüßten einander und Wolf konnte nicht rasch genug sagen: „Dies ist mein Bruder Harald, der so viele Jahre von Ingrim in einem Kerker gefangen gehalten war.“

Abt Johannes schaute Harald lange an. Welches Schicksal lag über diesem Menschen? Dann sagte er zu Wolf und seinem Begleiter Markus: „Nehmt die beiden Pferde, reitet vor und meldet unsere baldige Ankunft. Wir werden wohl gegen Mittag eintreffen.“

So ritten Wolf und Bruder Markus – so hieß der Begleiter des Abtes – vor und Abt Johannes und Harald konnten neben einander hergehend mit einander sprechen. „Erzähle mir von deiner Gefangenschaft, aber vor allem auch von deiner Befreiung und welche Rolle dein Onkel Ingrim in letzter Zeit gespielt hat. Ich habe einige kurze Berichte erhalten. Genaueres konnte aber niemand mir erzählen.“

Harald erzählte ihm nun, was wir schon wissen. Besonders aufmerksam wurde Abt Johannes, als er von Renatus' Todessturz und seinem Wiederkommen sprach. „Glaubst du, dass wirklich eine so tiefe Wandlung in ihm vorgegangen ist, wie du berichtest? Es besteht auch der Verdacht, dass er nach dem Verlust seiner Herrschaft sich demütig stellt, um Gnade zu finden.“

„Dann habt ihr seine Stimme nicht gehört, als er am Burgtor um Einlass bat. So sprach kein Heuchler. Und als er auf dem Krankenlager lag, hätte er leicht mit seinen Waffen uns wieder in seine Gewalt bringen können. Nein, wer hören konnte, konnte hören. Fragt auch Matilda. Sie war dabei und pflegte ihn.“

Die Sicherheit, mit der Harald sprach, sein tiefer Ernst und sein selbstloses Eintreten für seinen Peiniger sprachen für die Wahrheit der Wandlung. Harald selber hatte in den schlimmsten Augenblicken seiner Gefangenschaft sich wie von außen sehen können, und das hatte ihn nicht geschwächt sondern gestärkt. Lebensaufgaben sah er dann am deutlichsten vor sich.

„Ich will mit ihm sprechen und mir von ihm selber berichten lassen. Was aber denkst du, was mit ihm in Zukunft geschehen sollte? Wenn wir ihn freilassen, werden seine Taten auf ihn zurückschlagen. Gar mancher sehnt sich danach, ihn zu töten.“

„Könnt ihr ihm nicht im Kloster Herberge und Schutz bieten?“ fragte Harald.

„Das werden wir nicht jetzt und nicht alleine entscheiden können“, war die Antwort.

Für den Rest des Weges versuchte Abt Johannes vor allem noch herauszubekommen, was Harald in seiner Gefangenschaft gelernt und was er nicht gelernt hatte. Seine wichtigste Lehrerin war Matilda gewesen. Sie hatte ihn vor allem Sprechen und Beten gelehrt und ihm von der Welt erzählt, soweit sie sie kannte. Am meisten aber liebte er ihre Märchen, die alten Sagen von König Laurins Rosengarten, Dietrich von Bern und den in den Bergen lebenden Ungeheuern und ihre Erzählungen über seinen Vater, seine Mutter und seinen Bruder. Schreiben und Lesen konnte sie ihn nicht lehren, weil sie es selber nicht konnte. Auch Geschichten aus der Bibel hatte sie ihm in mancher stillen Nachtstunde erzählt, soweit sie sie selber kannte. Als Amme und Magd wusste sie nicht viel, aber Harald liebte es, immer wieder dieselben Geschichten zu hören.

So war seine Sprache die einer Amme, und er selber war wie ein großes Kind geblieben, dem aber doch durch eigene Weisheit die Befreiung gelungen war. Sollte er nicht in diesem Zustand verbleiben, musste er noch erzogen werden. Harald würde sicher rasch lernen und ein guter Schüler sein.

Unter diesen Überlegungen tauchte vor ihnen die väterliche Festung auf. Da sie schon erwartet wurden, stand sogar schon das Burgtor offen. Das Mittagsmahl war für den Gast und die fürstliche Familie bereitet. „Führt mich zuerst noch für kurze Zeit zu Ingrim oder Renatus, wie ihr ihn nennt“, bat der Abt. „Ich habe keinen Schlüssel“, sagte Harald, „aber wenn ihr ihn durch die Gittertür sprechen wollt, so ist es kein großer Umweg.“

Kurz schauten sich Renatus und der Abt an, und dieser versprach bald zu ihm zurückzukehren. Dann nahmen sie das Mittagsmahl ein nach den Regeln, die der Abt aus seinem Kloster gewohnt war. Vor und nach dem Essen wurde gebetet und während der Mahlzeit durfte nicht gesprochen werden.

„Wollt ihr, dass ich euch zu eurem Gespräch mit Ingrim einen Schutz mitgebe?“ fragte der Fürst.

„Ich vertraue dem, was Harald mir gesagt hat. Nur Markus soll mich begleiten.“ Stunden vergingen, bevor der Abt wieder aus dem Kerkerturm herauskam. Er lächelte und bat, mit dem Fürsten sprechen zu dürfen. Auch dies wurde ein langes und ernstes Gespräch. Der Abt riet dem Fürsten, Ingrim im Kloster vor seinen vielen Feinden zu verbergen. Ingrim hatte gesagt: „Ich will jede Strafe auf mich nehmen, auch den Tod. Der Tod kann mich nicht mehr schrecken. Aber wie soll ich noch etwas von meiner Schuld tilgen, wenn ich tot bin?“

Aber noch eines riet der Abt dem Fürsten: „Euer Sohn Harald ist weise und Kind zugleich. Er bedarf noch der Erziehung, die ihm vorenthalten wurde. Mit Freude wäre ich selber sein Lehrer, denn er ist wach und wird das Versäumte und vieles darüber hinaus rasch auffassen.“

„Ich will mit ihm darüber sprechen“, sagte der Fürst.

„Tut es nur bald. Lange wird sich nicht verheimlichen lassen, wo Renatus steckt, und es wird auf euch fallen, wenn ihr ihn zu schützen versucht. Der Hass auf Ingrim ist überall groß. Lasst Harald und Markus rufen, damit wir kurz nach Mitternacht die Burg verlassen, wenn ihr meinem Urteil über die Wandlung von Ingrim zum Renatus traut.“

Der Fürst besann sich eine kleine Weile und stimmte dann zu. Bald nach Mitternacht verließ eine kleine Schar von vier verumumten Gestalten durch einen geheimen Ausgang die Feste. Vier Stunden Wanderung durch die finstere Nacht bei noch nahezu Neumond lag vor ihnen. Vereinbarung hatten der Fürst und der Abt noch, dass Harald beim übernächsten Vollmond zum Fest kommen sollte.

Natürlich vermissten alle den Fürstenson, am meisten aber wohl Wolf, dem der liebste Kamerad abhandengekommen war.- So lebte nun Harald für längere Zeit als besonderer Klosterschüler bei den Mönchen.

Das Fest

Am Abend vor dem Fest mit dem Ritterturnier, dem Jahrmarkt und den vielen Anreisenden war in weitem Umkreis von der Burg fast kein freies Plätzchen mehr zu finden, auf dem noch ein Zelt oder eine Bude aufgebaut werden konnte. Ringsum brannten Feuer, an denen gebacken, gebraten und gekocht wurde. Wohl die ganze Nacht über kamen noch Menschen hinzu, so dass es in und um die Burg zu keiner Ruhe kam. Der Fürst hatte Wolf mit zwei Pferden zum Kloster geschickt, um Harald zum Fest abzuholen. Wolf jagte so rasch er konnte, um endlich seinen Bruder und besten Freund wiederzusehen.

Als er das Kloster erreichte, war Harald schon zur Abreise gerüstet. Hätten die Pferde nicht eine Pause gebraucht, sie wären gleich wieder aufgebrochen. So aber führte Harald seinen Bruder durch das Kloster, jedenfalls soweit er selber es betreten durfte, zeigte ihm seine Zelle und im Scriptorium etwas von den

Bemühungen, Schreiben zu lernen. „Das werde ich wohl nie lernen“, sagte Wolf.

„Macht es dir Freude? Wozu brauchst du es?“

„Es ist schwer, sehr schwer, aber wenn ich höre, welche Weisheit in den Büchern enthalten ist, die die Mönche hier schreiben, dann will ich es auch lernen!“

„Hm“, war die einzige Antwort seines Bruders. Wenn der Bruder das liebte, war es sicher gut für ihn. Er selber trug kein Verlangen danach.

Sie erhielten noch eine Wegzehrung und machten sich dann auf den Heimweg. Harald kam es vor, als wäre er schon eine Ewigkeit von zuhause fort. Sogar Wolf schien ihm verändert, gewachsen, reifer. Auf dem Ritt wurde es bald Nacht, und wie musste Wolf darüber staunen, was Harald alles sah als wenn die helle Sonne schien.

„Willst du Mönch werden?“ fragte Wolf plötzlich unvermittelt. „Das weiß ich noch nicht, aber ich liebe das stille Leben im Kloster und in seiner Umgebung.“

„Was lernst du denn dort außer Schreiben, und wer sind deine Lehrer?“

„Mein liebster und verehrtester Lehrer ist der Abt selber. Er lehrt mich Lateinisch und die heilige Messe und die Worte der Bibel recht zu verstehen. Auch lehrt er mich Rechnen und zeigt mir auf Karten, welche Länder diesseits und jenseits des großen Gebirges liegen. Ich hätte nie gedacht, dass die Welt so groß ist und dass es außer unserem Reich noch viele andere Reiche geben könnte. Geschichten aus alten Zeiten, die er mir vorerzählt, muss ich ihm wiedererzählen. Und so öffnete er mir jeden Tag ein neues Tor zum Himmel und zur Erde. Dann bin ich viel in der Schreibstube bei den Mönchen. Ein junger Mönch, sein Name ist Thomas, lässt, wenn ich komme, seine Arbeit liegen, um mit mir zu üben. Du solltest sehen, welche herrliche Bilder er auch in das Buch malt. Ich habe nie geahnt, dass wir die Farben, in denen die Natur so herrlich glänzt, auch von uns auf ein Pergament gebracht werden können.“

Harald hatte mit großem Feuer erzählt und Wolf nahm mit Erstaunen wahr, wie sein Bruder sich in kurzer Zeit verwandelt hatte.

Unter ihren lebhaften Gesprächen kamen sie noch vor Mitternacht bei der elterlichen Festung an. Zuletzt mussten sie absteigen und die Rosse am Zügel durch die engen Gassen zwischen den Zelten und den Feuern führen. Matilda erwartete sie am Burgtor. Auch sie hatte Harald schmerzlich vermisst. Sie führte die beiden in ihr Gemach, wo sie den Tisch reichlich gedeckt hatte. Obwohl die Wegzehrung des Klosters unterwegs gegessen worden war, konnten sie, wie Knaben ihres Alters leicht, noch einiges dazu tun. Der Fürst und die Fürstin kamen noch vorbei und begrüßten ihre Kinder. Welches Glück war es, die beiden Brüder so in Eintracht zu erleben! An Harald nahmen sie aber auch die starken Veränderungen wahr. Er schien noch wacher, vor allem aber hatte sich seine Sprache so verändert, dass es fast nicht zu glauben war. Bald wünschten sie sich eine gute kurze Nachtruhe und alle gingen in ihre Gemächer.

Mit Sonnenaufgang ertönte lauter Trompetenschall, das Zeichen zum Beginn des Festes. Der Kampfplatz war von Tribünen umgeben, von denen aus die Kämpfe verfolgt werden konnten. Der Fürst, die Fürstin, Harald und Wolf stiegen auf ein Podest, das für sie errichtet worden war. Vor ihnen saßen die Ritter in ihren glänzenden Rüstungen, mit hohen, bunt geschmückten Helmen, ihren Lanzen und Schilden auf ihren ebenfalls geschmückten Pferden. Das Volk hatte Platz auf den Tribünen genommen.

Als nach neuen Trompetenstößen das Volk zur Ruhe gekommen war, sprach der Fürst zu ihnen:

„Ihr Lieben aus Nah und Fern, Edle, Bürger und Bauern, euch allen danke ich, dass ihr das Glück mit uns teilen wollt, unseren verlorenen ersten Sohn hier zu begrüßen und durch ein Ritterturnier, durch Spiele, durch einen großen Markt, aber vor allem in den Begegnungen ihn euch nahe zu bringen, der uns vor zwölf Jahren geraubt wurde und durch ein gütiges Geschick, durch Gottes Hilfe und eigene Klugheit nun gerettet ist. Hier steht er neben mir und wird, so Gott will, euch eines Tages mit Güte, Kraft und Weisheit schützen.“

Nun brandeten lauter Beifall und nicht enden wollende Hochrufe auf.

Dann fuhr der Fürst fort: „Betonen möchte ich aber auch, wie dankbar ich bin, dass die Städte und Weiler aus dem Gebiet, das Ingrim beherrschte, durch Abgesandte hier vertreten sind. Ihnen soll ganz besonders mein Willkommen gelten, denn dadurch zeigen sie uns an, dass sie sich zu uns gehörig fühlen und feierlich wollen wir den alten Treueschwur wiederholen.

Euch allen aber wünsche ich Freude an den Kämpfen der tapferen Ritter, an Spiel und Tanz und nicht zuletzt an dem Auffrischen alter Freundschaften und dem Schließen vieler neuer. Wie ich sehe, sind mancher junge Bursche und manche schmucke Maid hier. Wer hier in Ehren zu seinem Lebensbund findet, darf im Voraus sich eines Geschenkes von mir sicher sein.

Seit langem schon ist die Luft von guten Essensdüften erfüllt. Wir wollen von unseren Vorräten beigetragen, was uns möglich ist, und nach dem Turnier soll auch unser Weinkeller für alle geöffnet sein.

Nun wollen wir noch Gott um Schutz vor Unglücken bitten und dann uns den Freuden des Festes hingeben.“

Als der Fürst geendet hatte, brandete neuer Jubel auf. In nicht enden wollenden Hochrufen feierten sie den Fürsten und seine nun wieder vollständige Familie. Dann ritten die Ritter in glänzenden Rüstungen je einzeln auf ihren geschmückten Pferden auf den Turnierplatz und ein Herold verkündete von jedem Name, Herkunft und besondere Taten.

Zuerst wurde eine Vielzahl von ritterlichen Spielen gezeigt, wie das Treffen eines Ringes, Geschicklichkeiten in kunstvollen Manövern, Scheinattacken und vieles andere mehr. In der Pause, in der sich die Turnierpferde etwas erholen

konnten, zeigten Knaben auf ungesattelten Pferden ihre Reitkünste. Dieser Teil war für alle Knaben offen, unabhängig von ihrem Stand. Der Fürst beobachtete scharf, welcher Knabe besonders gewandt und im Umgang mit seinem Pferd geschickt war. Durch einen Knappen ließ er ihnen einen Stab überreichen, mit dem sie in der Mittagspause zu ihm kommen sollten. Vor allen andern aber tat sich hier Wolf hervor und voller Stolz beobachteten die Eltern ihn. Keiner konnte es ihm gleich tun: Er konnte in vollem Galopp ab- und wieder aufspringen, stand mit Pfeil und Bogen auf dem trabenden Pferd und traf sicher eine Zielscheibe, ritt mit zwei Pferden, auf jedem Rücken einen Fuß und sprang schließlich vom Rücken des Pferdes auf das Podest, auf dem die fürstliche Familie stand. Keiner wurde so mit Beifall bedacht wie er.

Mit Freude hatte Harald ihn beobachtet und ihn nur noch mehr in sein Herz geschlossen. Was für einen großartigen Bruder hatte er!

Dann schlossen sich noch vor der Mittagspause bäuerliche Kämpfe an, in denen gerungen, Steine gestoßen, Kugeln geworfen und anderes vorgeführt wurde.

Am Nachmittag sollten dann die schwierigeren und auch gefährlicheren Kämpfe der Ritter stattfinden. Am Abend würden dann die Sieger geehrt werden und der Tag mit Tanz und Spiel enden.

Als nach dem ausgedehnten Essen der Fürst und das Volk wieder zusammenkamen, begannen die Ritterkämpfe. Wolf erkannte jeden an seinem Wappen und gab Harald schon vor Beginn des Kampfes zu verstehen, wer wohl siegen würde. Meistens hatte er Recht. Er fieberte mit jedem mit und hielt es fast nicht aus, selber noch nicht kämpfen zu dürfen. Fachmännisch schätzte er die Wendungen, das Aufeinander-Zureiten, die Treffsicherheit der Lanzen und vieles andere ab. Hier war er wirklich dem älteren Bruder haushoch überlegen.

Dann geschah ein Unglück: Ein Ritter wurde zwischen Helm und Brünne so unglücklich getroffen, dass er vom Pferd stürzte und einen Schwall Blut aus seinem Mund hervorbrach. Alle schrien auf. Knappen und Heilkundige eilten hinzu, öffneten die Rüstung, aber das Leben des Ritters war nicht mehr zu retten. Der Ritter, der den Todesstoß versetzt hatte, bedauerte das Geschehene, aber so etwas könne in einem Turnier vorkommen. Die Burg des Ritters lag aber im früheren Herrschaftsgebiet von Ingrim. Sorgenvoll hatte der Fürst alles genau beobachtet. Er befahl, die Kämpfe zu beenden.

Am meisten erschüttert aber war Harald. Jeder Mensch erschien ihm als ein kostbares Ebenbild Gottes. Wie konnte ein Mensch ohne Not getötet werden? Wie ihr schon wisst, war der lang entbehrte Kontakt mit anderen Menschen für ihn das Kostbarste, das es gab. Wie konnte man es leichtfertig verletzen oder gar töten? Voller Mitgefühl betrachtete Wolf, wie sein Bruder litt. Er ging mit ihm in ihr Gemach und dort sagte Harald zu ihm: „Werde ich, wenn ich Fürst bin, auch kämpfen müssen?“

„Natürlich“, antwortete ihm Wolf. „Du musst doch dein Volk schützen!“

„Dann will ich nicht Fürst werden“, sagte Harald entschieden. „Nimm diese Last von mir. Du wirst ein viel besserer Fürst sein, als ich es werden kann.“

So bestand also doch noch eine Chance für Wolf, das Erbe seines Vaters anzutreten! Zu seinem Bruder aber sagte er: „Lass uns das jetzt nicht entscheiden. Lass uns darüber sprechen, wenn alles vorbei ist.“ Und nach einer Pause fügte er noch hinzu: „Können sich auch zwei Fürsten die Herrschaft teilen?“ So beendeten sie das kurze Gespräch. Harald sehnte sich nach der Stille des Klosters zurück. Warum musste er nur hierher kommen?

Am Abend, bevor Spiel und Tanz begannen, wurden die Sieger der verschiedenen Wettkämpfe geehrt. Unter den Rittern, die als Sieger aus Zweikämpfen hervorgegangen waren, stand auch der Ritter, der seinen Gegner getötet hatte. Ob es willentlich oder unwillentlich oder aus Unachtsamkeit geschehen war, darüber gingen die Meinungen auseinander. Als er seinen Helm abnahm, kamen ein roter Bart und ein roter Haarschopf hervor. Wild schaute er umher und keiner wagte, ihm den Ehrenplatz streitig zu machen.

Die ritterlichen Sieger bekamen eine schön geschmückte Waffe, die Gewinner der Bauernspiele aber ein Pferd oder eine Kuh, die sie von einer Pferde- oder Rinderkoppel aussuchen durften. Das waren sehr große Geschenke und von allen Seiten wurde dem Fürsten Dank zugerufen.

Als das Fest seinem Ende zuing, trat der Rote an den Fürsten heran und sagte: „Es wird gesagt, dass ihr euren Bruder verbergt. Wir fordern ihn von euch, um ihn zu strafen. Wie viele Weiler hat er niedergebrannt! Vielen von uns hat er unsere Töchter geraubt, missbraucht, ihre Kinder getötet. Du wirst ihn vor seiner Strafe nicht schützen können. So gib ihn gleich heraus!“

„Er ist nicht hier“, antwortete der Fürst.

„So werden wir ihn zu finden wissen. Seiner Strafe wird er nicht entgehen“, war die Erwiderung. „Hilfst du uns nicht, ihn zu finden und zu strafen, so fürchte ich, wird mancher nach deinem Leben trachten!“

Das war eine Drohung, die im Fürsten die Gewissheit stärkte, der Rote habe mit dem Töten seines Gegners zeigen wollen, dass er nicht spaße.

„Du weißt, wie ich diese Drohung ahnden würde, wenn wir nicht ein Fest feierten. Ich hoffe du verstehst mich!“ Dem Fürsten war aber hiermit klar, dass seine Familie und Ingrim in höchster Gefahr waren.

Als das Burgtor geschlossen worden war, traf er sich mit seiner Familie noch einmal in seinem Gemach und erzählte von der Drohung des Roten. „Wir müssen diese Drohung ernst nehmen. Wolf, du hast heute vor allen Gleichaltrigen gegläntzt. Sei auf der Hut, wenn du fremde Ritter bemerkst. Melde mir, wenn du in unserer Umgebung Fremde herumstreifen siehst. Wenn ihr weiter wegreiten wollt, sollen mindestens vier Bewaffnete von unseren Leuten bei euch sein.“

„Ich fürchte mich nicht“, sagte Harald, „aber ich will den Weg zum und vom Kloster nur in der Nacht gehen, wo sie mich nicht sehen können. Aber warum wollen Menschen Renatus töten? Er war doch schon gestorben und kann den Tod gar nicht mehr fürchten!“

„Der Wunsch nach Rache wird stärker sein als solche menschlichen Überlegungen“, sagte der Fürst. „Seid alle wachsam. Ein zweiter Verlust würde uns Eltern zu Tode betrüben.“

Harald griff das Thema auf, über das er mit Wolf gesprochen hatte: Er wollte nicht die Nachfolge des Fürsten antreten. Wolf würde ein viel besserer Fürst sein. Die Eltern schauten sich an. Dann sagte der Vater: „Lasst noch einige Jahre vorübergehen. Ihr werdet älter und reifer werden und dann die Dinge neu betrachten.“

Damit waren beide Brüder einverstanden, fragten aber auch nach der Möglichkeit, zu zweit zu herrschen. „Wir werden das besprechen, wenn die Zeit dazu gekommen ist“, war die Antwort.

„Morgen will ich in mein stilles Kloster zurückkehren und alles mit Abt Johannes und vielleicht auch manches mit Renatus besprechen“, sagte Harald.

„Bleibe noch einige Tag bei uns. Viele Menschen werden noch nicht abreisen und von sich aus das Fest und den Markt verlängern. Mancher wird dich sehen und sprechen wollen. Lerne die Menschen unseres Landes kennen. Und vergiss nicht, dass auch deine Mutter und Matilda ein Recht an dir haben.“

So blieb Harald noch zwei weitere Tage, freute sich an den vielen Dingen, die auf dem Markt feilgeboten wurden und erstand schließlich mit dem Geld seines Vaters ein großes Tuch, aus dem Matilda sich ein schönes Kleid machen lassen konnte. Dies sollte ein kleiner Dank sein für alles, was sie für ihn getan hatte. Er nahm sich aber auch vor, solange sie beide lebten, ihr langes Leid durch warm gefühlten Dank und Gaben etwas auszugleichen.

Wenn er über den Markt ging, traten viele an ihn heran, wollten ihm die Hand schütteln und von ihm ein Wort hören. Seine sanfte Art machte ihn bei jedem beliebt, und viele luden ihn ein, ein Stück Gebäck oder ein Stück Fleisch mit ihnen zu essen. Wein musste er immer ablehnen. Er hatte damit ganz schlechte Erfahrungen gemacht. Selbst den Messwein musste der Priester für ihn ganz stark verdünnen, weil sonst der kleinste Schluck ihn taumeln ließ.

Immer mehr wachte Harald für die Farbigekeit des Marktes auf. Da gab es Bänder, Schnüre und Stoffe, mit denen die Frauen sich schmücken konnten. Die Männer wurden magisch von Werkzeugen, die sie auf ihren Höfen verwenden konnten, angezogen. Die Händler selber waren mit dem, was sie verkauften, sehr zufrieden. Die letzten verließen sogar den Platz erst nach einer Woche. Der Rote aber war schon sehr bald fortgezogen.

Mit seiner Mutter und Matilda verbrachte Harald einen ganzen Abend. Matilda erinnerte an manches nächtliche Gespräch, das sie geführt hatten, aber auch an manchen Streich, den Harald ihr gespielt hatte. So klein die Welt für die beiden gewesen war, so viel Sonnenglanz lag aber für beide auch über ihr. Mit großer Dankbarkeit erkannte die Mutter immer mehr, was Matilda für Harald getan hatte. Bevor Harald zum Kloster aufbrach, ging sie zu ihrem Schmuckkasten und suchte ihr liebstes Stück hervor. Auch wenn Matilda es ganz unschicklich fand, einen solchen Schmuck zu besitzen, musste sie dulden, dass die Fürstin ihn ihr umhängte. „Trage ihn“, sagte die Fürstin, „wenn wir zur heiligen Messe gehen.“ Dankbar schaute Harald zur Mutter und nickte ihr zu.

Zurück ins Kloster

Zu später Stunde zog Harald dunkle Kleidung über, hängte den Beutel mit Vorräten über seine Schulter und machte sich auf den Weg. Durch das heimliche Tor verließ er die väterliche Festung und ging leisen Schrittes hin, bis er auf den Weg kam, der in einigen Stunden zum Kloster führte.

Plötzlich roch er Rauch, der aus dem Wald kam, und wie er leise weiterging, sah er schwachen Lichtschein an Baumstämmen glänzen. Er selber mied nun den offenen Weg und ging dicht am Waldrand entlang. Nach kurzer Zeit sah er zwei Männer, die sich an Bäume lehnten und leise miteinander sprachen. Er konnte verstehen, dass sie auf irgendeinen warteten, der dieses Weges kam. Um das Feuer aber musste noch eine größere Schar von Männern lagern.

Harald wollte sich nicht in Gefahr begeben und machte nun einen großen Bogen um den gefährlichen Ort. Wieder kam ihm dabei seine unglaubliche Sehkraft zu Hilfe, mit der er sogar in der dunklen Nacht vermeiden konnte, auf einen Zweig zu treten. So kam er wohlbehalten im ersten Morgengrauen wieder beim Kloster an. Auf sein Klopfen und leises Rufen wurde ihm geöffnet, und er war froh, die schützenden Mauern des Klosters wieder um sich zu haben. Die Mönche bereiteten sich zur Frühmesse vor und luden Harald ein, daran teilzunehmen.

Sobald sie beendet war, bat Harald den Abt, mit ihm sprechen zu dürfen, und nun berichtete er von dem Fest, der Drohung des Roten und den Männern, denen er auf dem Herweg ausgewichen war. Voller Sorge hörte der Abt den Bericht an und sagte schließlich: „Unser Kloster ist stark gebaut, eine Festung ist es aber nicht. Wenn sie Rhenatus hier vermuten, wird das Kloster ihn nicht mehr schützen können. Sprich mit ihm und haltet Rat.“

Wegen der nahen Gefahr, säumte Harald nicht und ging zu Rhenatus. Als er ihm berichtet hatte, was er wusste, sagte dieser: „Den Tod fürchte ich nicht, und es wäre Unrecht, das Kloster in Gefahr zu bringen. Aber auch, wenn ich den Tod nicht fürchte, werde ich nur hier auf der Erde Buße tun können, und deswegen möchte ich so lange noch leben, wie es mir vergönnt ist. Ich will das Land

verlassen und weit über die Berge nach Norden ziehen. Harald, bleib mir treu. Du bist der Einzige, der mir voll und ganz vertraut und der wirklich verstanden hat, was sich in jener Nacht zugetragen hat. Vergiss mich nicht, und sollte Gott es fügen, dass wir uns wiedersehen, so wird dies das größte Glück in meinem Leben sein. Du hast mich wahrhaft gerettet.“

In Eile bereitete Harald nun mithilfe der Küche Reiseproviant. Der Abt schenkte ihm ein härendes Gewand, und verabschiedete ihn so bald wie möglich. Nordwärts eilte Rhenatus davon. Dem Abt fiel eine schwere Last von den Schultern, als er die Gefahr abgewendet sah, und als noch am gleichen Tag eine Schar Bewaffneter vor dem Tor des Klosters erschien, forderten sie, Ingrim auszuliefern. „Er ist nicht hier“, sagte er und bat den Anführer, während er die anderen von der Küche bewirten ließ, einzutreten und alles zu durchsuchen, was er nur wünschte. Schließlich überzeugte sich dieser, dass Ingrim hier nicht verborgen war. Vorsorglich aber hatte der Abt durch eine verborgene Mauertür Harald in Sicherheit gebracht. Für Ingrim schien ihm das aber zu gefährlich, und so war er froh, dass er von sich aus gegangen war. Dieser kleine Raum, der aus der Zelle des Abtes durch ein Stück beweglicher Mauer zugänglich war, sollte in höchster Not, wenn das Kloster überfallen werden sollte, die heiligen Geräte und die Klosterbücher bewahren.

Als die Gefahr vorüber war, konnte sich Harald endlich wieder seinen Studien und seinen Bemühungen um das Schreiben, Lesen und Malen zuwenden. Der Abt nahm seine Unterweisungen wieder auf, und Harald war wohl der dankbarste Schüler, den der Abt sich nur wünschen konnte. Besonders aber liebte Harald das Malen, denn die Farben schienen ihm selber Leben zu sein. Leuchteten sie nicht auch vor allem an den lebendigen Pflanzen? Wie herrlich wurde die Natur durch ihren Schein!

Als der Winter kam, konnte Harald nur noch selten die väterliche Festung besuchen. Natürlich vermissten ihn die Eltern, aber vor allem auch Wolf. Oft lag der Schnee wochenlang so hoch, dass an ein Durchkommen nicht zu denken war. In diesem ersten Winter nach seiner langen Gefangenschaft lernte er durch seinen Fleiß nicht nur das kunstvolle Schreiben und flüssige Lesen, sondern der Abt konnte ihm sogar das Rechnen und recht viel Latein beibringen. Das war damals für einen Adligen ungewöhnlich. Konnte Harald eventuell sogar in die Klostersgemeinschaft aufgenommen werden? Selbst für einen Abt hielt er ihn geeignet. Es sollte aber anders kommen – doch davon später.

Während des Winters war das Leben im Kloster für viele Mönche schwer. Sie froren. Das Essen war karg. Geheizt wurde nur in der Wärmestube und etwas im Krankenzimmer. Drei Brüder erlagen sogar ihren Krankheiten und wurden feierlich beigesetzt. Jetzt verstand Harald, warum schon im Herbst Gräber

ausgehoben wurden. Im Winter war der Boden hart gefroren, und so hätte niemand zu Grabe getragen werden können.

Alle wunderten sich, wie Harald mit der dürftigen und knappen Nahrung und der Kälte gleichmäßig gesund und fröhlich blieb. Wenn sie ihn fragten, sagte er nur: „Findet ihr das Essen nicht reichlich und die Räume warm?“ Es war wohl so, dass er mit noch vielen ärmeren Bedingungen aufgewachsen war und mehr ertragen konnte als andere.

Im Winter war die Natur vor allem weiß oder schwarz, an den Tannen gab es ein schwarzes Grün. Nur die rosa Morgen- oder Abendwolken belebten ein wenig die karge Farblandschaft. Aber auch diese geringe Farbigkeit sog Harald dankbar auf.

Als das Frühjahr kam und alle Wiesen mit Blumen erfüllt waren, farbige Schmetterlinge über den Blüten tanzten und die Vögel wiederkehrten, dann leuchtete ihm die volle Farbenwelt wieder entgegen, beglückte und belebte ihn. Waren die Farben deshalb nicht die eigentlichen Lebensboten?

Als die Wälder und die Bergwelt ringsum zum Frühling erwachten, schickte der Abt Harald und den jungen Mönch Thomas, der ihn im Schreiben, Lesen und Malen unterrichtete, hinaus in die Natur. Die Zisterziensermönche lieben die Formen der Pflanzen, und weil Harald eine solche Liebe zu den Pflanzen zeigte, ließ er sie aus der Natur Pflanzen ins Kloster bringen, die sie sorgfältig anschauten und dann malten. Harald fiel auf, wie die Blütenfarben und die unterschiedlichen Grüntöne der Blätter bei jeder Pflanze in einer wunderbaren Harmonie waren. Und doch war es ein Wunder, wie aus dem Grün eine solche Vielfalt von Blütenformen und Farben entstehen konnte. Das Grün selbst konnte aber in so vielen verschiedenen Tönen erscheinen wie keine andere Farbe.

Als Harald dem Abt davon erzählte, staunte der über die genaue Beobachtungsgabe. Er ging mit ihm zum Schreib- und Malsaal und bat Thomas, auf einem sonst nicht mehr verwendbaren Stück Pergament oben ein leuchtendes Gelb und unten ein dunkleres Blau zu malen. „Wie siehst du die beiden Farben?“ fragte der Abt. „Ein Gelb, das wie die Sonne mein Herz erwärmt, und ein kühles Blau wie ein tiefes Wasser.“

„Ja, so ist es“, sagte der Abt. Und nun forderte er Harald auf, beide Farben übereinander zu malen. Es entstand Grün. „Siehst du, wenn Licht und Wärme der Sonne der Feuchtigkeit und Dunkelheit der Erde begegnen, dann entsteht das Grün der Pflanzendecke.“

So einfach es schien, Harald berührte es tief. So waren doch die Farben Leben schaffend. Nun wagte er, eine Frage zu stellen, die ihn schon seit langem bewegte: „Wenn die Farben das Leben schaffen, können sie uns dann nicht auch in Gesundheit und Krankheit helfen, unsere Lebenskräfte zu erhalten?“

„Ich weiß nicht, ob ich deine Frage recht verstehe. Wir verwenden die Pflanzen als Arznei. Ob die Farben selber uns helfen können, gesund zu werden oder zu bleiben, das vermag ich nicht zu sagen. Aber aus den Pflanzen gewinnen wir nicht nur die Arznei, sondern auch die Farben, mit denen du Malen gelernt hast.“ Das berührte Harald tief, denn weil er erst so spät mit Bewusstsein Pflanzen betrachten gelernt hatte, sprachen sie, wie es schon gesagt wurde, ihn viel lebendiger an als die meisten anderen Menschen.

Natan

Wie der junge Mönch Thomas und Harald wieder einmal außerhalb der Klostermauern nach unbekanntem Pflanzen suchten, stiegen sie höher und höher ins Gebirge hinauf. Dort oben schienen ihnen die Farben viel kräftiger als weiter unten, aber es wuchsen dort auch andere Pflanzenarten, die sie in der Nähe des Klosters noch nie gefunden hatten. Wie sie auf den Steinfeldern umherwanderten, sahen sie plötzlich einen fremd aussehenden Mann, der sich auch mit den Pflanzen beschäftigte. „Er ist der Jude Natan“, sagte Thomas. „Von Zeit zu Zeit kommt er zum Kloster, bringt uns Pflanzen, die er in den Bergen sammelt, und hat manchen guten Rat und auch Medizin für unsere kranken Brüder. Er macht wohl selber auch Medizin aus den Pflanzen, und sie erweisen sich fast immer als eine große Hilfe.“

Als sie Natan erreichten, begrüßten sie sich freundlich. Natan wusste, dass er von den schwarz-weißen Mönchen nichts zu befürchten hatte. In manchen anderen Fällen war es ihm schlecht ergangen, und so bevorzugte er, in menschenleeren Gegenden seine Kräuter zu sammeln, oft hoch im Gebirge, wohin sich höchstens einmal ein Ziegenhirte verirrt.

Als sie sich trafen, betrachtete Natan gerade einen tiefblauen Bergenzian. Ihn hatte Harald noch nie gesehen. „Welch ein Blau!“ rief er aus, „da muss ja der Himmel selber neidisch werden.“

Natan pflückte eine der Blüten, reichte sie Harald und sagte: „Halte sie dir ganz nahe vor das Auge, dass du nichts anderes sehen kannst als das Innere des Kelches.“ Harald konnte von dem Anblick kaum mehr lassen. Ein ganzes Himmelszelt spannte sich vor ihm aus, nur viel tiefer, dunkler, fast wie ein Nachthimmel.

Natan schaute ihm lächelnd zu und sagte: „Du scheinst die Pflanzen zu lieben“ – „und die Farben!“, ergänzte Harald. Dann fragte er Natan: „Kannst du mir sagen, wie die Pflanzen, die Farben und unser Leben zusammenhängen?“

„Über die Pflanzen und unsere Gesundheit kann ich wohl ein wenig sagen. Thomas wird dir davon erzählen können, wie ich von Zeit zu Zeit zum Kloster komme und euch Medizin bringe, die ich selber zubereite.“

Harald bewunderte Natan, der nicht nur die Namen und Formen und Farben der Pflanzen kannte, sondern ihre Heilkräfte den Menschen nutzbar machen konnte. Zwar hatte Matilda auch Pflanzen verwendet, um Wunden zu heilen. So wichtig das war, schien es ihm aber doch nur ein Anfang von dem, was man von der Natur lernen konnte. Konnte Natan darin sein Lehrer werden?

Deshalb sagte Harald: „Bitte komm zum Kloster, sobald es dir möglich ist. Ich möchte mit dem Abt und dir sprechen.“

„Gerne will ich deiner Bitte folgen. Erwartet mich morgen gegen Abend und gebt mir die Möglichkeit, über Nacht bei euch zu bleiben.“

Als Harald ein wenig beiseite ging, um nach weiteren Pflanzen Ausschau zu halten, erzählte Thomas Natan leise, dass es sich bei diesem Jüngling um den Fürstensohn handelte, der so lange verschollen war. Davon hatte Natan natürlich gehört. Konnte die Einsamkeit, die beide kannten, ein Band zwischen ihnen sein? Er betrachtete Harald nun noch einmal genauer und bemerkte mit Freude, wie er sich immer wieder auch zur kleinsten Blume niederbeugte, sie lange und genau betrachtete oder einen bunten Stein aufhob. „Vielleicht werde ich von ihm sogar noch etwas lernen können“, dachte er bei sich. „Die Einsamkeit ist ein strenger Lehrer. Sie hat ihn erzogen in der Liebe zur Welt, die er so lange vermissen musste.“

Als Harald und Thomas wieder im Kloster anlangten, erzählten sie dem Abt von ihrer Begegnung mit Natan. „Kanntest du ihn nicht?“ fragte der Abt. „Er kommt doch mehrfach im Jahr und bringt uns Pflanzen, aus denen er und wir unsere Farben zu bereiten, mit denen ihr malt. Dazu bringt er auch oft Heilpflanzen, die wir benötigen. Er tut dieses alles gegen geringes Entgelt, etwas Verpflegung und hin und wieder eine Unterkunft.“

„Wisst ihr wo er wohnt?“, fragte Harald.

„Das weiß wohl kaum einer genau. Als Jude muss er immer wieder Gewalt befürchten. Deswegen zieht er sich in die Einsamkeit zurück. Wo er den Winter über bleibt, ist uns unbekannt.“

„Warum muss er als Jude Gewalt befürchten“, fragte Harald. „Du hast mich doch gelehrt, dass unsere Religion die Religion der Liebe ist. Könnt ihr ihn nicht im Kloster wohnen lassen?“

Da schüttelte der Abt den Kopf: „Ein Jude in einem christlichen Kloster?“

„Aber er ist doch ein Mensch wie wir, und was Menschenantlitz trägt, muss uns heilig sein!“ sagte Harald, der offensichtlich von der christlichen Religion, wie sie die Kirche lehrte, noch nicht genug verstanden hatte. Dieses Gespräch aber löste in ihm Fragen aus, die ihn noch weiter beschäftigen sollten.

Am nächsten Abend kam Natan mit zwei großen Bündeln Pflanzen auf seinem Rücken und pochte ans Kloostertor. Er wurde eingelassen, musste aber noch eine

Weile warten, bis die Feier der heiligen Messe beendet war. Dann kamen der Abt, Harald und Thomas. Ein Mönch wurde gerufen, der in einer hölzernen Hütte im Klostergarten die Pflanzenbündel zum Trocknen aufhängte. Der Abt, Natan, Harald und Thomas durften ihn begleiten. In der Tat hatten Harald und Thomas diese Hütte schon oft gesehen, nie aber sich darum gekümmert, was in ihr vorging, da sie nur, wenn man zur Ernte jede Hand brauchte, zur Gartenarbeit eingeteilt wurden. Ihr Arbeitsplatz war eben vor allem das Scriptorium, der Schreiksaal.

Als sie nun die Hütte betraten, bemerkten zuerst Harald und Thomas einen Geruch, der ihnen gänzlich unbekannt war. Sie staunten auch, wie viele Pflanzenbündel dort zum Trocknen aufgehängt waren, dass es darinnen einen Herd, viele kleinere und größere Töpfe, Gläser mit unbekanntem Inhalt und eine Reihe von Gerätschaften gab, die sie gar nicht kannten. An den Wänden hingen viele kleine Pergamentstücke, bemalt mit den Farben, die Thomas und Harald im Schreiksaal verwendeten.

Natan schien mit dem alten Mönch Lukas, der hier waltete, und der ganzen Hütte wohl vertraut. Die beiden schauten dies und jenes an, besprachen Dinge, die Harald nicht verstehen konnte und griffen mit Sicherheit nach dem einen oder anderen verschlossenen Gefäß, öffneten es, rochen daran und stellten es wieder zurück an seinen Platz. Dann zog Natan ein kleines Fläschchen aus seiner Tasche, schüttete von dem Inhalt ein wenig gelbes Pulver auf ein Stückchen Pergament und sagte: „Könnt ihr es einmal erproben, ob es lange genug seine Farbe behält?“ Der Mönch versprach dies und nahm das Fläschchen zu sich.

Dann zog Natan noch einige bunte Steine aus der Tasche, übergab sie Lukas und bat ihn, sie zur Farbherstellung zu verwenden und von dem Ergebnis zu berichten.

Staunend beobachtete Harald alles, was er sah und blickte immer wieder fragend zum Abt hin. Er wollte verstehen, was vorging. Schließlich bat der Abt den alten Mönch Lukas, seinen Begleitern zu erklären, was hier vor sich ging. Bruder Lukas war wortkarg und schien nicht gerne von seiner geheimen Kunst etwas zu verraten. Aber er sagte doch, dass hier die Tinten zum Schreiben, die Farben zum Malen und sogar die Medikamente, die die Brüder im Kloster, aber auch an anderen Orten verwendeten, hergestellt würden. Mit diesem Wenigen mussten sich Harald und Thomas zufrieden geben. Überhaupt schien es Bruder Lukas gar nicht recht, dass hier gesprochen wurde. Er empfand seinen Herd und seinen Arbeitstisch wie einen Altar, an dem man schweigend und demütig handelt und nicht schwatzt.

So nahm der Abt bald wieder mit Harald und Thomas Abschied und kehrte mit ihnen in das Kloster zurück. Ein tiefes Glück durchzog Harald: „Dann waren die Farben, die seine Seele so belebten, wenn er malen durfte, selber lebendig, weil

sie den lebendigen Pflanzen entstammten! Schuf er dann nicht selber Lebendiges, wenn er malte?“ Wieder hatte er etwas, über das er noch lange nachsinnen konnte.

Wie Harald erst nach und nach bemerkte, hatte dieser Tag sein Verhältnis zum Kloster ganz und gar verändert. Standen bisher die feierlichen Riten, die religiösen Unterweisungen, das Lernen, Schreiben und Malen im Vordergrund, so erwachte aus der Liebe zur Natur nun sein tiefer Wunsch, die göttlichen Kräfte, die für ihn in der Natur walteten, zu erkennen und mit ihnen umgehen zu lernen.

Wäre Harald nicht ein Fürstensonnen gewesen, hätte Abt Johannes vielleicht nicht so viel Zeit auf ihn verwendet, denn die Fragen, die Harald jetzt stellte, gehörten nicht in den Umkreis seines Wissens und seiner Pflichten. „Die Wahrheit ist uns im Buch Gottes offenbart, und die Kirche kann dich lehren, sie immer tiefer zu verstehen. Das kann dir zu deinem Seelenheil dienen“, sagte er manchmal zu Harald mit einem leise mahnenden Ton.

„Aber ihr habt mich auch gelehrt, dass Gott die herrliche Natur geschaffen hat. Ist sie nicht auch wie eine Heilige Schrift?“

„Darin hat der Widersacher seine Zelte errichtet, und es ist gefährlich, ihm zu nahe zu kommen!“ Das wiederum konnte Harald nicht recht verstehen.

Nicht alles, was das Kloster zum Leben benötigte, konnte von den Mönchen selber geschaffen werden. Vor allem gegen Ende des Sommers und im Herbst kamen oft Bauern mit ihren Wagen, um die Vorratskammern des Klosters zu füllen. Die Abgabe des Zehnten gehörte zu ihren Pflichten.

Der Urgroßvater von Harald hatte, wie er eines Tages von Abt Johannes erfuhr, dieses Kloster gegründet und das Überleben dadurch gesichert, dass eine Reihe von Dörfern ihren Zehnten an das Kloster lieferten. Da die Ebene, in die die Berge ausliefen, sehr fruchtbar war, hatte das Kloster nur selten Not zu leiden. Einzig Überschwemmungen oder kriegerische Ereignisse konnten die Versorgung schmälern. Der Fürst hatte aber auch, soweit es nur möglich war, das Kloster vor Überfällen zu schützen. Dazu war sogar ein geheimer Weg angelegt worden, der abseits von der großen Straße, zur Festung führte, um Hilfe zu rufen. Staunend hörte Harald, dass Kloster und Festung nicht immer dort gewesen und wie sie miteinander verbunden waren. Er hörte auch von alten und neuen Herrschern, von ihren Kriegen und Kreuzzügen. So bekam er allmählich eine Vorstellung vom Zeitenlauf und den Veränderungen in der Welt. So vergingen einige Jahre, in denen Harald an jedem Tag Neues lernte.

Als wieder einmal das Michaelisfest nahte, wollte Abt Johannes den Fürsten besuchen, um mit ihm das Fest zu feiern und einiges, ihm notwendig Erscheinende – auch mit Bezug auf Harald – zu besprechen. Auf die Bitte von

Harald versprach er, ihm den schwer erkennbaren und etwas weiteren geheimen Weg zur Festung zu zeigen.

Veronika

Bevor das Michaelis-Fest nahe war, geschah aber noch etwas, was tief in Haralds Leben eingreifen sollte. Wie so häufig kam eines Tages wieder ein reich beladener Bauernwagen zur Klosterpforte. Harald kam mit Thomas gerade von einer ihrer Malwanderungen zurück. Sie schauten zu, wie der Wagen abgeladen wurde. Während der Bauer mit dem Verwalter der Abgaben sprach und dieser alles sorgfältig in ein Büchlein eintrug, stand die Tochter des Bauern auf dem Wagen und zog die Kornsäcke an den Rand, dass die Mönche sie auf den Rücken nehmen konnten. Auch gab sie Körbe mit Obst, Käfige mit Geflügel und vieles andere herab. Als Thomas und Harald neben dem Wagen standen, der sich zusehends entleerte, drehte sich in einer Pause das Mädchen um und schaute die beiden an. Dann trafen sich Veronikas und Haralds Blicke.

Ja, wenn es um ein gegenseitiges Erkennen geht, braucht es oft nur Sekunden. Keines von beiden sagte ein Wort. Harald war im Innersten getroffen. Verwirrt fasste er Thomas' Hand und ging mit ihm durch die Klosterpforte hinein – nicht ohne sich noch einmal für einen Augenblick umzudrehen. Wie er erst viel später erfuhr, war es Veronika, so hieß das Mädchen, ganz ähnlich gegangen. Sobald sie das Kloster verlassen hatten, sagte sie zu ihrem Vater: „Heute habe ich meinen künftigen Mann gesehen!“

Der Vater schaute sie zweifelnd an und sagte: „Denkst du, ein Klosterbruder wird dich heiraten?“

„Es war kein Mönch. Er trug nicht die schwarz-weiße Kleidung.“

„Du denkst doch nicht an den Fürstensohn Harald, der hier im Kloster erzogen wird?“

„Wer es auch sei, wir gehören zusammen und wir beide wissen es!“

„Habt ihr denn miteinander gesprochen?“

„Wozu sprechen?“ fragte Veronika. Der Vater schüttelte den Kopf und murmelte etwas Unverständliches in seinen Bart. Dann sagte er noch: „Wenn es der Fürstensohn war, dann schlag ihn dir gleich aus dem Kopf. Du bist nur die Tochter eines Bauern und nur ein Bauer wird für dich taugen. Einen Adligen zu heiraten, ist dir versagt.“ Das bekümmerte Veronika tief. Wie konnte das sein? Sie war ganz sicher, ihren Mann erkannt zu haben. Beim Fest zur Wiederkunft Haralds hatte sie ihn von weitem gesehen. Er war es. Schweigend und bedrückt fuhr sie mit dem Vater heim.

Wie ging es Harald im Kloster? Der Blick des Mädchens hatte ihn in eine ungekannte Unruhe versetzt. Zum ersten Mal dachte er an eine Heirat. Er

versuchte ruhig zu erscheinen, aber die ihn kannten, bemerkten seine Unruhe und Unkonzentriertheit.

„Was ist dir?“, sprach ihn der Abt am Abend an.

„Habt ihr die Tochter des Bauern gesehen, die den ganzen Wagen abrud? Könnt ihr mir sagen, wer sie ist und wie sie heißt?“

„Das war Veronika, die tüchtige Tochter des Bauern Flavio. Habt ihr sie früher noch nie gesehen?“

„Nein“, antwortete Harald, „aber ich würde sie zu gerne wieder sehen!“

Der Abt schaute lächelnd in das Gesicht von Harald. Zum Mönch war er wohl nicht geeignet. So ging es mit den jungen Menschen. Das Allgemeine, dass junge Menschen sich verlieben, das konnte er wohl verstehen. Nicht verstehen konnte er das Einzigartige vieler solcher Beziehungen. Gewiss, auch er hatte sich in seiner Jugend einmal verliebt, aber weil er zu arm war, konnte er die Geliebte nicht heiraten. So verzichtete er und wurde Mönch.

Was nun Harald und Veronika anging, musste er dasselbe sagen, wie der Bauer Flavio zu Veronika: „Ihr seid aus verschiedenem Stand. Ein Fürst kann nicht eine Bauerntochter heiraten.“

„Warum nicht?“, fragte Harald, „hat nicht Gott uns alle erschaffen?“

„Ja, er hat uns alle erschaffen, aber wie die heilige Kirche und das überkommene Recht uns lehren, sind wir nicht von gleichem Stand.“

„Und kann Veronika nicht in meinen Stand erhoben werden? Sagt mir doch, mein Vater, wenn ihr mein Leben nicht ganz zerstören wollt, wie ich Veronika zu meiner Frau gewinnen kann.“

„Das ist nicht so einfach, wie du es denkst. Lass uns später noch einmal darüber sprechen.“ Damit war für heute ihr Gespräch beendet.

Am nächsten Tag wollte Harald alleine hinaus in die Natur gehen, um so vielleicht seinen Frieden wiederzufinden. Selbst als Thomas ihm die Begleitung anbot, lehnte er unwirsch ab. Ohne bewusste Absicht lenkte er seine Schritte auf den Weg, den Veronika mit ihrem Vater fortgefahren war. Immerfort musste er an sie denken. Wo ihr Zuhause war, wusste er nicht.

Er mochte so eine Stunde den Weg im Wiesental hinab in die Ebene gegangen sein, als er auf einmal Hufschlag hörte. Als er aufblickte, konnte er nicht glauben, was er sah: Veronika kam alleine daher geritten. Als sie ihn erblickte, sprang sie vom Pferd, das sie wie ein Mann geritten hatte, hielt die Zügel, wurde über und über rot und blieb stehen, bis er bei ihr angelangt war.

„Du kommst alleine durch den Wald geritten?“ sagte Harald. „Hast du nicht Angst?“

„Angst? Wovor?“

„Warum reitest du wie ein Mann?“

„Meine Eltern haben keinen Sohn. So musste ich von klein auf mit anfangen und meinem Vater helfen.“

„Warum kommst du?“

Darauf gab sie keine Antwort, band das Pferd an einen Zweig und sagte: „Lass uns ein wenig gehen. Ich bin nicht gewohnt, so lange zu reiten. Die Arbeit lässt das nicht zu.“

Das Pferd begann, von den Blättern des Zweiges zu fressen, während sie zusammen den Weg hinauf zum Kloster einschlugen. Nach kurzer Zeit fanden sie einen gefällten Baum, der in der Sonne zum Sitzen einlud. Als sie saßen, sagte Harald: „Erzähle mir von deiner Familie. Wo wohnst du? Hast du Schwestern? Bist du schon oft zum Kloster gekommen?“

Offen beantwortete sie ihm alle Fragen. Er konnte sie nicht genug anschauen. Schließlich schwiegen sie eine Weile. Dann fragte Veronika: „Warum bist du diesen Weg gekommen?“

„Es zog mich zu dir. So folgte ich dem Weg, den ihr gefahren seid.“

„So hättest du mich nicht finden können. Bald kommt eine Kreuzung, wo man abbiegen muss. Deswegen kam ich dir entgegen.“

„Stimmt es“, fragte Veronika dann mit großer Sorge in ihrer Stimme, „dass ein Edler niemals eine Bauerntochter heiraten kann?“

„Der Abt, der mein Lehrer ist und den ich verehere, sagte so. Aber es schien noch nicht endgültig zu sein. Wir werden darüber noch weiter sprechen. Vielleicht muss ich auch meinen Vater fragen.“

„Erzähle mir von dir. Was tut ihr im Kloster den ganzen Tag? Betet ihr nur? Für mich wäre das zu langweilig! Willst du einmal Mönch werden?“

Harald lachte und erzählte, dass ihr Wahlspruch sei Ora et Labora. Sie hätten feste Regeln, nach denen sie die heiligen Riten befolgten. Dazwischen gäbe es aber viel zu tun. Und nun erzählte er ausführlich von seinem Leben in der Klostersgemeinschaft: von seinem Lernen, seinem Schreiben und Malen, aber vor allem auch von seiner Liebe zur Natur. Er sprach auch von dem Juden Natan, von der Herstellung von Farben und Heilmitteln und vielem anderen mehr. Die letzte Frage von Veronika beantwortete er, indem er sie liebevoll anschaute: „Ich glaube, zum Mönch taugte ich nicht!“

„Stimmt es, dass du so lange als Knabe gefangen gehalten worden bist und schließlich Ingrim überwinden hast?“

„Ja, es stimmt.“

„War das nicht eine schreckliche Zeit. Ich glaube, ich wäre gestorben.“

„Sie muss wohl schrecklich gewesen sein, aber ich kannte es ja nicht anders, denn bald hatte ich alles vergessen, wie die anderen Menschen aussahen, was das Sonnenlicht war, wie Sterne funkeln und der Mond leuchtet. An keinen Baum

und keine Pflanze konnte ich mich erinnern. Vor allem aber gab es keine Farben in dem Dämmerlicht meines Kerkers.“

„Und deswegen liebst du jetzt die Natur und die Farben?“

„Ja, so muss es wohl sein. Es gibt für mich kein größeres Wunder, als die Menschenantlitze und die lebendige Farbenwelt, in der die Natur leuchtet. Ich weiß nicht, ob ich so wie die anderen Menschen sehe. Wenn die anderen etwas sehen, sagen sie immer gleich, wie es heißt und sind damit zufrieden. Ich glaube, sie verstehen gar nicht das Wunder einer Pflanze, den Glanz der Abendsonne auf den Wipfeln der Fichten oder all die anderen Wunder wahrzunehmen. Was nützt mir ein Name, wenn ich die Wunder des Lebens nicht mehr bestaunen kann? Für mich haben alle Pflanzen einen Lichtschein um sich, der aber je nach der Pflanze ganz verschieden leuchten kann. Er erzählt mir viel von diesem wunderbaren Geschöpf Gottes. Natan, mit dem ich oft weit umherwandere, um bestimmte Pflanzen für die Arznei oder die Farben zu sammeln, er weiß alle Namen, aber er ist der Einzige, der in seiner Einsamkeit stundenlang vor einer kleinen Pflanze verharren kann, alle einzelnen Teile genau studiert, ihren Geschmack prüft und soweit er es kann, die Wirkung ihrer Säfte abspürt. Sind wir beisammen, dann fragt er mich oft: „Weißt du, wofür diese Pflanze dienen könnte?“

„Ich schaue zuerst auf den Lichtschein um die Pflanze. Er lässt mich spüren, wie Gott auch in mir diese Pflanze erschaffen hat. Dann frage ich, ob sie vielleicht die Verdauung unterstützen könnte. Er lächelt dann und sagt: Wir wollen das untersuchen, sammelt verschiedene dieser Pflanzen und steckt sie in seinen Beutel. So lernen wir gemeinsam, in Gottes Buch der Natur zu lesen.“

„Den Juden Natan kenne ich. Mein Vater lässt ihn manchmal rufen, wenn Krankheit in unserer Familie oder im Stall ist. Er hat uns oft helfen können. Einmal hat der Vater ihn sogar beschützt, als Menschen Steine nach ihm warfen. Man schalt ihn dann, er sei kein rechter Christ.“

So lange es nur ging, saßen die beiden nebeneinander. Dann musste Veronika zum Melken heimreiten. Bevor sie aber gingen, umarmte Veronika Harald plötzlich und sagte: „Vergiss mich nicht!“ und sie gab ihm einen kleinen Ring, den sie von ihrer Großmutter geerbt hatte. „Nie“, war seine Antwort, und er gab ihr den schönsten Kristall, den er in den Bergen gefunden hatte. Ein übergroßes Glück durchströmte ihn.

Tief versunken in das Erlebte kehrten beide zu ihrer Heimstatt zurück.

Das Michaelisfest

Als endlich das Michaelisfest kurz bevorstand, rüsteten der Abt, Thomas und Harald sich zum Aufbruch nach der fürstlichen Festung. Harald wünschte, seinen Freund Thomas mit seiner Familie bekanntzumachen. Der Abt führte sie auf dem verborgenen Weg und wies hier und da auf besondere Wegzeichen hin, an denen

man sich orientieren konnte, wenn auch kein Weg mehr zu erkennen war. Besonders wichtig war es, an einer Felswand entlang die wenigen möglichen Haltepunkte zu finden.

Als sie schließlich zuhause anlangten, war die Freude groß. Wolf war ihnen schon entgegengeritten – aber natürlich auf dem gewöhnlichen Weg, der von der Festung zum Kloster führte. So konnte er sie nicht treffen. Und als er im Kloster hörte, dass sie schon lange fort seien, drehte er sofort um und jagte den Weg zurück. So kam er zwar zur ersten Begrüßung zu spät, konnte dann aber Harald ganz für sich begrüßen.

Der Abt und Thomas erhielten ihr Quartier zugewiesen. Harald wollte wieder bei Wolf wohnen. Für Matilda aber hatte er das Bild eines Bergenzians mit der blühenden Bergwiese und den Schneegipfeln im Hintergrund gemalt. Nicht nur Matilda, alle, die das Bild sahen, staunten über das Können von Harald.

„Es ist nicht gerade ein Bild von der Art, wie wir es gewöhnlich zur Verzierung der heiligen Schriften malen, aber Harald spricht immer von Gottes Buch der Natur, und alles in ihm ist ihm heilig. So verzeiht, dass das Bild nicht zur Anbetung taugt und nehmt es als den Versuch eines jungen, begabten Menschen“, sagte der Abt.

Kaum waren Harald und Wolf allein in ihrem Gemach, konnten sie nach Herzenslust sich erzählen, was sie erlebt hatten und was sie bewegte.

Wolf hatte bei einem Wettreiten wie schon so oft den ersten Preis gewonnen. Heimlich hatte er auch schon probiert, in einer Rüstung zu reiten und sich wie ein Ritter aufzuführen. Um wirklich ein Ritter zu werden, musste er allerdings noch Knappendienste leisten, was er höchst überflüssig fand, aber der Sitte entsprach. Schließlich sprach Harald an, was ihn am tiefsten bewegte: „Wolf, hast du schon einmal an das Heiraten gedacht?“

„Ja, warum?“

„Weißt du schon, welches Mädchen du heiraten wirst?“

„Nein, aber es gibt unter den edlen Mädchen in unserem Land viele schöne und reiche. Der Vater wird wohl eines Tages das richtige für mich finden.“

„Würdest du auch ein Bauernmädchen heiraten?“

„Soweit ich es weiß, geht das nicht, es sei denn, es würde vom Kaiser geadelt, aber warum sollte ein Bauernmädchen geadelt werden?“

Harald hörte das tief betrübt. „Gibt es keinen anderen Weg?“

„Nach dem, was ich gehört habe, nehmen Adlige manchmal ein Bauernmädchen, leben mit ihm, und sie haben auch Kinder. Heiraten tun sie aber nicht. Ein anderer Weg könnte vielleicht sein, wenn der Adlige auf seine Herrschaft verzichtet, aber Genaueres weiß ich nicht. Warum fragst du?“

Nun erzählte Harald von seiner Begegnung mit Veronika. Er konnte und wollte kein anderes Mädchen zur Frau nehmen.

„Mädchen gibt es doch viele, und wenn du in eines vernarrt bist, dann warte doch einfach, bis dir ein anderes gefällt.“

Harald fühlte eine tiefe Empörung: Man konnte doch die Liebe zu einem anderen Menschen nicht einfach austauschen! Das geht doch so wenig, wie man seinen Arm mit einem anderen Arm vertauschen kann. Was wirklich für einander bestimmt ist, das hat Gott gefügt. Gerade das ist doch ein wichtiger Unterschied zu den Kühen oder Pferden, die man beliebig verbinden kann. Soll ich denn zu einem Tier werden?

Der Abt hatte in den Abendstunden lange mit dem Fürsten und der Fürstin beisammen gesessen und ihnen von der Entwicklung von Harald ausführlich berichtet. Harald war ihm wert und teuer. Einen solchen Schüler hatte er noch nie gehabt. Jede Mühe schien sich zehnfach auszuzahlen. Was ihn aber etwas verdross, war Haralds Liebe zur Natur und der Umgang mit Natan, dem Juden. Er konnte Harald deswegen nicht wirklich tadeln, aber er spürte, wie Harald sich damit mehr und mehr dem alleinigen Einfluss des Klosters entzog. Auch die Sorge um sein Seelenheil schien ihn nicht allzu sehr zu bekümmern. Zwar betete er fleißig, aber in seine Gebete mischten sich Wünsche, die dem Abt ganz fremd waren.

Der Fürst und die Fürstin hörten das alles mit großem Interesse an, waren aber nicht ernsthaft beunruhigt, denn sie hatten nie geplant, dass ihr ältester Sohn Mönch werden sollte.

Dann begann der Abt aber von der Begegnung Haralds mit Veronika, der Tochter des Bauern Flavio zu erzählen. Seit ihrer ersten Begegnung kam Veronika immer mit ihrem Vater, wenn der etwas zum Kloster zu bringen hatte, ja, er war nicht sicher, ob sich nicht beide sogar alleine getroffen hätten. Sie wirkten schon sehr vertraut miteinander.

Der Fürst wollte auffahren: „Verbietet ihm, das Kloster zu verlassen. Ich werde einen anderen Bauern bitten, die Fuhren zum Kloster zu übernehmen.“

Die Fürstin schaute die Männer an und sagte: „Willst du Harald noch einmal einkerkern? Und denke daran, wie dein Großvater ein Bauernmädchen geheiratet hat! Ist ein Mensch nicht ein Mensch?“

„Vor Gott mag es so sein, nicht aber auf Erden vor den Menschen.“

Der Abt nickte ihm zu: „So ähnlich habe ich es ihm auch gesagt. Es wird nur die Zeit ihn davon heilen können. Sollte er vielleicht auf Reisen gehen?“

„Aber noch eines lasst uns in Ruhe und Gelassenheit besprechen. Lasst es mich gerade heraus sagen: Je genauer ich Harald kennenlernen durfte, desto mehr wurde er mir zu einem Wunder. Ich meine nicht nur das Wunder seiner Rettung und auch nicht nur seine offenkundige Weisheit, seine Liebe zu den Menschen und zur Welt; ich meine seine Abneigung gegen allen Kampf, alles Verletzen und alles Herrschen. Kurz: Ich glaube nicht, dass er zu eurem Nachfolger

bestimmt ist. Er hat mir dies oft angedeutet. Lasst eure beiden Knaben kommen, dann werden wir sehen, ob ich Recht habe.“

Der Fürst schüttelte den Kopf, ließ aber seine beiden Söhne kommen. Als sie zuerst dies und das geredet hatten, sagte der Fürst: „Harald, du bist in wenigen Jahren volljährig. Wie denkst du über deine Zukunft? Wäre es nicht Zeit, dass du nach deinen Glaubens- und Naturstudien auch die Menschenwelt kennen lernst? Weißt du, was zwischen Menschen vorgeht? Weißt du, woran ein Fürst zu denken hat? Hast du schon einmal über den Straßenbau, die Ausrüstung von Kämpfern, das Erheben von Steuern, das Schlichten von Streitigkeiten und all die Dinge nachgedacht, die mich Tag um Tag beschäftigen?“

Harald schüttelte den Kopf und schwieg.

„Denkst du nicht, dass es an der Zeit ist, auch solche Geschäfte zu lernen, die das tägliche Leben betreffen?“ fragte der Vater.

Wolf schaute gespannt auf seinen großen Bruder. Eben hatten sie noch einmal über ihre Zukunft gesprochen. Fast alles, was der Fürst aufgezählt hatte, war Harald fremd. Schließlich sagte er: „Vater, du hast Recht. Was unter den Menschen vorgeht, wie zu herrschen ist und fast alles, was du genannt hast, ist mir bis heute unbekannt und ich weiß, dass ich davon noch viel zu lernen habe. Auch Wolf und ich haben uns Gedanken gemacht und wollen dich fragen: Darf ich Wolf den Vortritt lassen in deiner Nachfolge? Wolf würde einmal, wenn deine Kräfte nachlassen, ein tapferer und starker Ritter und Fürst werden. Er wird dem Land Sicherheit geben können, wie du und deine Väter es schon so viele Jahre getan haben. Ich aber muss noch viel lernen und werde vielleicht eines Tages mit meiner Wissenschaft zum Heil vieler Menschen beitragen können.“

Das entsprach dem, was der Abt über Haralds Eignung zum Herrscher gesagt hatte.

„Wir brauchen heute noch nichts zu entscheiden, aber euer beiden Wege würden dann verschieden aussehen. du wirst dich in deine Wissenschaften vertiefen, Wolf in die Aufgaben eines Fürsten. Grundsätzlich will ich euch nicht davon abbringen, wenn die Entscheidung nur in Frieden getroffen wird. Ihr wisst, welchen ungebändigten Zorn Ingrim auf mich, den jüngeren Stiefbruder hatte. Ja, eigentlich hieß er Clemens, der Milde, aber nachdem er sich hintangesetzt sah, obwohl er älter als ich ist, entwickelte er einen tiefen Hass auf mich. Das hat nicht nur ihm und mir, sondern, wie du weißt, dem ganzen Land geschadet. Nicht zuletzt bist du einer der Hauptleidtragenden von diesem Zwist.“

„Vater, mache dir deswegen keine Sorgen. Schon lange sprechen Wolf und ich darüber und lieben uns deshalb nur umso mehr, weil jeder dann das tun kann, was er am liebsten tut.“

Jetzt begann Wolf begeistert zu sprechen: „Ja, so ist es! Wenn ich eines Tages Fürst bin, dann sammle ich zuerst alle Genossen, die sich hier schon in unseren

Kämpfen ausgezeichnet haben. Die besten Kämpfer und die besten Reiter. Wir wollen dann nicht mehr nur auf Turnieren kämpfen, sondern überall, wo unsere Hilfe nötig ist. Gibt es nicht überall in unserem Land und darüber hinaus immer wieder Banden, die Dörfer und kleine Flecken überfallen. Du, Vater, verurteilst sie, wenn sie gefangen sind. Wir werden sie fangen und dann verurteilen. In unserem Land soll es sicher sein für alle Menschen. Wenn uns aber der Kaiser ruft, so wollen wir ihm als seine besten Kämpfer beistehen.“

Der Fürst hörte sehr wohl den leisen Tadel, der in Wolfs Worten lag. „Bedenke, Kämpfer kosten Geld und Krieg bringt nicht nur Sieg sondern auch Niederlagen und Schmerzen. Ich habe für Frieden in meinem Land gesorgt.“

„Und doch musstest du Ingrim sein Schreckensregiment führen lassen.“

„Sollte ich gegen meinen eigenen Bruder kämpfen?“ fragte der Fürst.

„Wenn er Unrecht tut, ja!“ war Wolfs Entgegnung.

Ehe das Gespräch heftiger werden konnte, griff Harald wieder ein: „Weißt du Vater, warum es immer wieder solche Banden gibt? Gewiss, Ingrim fühlte sich zurückgesetzt. Das weckte Hass in ihm. Hattest du alles versucht, diese Zurücksetzung zu vermeiden? Und weiter: Kann es sein, dass viele der Banden aus Not entstehen? Was sollen Menschen machen, wenn ihnen Haus und Hof zerstört wurde? Sicher wird Wolf mit Kraft gegen solche Banden und andere Feinde kämpfen. Ich möchte helfen, wo Menschen in Not geraten.“

„Wenn ich euch beide höre, dann klingt ihr, als ob es längst Zeit wäre, dass ich zurücktrete und ihr die Herrschaft übernehmt.“

Die Fürstin spürte, wie die Auseinandersetzung gespannter wurde, und sagte: „Ihr Lieben, lasst es uns nicht zu Missverständnissen kommen. Euer Vater ist stark und gesund und niemand kann wünschen, dass er zurücktritt. Keiner von euch hat schon das Mannesalter erreicht. Ich freue mich aber daran, wie ihr an euren Zukunftszielen arbeitet. Ihr beide werdet einmal tüchtige Menschen werden, und wir Eltern können nur hoffen, dass wir das recht lange miterleben dürfen. Lasst uns doch in Frieden noch ein wenig fortfahren, zu hören, wie ihr eure Zukunft seht.“

Alle dämpften ihren Eifer nach diesen guten Worten und schwiegen eine Weile, bis die Fürstin sagte: „Und du Harald, wie denkst du dir deine Zukunft, wenn du nicht der Fürst sein wirst?“

„Das kann ich euch noch nicht genau sagen, aber wenn ich die freie Wahl hätte, dann würde ich von meinem Bruder das Land erbitten, das Ingrim beherrscht hat. Abt Johannes aber würde ich bitten, in einem der wunderbaren Seitentäler auch ein Kloster zu gründen, ähnlich dem, in dem ich nun schon recht lange leben und lernen darf.“

Er schaute zum Abt hinüber, der bisher zu allem geschwiegen hatte. Der sprach nun: „Weißt du, wie schwer es ist, ein Kloster zu begründen? Es reicht nicht, nur

die Mönche zu finden. Es bedeutet jahrelange Arbeit, Verzicht auf die Annehmlichkeiten eines fertigen Klosters. Es braucht viel harte Arbeit und Künstler mit Fähigkeiten. Sie alle müssen für lange Zeit von ihrer Arbeit leben können. Und ist die schwerste Arbeit getan, dann braucht das Kloster Bauern, die den Zehnten dem Kloster zum Unterhalt geben. Hast du das alles bedacht?“

„Du hast mir erzählt, wie viele Klöster es allein in eurem Orden gibt. Also müssen Neugründungen möglich sein!“ sagte Harald. „Aber mehr noch: In der Nähe des Klosters soll ein zweites Kloster für Nonnen gegründet werden. Das wäre für beide Seiten eine große Erleichterung. Jeder könnte für den anderen leisten, was er selber doch nicht recht kann, und ist die Trennung von Mann und Weib wirklich von Gott gewollt? Gehören sie nicht zueinander wie unsere beiden Hände?“

Alle schwiegen für eine kurze Zeit und dachten über das nach, was Harald gesagt hatte.

„Es ist unser freier Wille, Verzicht zu leisten, um Gott und den Menschen dienen zu können“, sagte dann der Abt.

„Ich aber werde heiraten und den Menschen und Gott dienen. Ist denn auch nur ein Mensch geschaffen ohne Vater und Mutter? Ich verehere und liebe euch als meinen Lehrer und geistlichen Führer, und ohne euer Gelübde könntet ihr vieles nicht tun, aber ohne die vielen Menschen, die gemeinsam leben, könntet ihr auch nicht lange bestehen.“

Damit kam Harald dicht an das Thema, dass sein Herz am tiefsten beschäftigte. Zunächst aber fuhr er fort: „In der Nähe von den Klöstern werde ich mir selber eine Burg bauen. Dort werden Natan und ich – und vielleicht andere – forschen und arbeiten. Was Natan tut, kann für viele Menschen zum Segen werden. Er versteht sich nicht nur auf die Herstellung von Arzneien und Farben. Er hat mehr Wissenschaft von der Natur gewonnen als vielleicht irgendein anderer. Auf meinem Gebiet soll er sicher leben können und nicht den Hass anderer Menschen fürchten müssen. Wenn er mir auf unseren Wanderungen berichtet, welche Schätze zum Heil der Menschen die Natur birgt, erscheint es mir wie eine Sünde, diese Schätze nicht zu heben.“

Nun hatte Harald sich in Feuer geredet und wollte gar nicht unterbrochen werden. So fuhr er unmittelbar fort: „Und dann werden wir am Talausgang ein großes Gut einrichten. Das wird mir Bauer Flavio bewirtschaften und seine Tochter Veronika wird meine Frau werden!“

Nun war es heraus! Keiner war völlig überrascht. Die Frage war nur, wie würde der Vater reagieren? Der schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Wenn du auf die Fürstenehre verzichten willst, dann ist es möglich. Das ist der eine Weg. Der andere ist schwerer: Vielleicht weißt du schon, dass dein Urgroßvater, der diese Festung erbaute und das Kloster gründen ließ, auch ein Bauernmädchen

heiratete. Das wurde möglich, weil sie dem Kaiser selbst das Leben rettete, als er in den Bergen in einen Schneesturm geriet, aus dem er ohne sie nicht zurückgekehrt wäre. Dafür hat er sie geadelt, denn sie setzte ihr eigenes Leben einer großen Gefahr aus. Immer wieder hat mein Großvater uns davon erzählt, wie sie im beginnenden Herbst als Ziegenhirtin auf der Alm vom Schneesturm überrascht wurde und bald darauf Hilferufe vernahm. Durch den Sturm kämpfte sie sich zu den Rufenden durch und konnte die ganze Schar an einem Abgrund entlang in eine sichere Höhle führen. In dieser Schar war der Kaiser selbst, der damals auf einem seiner Burgen hier weilte und zur Jagd ausgeritten war. – Und so will ich auch nicht grundsätzlich gegen eine solche Heirat sein. Lass ihren Vater mit ihr kommen und uns miteinander besprechen. Ich fürchte aber, du wirst den ersten Weg gehen müssen.- Und noch eines lass mich anfügen: Ich glaube, dass deine Zeit im Kloster abgelaufen ist. Für alles, was du in deinem Leben noch vorhast, ist es ratsam, die Welt außerhalb unserer engen Grenzen kennen zu lernen. Wähle dir einen oder einige Begleiter, mit denen du hinausziehst, um von den Wissenschaften, Künsten und Handwerken so viel es dir möglich ist zu lernen. Vor nicht langer Zeit wurden zuerst in Bologna und dann auch in Paris und Padua Universitäten begründet. Dort sollen Wissenschaften gelehrt werden, die du im Kloster nicht lernen kannst. Vergiss aber nicht, zu beobachten, wie das Volk wirklich lebt, was es zu seinem und der Edlen Unterhalt leisten muss, wo verdorbene Sitten und Gebräuche die Menschen zum Schlechten führen. Verstehe, was eine gute und was eine schlechte Herrschaft ist. Wie oft sind sie der Ursprung des Elends!“

Überrascht und erstaunt hatten alle der Rede des Fürsten gelauscht. Nun öffnete er selber ein weites Tor in eine lichte Zukunft. Dankbar schauten ihn alle an. Am liebsten hätte sich Harald sogleich auf ein Pferd geschwungen, um Flavio und Veronika auf die Festung zu rufen. Das gestattete ihm der Fürst aber erst am dritten Tag. Davor wurde das Michaelisfest gefeiert.

Auch wenn auf der Festung kaum einer wusste, was besprochen worden war, alle fühlten die Spannung, die entstanden war. Wie ein Ameisenhaufen, in den eine Beute glücklich gefallen war, wurde jeder doppelt tätig, beschleunigte seine Schritte und verweilte kürzer in den Plaudereien, die doch auch zum Leben gehören.

Am meisten zu besprechen aber hatten natürlich Harald und Wolf. War es nicht um ihre Zukunft gegangen und hatte der Vater ihren Plänen nicht widersprochen? Wenn doch nur die Zeit rascher verstreichen wollte! Aber sie wollte nicht. So blieb ihnen Zeit, immer wieder das eine oder andere zu besprechen, sich ihrer Freundschaft zu versichern, Pläne zu schmieden und so weiter und so fort.

Als der dritte Tag gekommen war, sagte Harald frühmorgens: „Nun lass uns aufsitzen und den Bauern Flavio und seine Tochter Veronika hierher bringen.“

Ein Aufbruch war wohl selten kürzer gewesen und als die Sonne aufging, sahen sie die väterliche Festung schon aus größerer Entfernung. Für Harald war es ein Glück, dass Wolf mit ihm ritt. Er selbst kannte das Land wenig und hätte sich mühsam zu Bauer Flavio durchfragen müssen. So erreichten sie schon nach zwei Stunden den Hof. Nur die Mutter und die beiden Schwestern von Veronika trafen sie auf dem Hof. Sie waren mit Gartenarbeiten und dem Geflügel beschäftigt. Als Harald nach dem Vater und Veronika fragte, schickte die Mutter die jüngste Tochter mit ihnen hinaus aufs Feld. Sie pflügten, aber der Pflug wurde von Veronika geführt. Der Vater schritt nebenher. Sie wollten erproben, ob Veronika schon stark genug wäre, auch diese schwere Arbeit zu verrichten.

Als sie die Reiter kommen sahen, blieben sie stehen und schauten ihnen erwartungsvoll entgegen. Und dann erkannten sie sich!

Harald wandte sich an Flavio und sagte: „Mein Vater bittet, dass ihr mit eurer Tochter Veronika zu ihm kommt. Er möchte mit euch beiden sprechen.“

Veronika schlug das Herz bis zum Hals hinauf. War das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen? Was hatte sie zu hoffen, was zu fürchten? Das Gesicht von Harald aber schien wie durchleuchtet von Glück. So warf sie alle Furcht ab und nickte Harald bejahend zu.

Den Pflug ließen sie in der Furche stehen, spannten das Pferd aus und gingen zurück zum Hof. Harald und Wolf führten auch ihre Pferde am Zügel. Im Hof nahmen sie ihren Pferden die Sättel ab, rieben ihre Rücken trocken und stellten sie zu den Pferden des Bauern. Gemeinsam mit ihnen bekamen sie Futter und Wasser. Zu seiner Frau aber sagte Flavio: „Wir haben heute Gäste. Bereite das Mittagmahl so früh wie möglich. Veronika und ich werden danach mit den jungen Herren zum Fürsten reiten. Werdet ihr heute Abend den Stall alleine versorgen können?“

„Natürlich“, kam es von der Mutter und den jüngeren Töchtern wie aus einem Mund.

Da auch Flavios Frau das Essen nicht sofort herbeizaubern konnte, blieb Zeit, über den Hof zu gehen. Mit welcher Lust betrachtete Harald alles, was der Lebensraum von Veronika war. Bald gingen Flavio und Wolf miteinander, sprachen über die Vorbereitungen für den Winter, die Abgaben, die sie zu leisten hatten, die Nöte mit den schlechten Wegen und vieles andere, was einen künftigen Fürsten interessieren konnte.

Immer mehr blieben Veronika und Harald hinter ihnen zurück. Natürlich wollte Veronika wissen, warum sie zum Fürsten kommen sollten und ob sie für die Zukunft hoffen dürften. Harald sprach von seinem Verzicht auf die Nachfolge des Fürsten und seinen Plänen für die Zukunft. Dann sagte er aber auch: „Mein Vater will, dass ich die Welt kennenlernen soll, bevor ich meine Pläne verwirklichen kann. Er wird aber wohl allem zustimmen, worum ich ihn bitte.“

„Das ist mir gerade recht“, antwortete Veronika. „Denke daran, wie jung ich noch bin. Wir haben noch das ganze Leben vor uns. Ach, wie glücklich ich bin!“ Sie drückten sich die Hand und gingen voller Freude nebeneinander her.

„Harald, wirst du mich aber auch nicht vergessen, wenn du in die Fremde gehst? Du wirst dort viele Menschen treffen, und vielleicht auch ein schöneres Mädchen als mich, vielleicht sogar eines, das aus deinem Stande ist.“

„Ich glaube nicht, dass ich unsere ersten Blicke je vergessen könnte. Zu allen Festen will ich dir aber ein Zeichen meiner Treue und Liebe senden.“

„Ich werde dir nicht antworten können“, sagte Veronika traurig, „Ich habe nie Lesen und Schreiben gelernt, und auch meine Eltern können es nicht. Bewahre meinen Ring, der soll dich an mich erinnern.“

Als schließlich die Zeit zum Essen gekommen war, hatte die Mutter mit ihren beiden anderen Töchtern ein wahres Festmahl bereitet. Natürlich wollte sie die Gäste ehren und ihnen zeigen, dass sie eine gute Bäuerin und Hausfrau war, und natürlich wusste sie von der tiefen Zuneigung ihrer Ältesten zu Harald. Nach dem Essen machten sich Flavio und Veronika reisefertig. Die Mutter ließ es sich nicht nehmen, einen großen Beutel mit Proviant mitzugeben. Ein besonderer Beutel mit einem ganzen Schinken war für die fürstliche Familie gedacht. Sonst hatten sie ja keine Kostbarkeiten, die sie dem Fürsten als Geschenk hätten senden können. Veronika hatte sich schon vor langem eine Reithose genäht, die auch als Kleid gelten konnte.

Weil die Bauernpferde keine fürstlichen Reitpferde waren, brauchten sie länger als auf dem Hinweg. Diesmal ritt Harald neben Flavio und Wolf neben Veronika. Wolf und Veronika waren fast gleich alt und Wolf hatte eine große Freude an ihrer klaren Stirn, den wach blickenden dunklen Augen und der Selbstverständlichkeit, mit der sie wie ein Mann ritt und über die bäuerlichen Angelegenheiten sprach. Zum ersten Mal dachte er ernsthaft darüber nach, wer wohl seine künftige Frau sei, wie sie aussehen und sprechen würde.

Harald und Flavio sprachen über die Dörfer und Bauernhöfe, an denen sie vorbeikamen. Er lernte, einen reichen von einem armen Bauernhof zu unterscheiden. Auch ärmlichste Hütten sahen sie, in denen das Elend hauste. Flavio konnte von Manchem berichten, was zu dem Elend geführt hatte. Hier war es Trunksucht, dort steter Unfrieden, Missernten, Krankheit oder früher Tod. Zum ersten Mal sah und verstand Harald etwas von diesen Unterschieden. Er nahm es tief in sich auf, und das Mitleid wurde zum Keim für vieles, was er später leistete.

Als sie schließlich in die Nähe der Festung kamen, war ihnen Matilda ein Stück entgegen gekommen. Sie wusste von der Neigung Haralds und war natürlich als seine Ziehmutter sehr, sehr gespannt, wer das Herz ihres Zöglings gewonnen hatte.

Schon wie sie die Gruppe von weitem kommen sah, fiel ihr auf, dass alle mit gleicher aufrechter Haltung in scharfem Trab herankamen. Unter ihnen war kein zartes Zuckerpüppchen! Als sie Matilda erreichten, stiegen alle ab und begrüßten sie. „Sie ist wie meine eigene Mutter, und mehr noch, ohne sie würde ich hier nicht vor euch stehen können. Ich werde sie immer als die größte Wohltäterin meines Lebens betrachten.“

Veronika trat zu ihr und reichte ihr die Hand. Es war ein kräftiger Händedruck, den sie besaß. Offen schaute sie Matilda in die Augen und sagte: „Habe Dank, Harald hat mir schon viel von dir erzählt. Er liebt dich wie seine eigene Mutter. Auch ich muss dir danken. Bitte nimm auch mich in deinen Schutz auf und sei mir wie eine Mutter.“

Matilda schloss sie in ihre Arme: „Das will ich gerne tun, soweit ich es zu tun vermag. Frage mich immer, wenn dich Schweres bedrückt.“ So nahm Matilda auch Veronika in ihr Herz auf. Am Zügel führten die Reiter ihre Pferde das letzte Stück Weg, um Matilda zu begleiten. Als Harald sie fragend anschaute, lächelte sie ihm liebevoll zu und nickte mit dem Kopf. Wie glücklich war Harald darüber, dass sie Veronika in ihr Herz geschlossen hatte.

Das Abendessen wurde in einem kleinen Saal eingenommen, weil auch noch andere Gäste gekommen waren. Der mitgebrachte Schinken aber war eine besondere Delikatesse, an der sich alle bedienen durften. Veronika durfte neben der Fürstin sitzen, Harald saß neben seinem Vater. Als Harald mit Veronika den Saal betreten hatte, umfasste der Fürst Veronikas Gestalt mit einem raschen Blick. „Eine Fürstin!“ durchzuckte es ihn. Auch sein Herz hatte sie unwissend schon gewonnen.

Der Sänger

Als das Mahl zu Ende ging, geschah etwas, was auf dieser Festung noch nie gesehen oder gehört worden war: Ein Sänger mit einer Leier trat in Begleitung eines Knaben ein und begann nun im flackernden Feuerschein des Kamins eine Geschichte aus alten Zeiten halb singend und halb sprechend zu erzählen: von Heldentaten tapferer Ritter, von Glück und Leid, von Liebe und Tod. In den Pausen sang der Knabe mit einer wunderbaren Stimme nie gehörte Lieder, in denen die Frauen besungen und erhöht wurden.

Harald kannte wohl den Chorgesang der Mönche, solch eine Musik wie jetzt hatten er – und wohl alle anderen – noch nie gehört. Als nach einiger Zeit der Sänger anbot, Vortrag und Gesang zu beenden, wehrten alle heftig ab. Der Fürst ließ ihnen frischen Wein, Brot und Braten bringen. Sie sollten sich stärken, um an diesem Abend noch lange singen zu können.

„Die letzten Jahre habe ich im Norden verbracht“, sagte der alte Sänger nach der Stärkung. „Dort wird ein Epos überall erzählt, dass auch ich mir angeeignet habe.“

Wenn ihr noch Lust und Kraft habt zuzuhören, so will ich gerne damit beginnen, werde es aber heute nicht beenden können. Seid ihr bereit Neues zu hören?“

Alle waren bereit. Auf das Feuer im Kamin wurden kräftige Holzscheite gelegt, dann begann der Sänger und berichtete von einem Kind, dessen Vater, ein starker Ritter, vor seiner Geburt im Morgenland starb, und dessen Mutter Herzeleide aus Gram in die tiefste Einsamkeit zog, damit ihr Sohn Parzival nie vom Rittertum erfahren könnte. So wuchs dieses Kind getrennt von aller Welt zu einem starken Jüngling heran, bis er eines Tages Rittern begegnete, durch die er von der Welt und König Artus erfuhr. Der Mutter Herzeleide brach das Herz, als ihr Sohn fort beehrte.

Bis nach Mitternacht trug der Sänger aus diesem Epos vor, von dem alle Herzen tief ergriffen wurden. Vor allem Harald fühlte eine magische Kraft in den Worten und Bildern. War nicht auch er von der Welt getrennt herangewachsen? Warteten nicht auch auf ihn große Taten? Sie mochten nicht mit dem Schwert zu leisten sein, Mut, Kraft und Ausdauer würden sie aber auch erfordern. Das fühlte er in seinem Herzen. Es gab wohl auch Heiligstes zu erringen, das abseits der bekannten Wege lag.

Die Verlobung

Am nächsten Tag saßen der Fürst, die Fürstin und ihre beiden Söhne mit Flavio und Veronika zusammen. „Harald begehrt die Hand eurer Tochter, auch wenn der Stand uns trennt. Er will aber auf die Herrschaft verzichten und seinem jüngeren Bruder Wolf den Vortritt lassen. Deshalb könnte es möglich sein, wenn ihr zustimmt, dass sie eines Tages heiraten werden. Wenn ich aber recht sehe, ist Veronika und ist auch mein Sohn noch sehr jung. Lasst sie einander sich versprechen. Dann soll Harald hinaus in die Welt reisen und lernen, soviel er kann. Es bereiten sich neue Zeiten vor, in denen die Wissenschaft immer wichtiger werden wird. In Bologna, Paris und Padua wurden Universitäten gegründet, die den Wissenschaften dienen sollen. Weil Wolf die Herrschaft übernehmen wird, kann Harald sich dem forschenden Leben widmen.“

Flavio sagte: „Wenn ihr den geringen Stand, dem wir entstammen, nicht verachten wollt, so stimme ich dankbar allem zu, was ihr gesagt habt.“

„Dann lasst Harald und Veronika einander die Ehe versprechen. Dies soll in Gegenwart eines Priesters geschehen, denn Ehen werden nicht nur auf Erden geschlossen. Dies wollen wir am kommenden Sonntag feiern und wir laden dich und deine ganze Familie dazu ein. Bevor ihr abreist, lassen wir noch unseren Schneider kommen. Meine künftige Schwiegertochter soll würdig vor den Menschen erscheinen.“

„Komm“, sagte die Fürstin, „und lass uns die schönsten Stoffe aussuchen, die von fernher kommen. Du sollst deine Freude an ihnen haben.“

Mit einer Magd und dem Schneider gingen sie in die Kammer, in denen Stoffe und anderes aufbewahrt wurde. Veronika war wie betäubt. Solche Stoffe hatte sie noch nie gesehen, nur von ihnen in Märchen und Sagen gehört. War das alles wirklich, was geschah?

Vor dem Schneider musste Veronika eine Weile hin und her gehen und sich drehen. Das genügte, das Kleid passend zu schneiden.

Als das geschehen war, kehrten Flavio und Veronika von allen reich beschenkt zu ihrer Landwirtschaft zurück. „Nun, gnädiges Fräulein Veronika, werdet ihr noch bereit sein, Kühe zu melken und den Stall auszumisten?“ neckte Flavio seine Tochter. Sie schaute ihn nur an und antwortete nicht. Sie wusste, dass er sie necken wollte. Am Abend arbeiteten sie dann wieder zusammen im Stall.

Am Abend versammelten sich viele Bewohner der Festung wieder in dem Kaminsaal, damit der Sänger die Geschichte von Parzival weiter erzählen konnte. Alles was geschah, berührte die Hörer tief, Harald aber war wohl von allen am meisten ergriffen. Durch die ganze Woche ging die Geschichte Abend für Abend fort.-

Zu Flavios Hof kamen am Samstag zwei Söhne des Nachbarbauern, um bis zum Montag die Hofwirtschaft zu übernehmen. Mit einem Pferdewagen, mit dem Flavio sonst auch Fahrten zum Einsammeln und zur Ablieferung des Zehnten fuhr, kamen sie am späten Nachmittag bei der Festung an. Diesmal war ihnen Harald entgegengeritten und begleitete sie das letzte Stück des Weges.

Sie wurden herzlich empfangen, und nicht nur für Veronika lagen Kleider bereit, jeder von Flavios Familie durfte sich in der Kleiderkammer etwas aussuchen. Dann wurde fürstlich gespeist, und am Abend konnten sie alle auch noch das Ende der Geschichte von Parzival hören.

Am anderen Morgen gingen alle zur heiligen Messe in die Kapelle. Ehe die Messe begann, verkündete der Priester allen, dass Harald und Veronika sich das Eheversprechen gegeben hatten, und er rief Gottes Segen auf sie herab. Auch teilte er mit, dass Harald für lange Zeit auf Reisen gehen werde; nach seiner Rückkehr solle die Hochzeit sein.

Nach der Messe gab es für alle ein Festessen. Dann wurde fröhlich getanzt gespielt und gelacht. Der Knabe, der den Sänger begleitete, sang nun die neuesten Lieder von edlen und schönen Frauen. Manches Lied allerdings war fast ein wenig zu frech. Wenn er dann die empörten Gesichter der Damen sah, lachte er und schmeichelte ihnen mit dem nächsten Lied wieder. Harald aber gefielen die Verse von Parzival, die der Alte gesungen hatte, am besten. Am liebsten hätte er es noch einmal gehört, um sich alles recht einzuprägen. Lange unterhielt er sich mit dem Alten über einzelne Begebenheiten in der Geschichte. Der erfahrene Alte bemerkte, wie sehr er Haralds Herz berührt hatte. Am Abend sang

und sprach er noch einmal auf Bitte von Harald den Teil, wo Parzival seine spätere Gattin Condwiramurs errettet und gewinnt.

Danach saß er noch mit dem Sänger beim Feuer. Zuerst sprachen sie wieder über die Geschichte von Parzival, dann erzählte Harald ihm von seiner beabsichtigten Reise und fragte nach Rat, denn der Alte schien viel gesehen und erfahren zu haben. Der Alte zog aus seinem Reisebeutel ein zusammengefaltetes Pergament heraus, auf dem viele Namen geschrieben standen. Da Harald nicht gut mit einer Landkarte vertraut war, zeigte ihm der Alte geduldig, wo sie nun waren, welches die Flüsse der Gegend waren, wo sich Städte und wo Burgen befanden. Besondere Zeichen und einige Namen zeigten nur ihm an, wo er willkommen oder abgewiesen worden war. „Mein Rat ist: Wende dich zuerst nach Südosten. Lerne die alten Städte Italiens kennen, bis du nach Rom, dem Sitz des Heiligen Vaters, kommst. Auch ich werde diesen Weg nehmen und wünschst du mich zu treffen, so frage nur nach dem Sänger Randolf. Vielleicht kann ich dir noch den einen oder anderen hilfreichen Rat geben oder sogar in einer Not beistehen. Wenn du aus der Ferne zurückkehrst, dann reise noch wenigstens ein Jahr im Land deines Vaters. Erfahre, wie die Menschen hier leben, was sie denken und tun. Du wirst auf der Reise viel lernen und alles in deiner Heimat mit neuen Augen sehen.“

Harald dankte für den Rat und das Vertrauen. Dann trennten sie sich und sollten sich erst nach langer Zeit wiedersehen. Am Morgen waren er und der Knabe schon aufgebrochen.

Für Flavio und seine Familie war es Zeit, wieder den heimatlichen Hof zu erreichen. Als sie scheiden wollten, führte Harald ein gezäumtes und gesatteltes, gerade zugerittenes junges Reitpferd heraus. Das übergab er als Verlobungsgeschenk an seine Braut. Die traute ihren Augen nicht. Als sie oben saß, waren Pferd und Reiterin schon wie verwachsen. Von der Fürstin erhielt Veronika als Abschiedsgeschenk eine wunderbare Halskette, sagte aber: „Die will ich bei mir bewahren. Hier ist sie weniger von Dieben oder Feuer bedroht. Auch wirst du sie bei euch nicht recht tragen können. Ich hoffe, du kommst recht oft mit deinem schnellen Pferd uns besuchen. Du wirst uns immer willkommen sein auch – oder besonders –, wenn dein Bräutigam fern von hier ist.“

Auch jeder andere aus Flavios Familie erhielt ein wertvolles Abschiedsgeschenk, das gerade ihn besonders erfreute. Harald hatte sich mit Matilda darüber beraten und gemeinsam trafen sie bei jedem ins Schwarze.

Dankbar verabschiedeten sie sich dann von einander, nur Harald begleitete seine Braut und gelangte mit ihr lange vor den anderen auf dem Hof an. So hatten sie noch Zeit gewonnen, auf das Geschehene zurück zu blicken und sich gegenseitig immer wieder ihrer Liebe zu versichern. Schließlich verabschiedeten sie sich. Er lud Veronika ein, noch einmal zur Burg zu kommen. Seine Abreise werde sich

noch etwas hinziehen, denn sie verlangt eine gründliche Vorbereitung. Veronika lachte und sagte: „Pass nur auf, mit diesem Pferd werde ich dich vielleicht öfter besuchen, als dir lieb ist!“

„Öfter als mir lieb ist?“ sagte Harald, „das kann nicht sein.“ Dann trennten sie sich.

Die Reisevorbereitungen

Die nächsten Wochen und Monate gingen mit Reisevorbereitungen vorüber. Der Vater besaß Karten seines Landes und von ganz Italien. Harald sagte ihm, was der alte Randolf ihm geraten hatte: Er sollte nach der Reise zunächst noch längere Zeit des Vaters Land kennenlernen. Der Vater war damit sehr zufrieden, und sie besprachen, welche unterschiedlichen Gegenden es in seinem Herrschaftsbereich gab, was die Menschen dort trieben, wo Unterkunft für längere Zeit gefunden werden könnte und vieles andere mehr.-

Eine mindestens ebenso wichtige Frage war: Wer sollte Harald begleiten? Wären es zu viele, so wäre es schwer, sich zu bewegen. Zu wenige aber könnten auch gefährdet sein. Sie einigten sich auf sechs Begleiter, die nun mit Bedacht ausgewählt werden mussten. Leider durfte Wolf nicht mit ihm gehen, was Harald das Liebste gewesen wäre. Wolf musste nun auf seine künftigen Aufgaben als Herrscher vorbereitet werden.

„Ich will dir nicht vorgreifen, aber ich rate dir, meinen alten treuen Begleiter und Beschützer in vielen Schlachten, Hildebrand, nicht zu verschmähen. Er wird dir nicht in erster Linie mit seiner Kraft, aber mit viel Erfahrung und Rat hilfreich sein können.“

Harald war für diesen Rat dankbar und stimmte sogleich zu. „Denkst du, ich könnte Abt Johannes fragen, ob er Thomas, meinen engsten Gefährten im Kloster und mein Lehrer im Schreiben, Lesen und Malen, für die Reise von seinem Mönchsgelübde, das noch nicht auf ewig ist, zu entbinden?“

„Wir können es versuchen.“

Immer wieder besprach Harald sich auch mit seinem Bruder: „Wer ist nach dir der beste und tapferste Kämpfer und schon zum Ritter geschlagen?“

„Das ist German aus deutschem Geschlecht“, war die rasche Antwort.

„Und wer ist außer Hildebrand der Besonnenste, der uns alle auch führen könnte?“

Wolf nannte mehrere Namen, war aber bei keinem sicher. Besonnenheit war noch nicht seine Tugend, und so fehlte ihm vielleicht dafür auch der Blick. Wie Harald mit seinem Vater darüber sprach, ging der in Gedanken viele wackere Kämpfer durch. Schließlich sagte er: „Der Beste, den ich mir neben Hildebrand denken kann, lebt heute nicht hier. Du wirst ihn auf seiner Burg, die er für seine

tapferen Taten erhalten hat, besuchen müssen. Sie liegt zwei Tagereisen von hier. Sein Name ist Gottfried.“

So machte sich Harald zusammen mit Wolf sobald wie möglich auf den Weg. Ein Kloster bot ihnen am Abend des ersten Tages eine willkommene Herberge. Als der Abt erfuhr, wen sie beherbergten, widmete er ihnen so viel Zeit als ihm bei seinen Pflichten möglich war. Beim Abschied gab er ihnen noch manchen guten Rat.

Am Abend des nächsten Tages kamen sie wohlbehalten auf der Burg an, die der Ritter Gottfried sich durch seine Dienste erworben hatte. Das Land ringsum war in bestem Zustand. Die Häuser zeugten vom Wohlstand der Bewohner. Die Wege waren gut befestigt und von den Feldern grüßte mancher freundlich zu ihnen hinüber.

Als sie einen Reiter trafen, erkundigten sie sich, wo sie am besten den Ritter der Burg, Gottfried, treffen könnten. Freundlich bot sich der Reiter an, die jungen Fremden zu führen.

Bald gelangten sie zu einem Gebäude noch außerhalb der Burg. Dort hieß sie ihr Führer abzusteigen und einzutreten. An einem langen Tisch saßen an die 12 Männer, offensichtlich in einer Beratung. Ihr Führer sagte: „Hier sind zwei junge Männer, die wollen euch, Ritter Gottfried, selber sprechen.“ Und zu Harald und Wolf gewandt sagte er: „Stellt euch vor und sagt, was euer Anliegen ist.“

Als Gottfried hörte, dass sie die Söhne des Landesfürsten waren, stand er rasch auf, begrüßte sie aufs herzlichste, bat aber noch um eine halbe Stunde Geduld bis zum Abschluss der Beratungen. Gerne setzten die beiden Brüder sich, müde vom langen Ritt. Auf einen Wink holte einer der Männer einen Erfrischungstrunk.

Die Männer um den Ritter berieten über eine Neugliederung der Felder und Almende. Kreuzfahrer hatten aus dem Morgenland Kunde von neuen Landbaumethoden mitgebracht, die eine vielfache Ernte versprachen.

Harald freute sich daran, mit welcher Besonnenheit die Männer das Für und Wider der verschiedenen Vorschläge besprachen, dem einen zustimmten, das andere verwarfen. Wege sollten neu angelegt, Gräben gezogen werden, ja, sogar Höfe sollten zum Teil verlegt werden. Von allem versprachen sie für sich und ihre Kinder ein leichteres Arbeiten und reichere Ernten.

Zum Abschluss der Beratungen sagte Gottfried zu den Fürstensöhnen: „Nun erzählt uns allen, wie es dem Fürsten und der Fürstin geht und was euch zu uns geführt hat.“

Diesmal sprach Wolf zuerst: „Mein Bruder Harald, von dessen langer Gefangenschaft ihr gehört habt, will nicht der Nachfolger des Vaters werden. So werde ich eines Tages das Land regieren. Harald aber will mit edlen Begleitern hinaus in die Welt ziehen, um Weisheit zu gewinnen.“ Und kurz heraus sagte er: „Ritter Gottfried, ihr sollt ihn begleiten, wenn es euch möglich ist.“

„Das will bedacht sein“, sagte Gottfried. „Kommt jetzt mit auf die Burg“. Und zu den anderen sagte er: „Morgen will ich mich mit euch noch einmal beraten. Kommt zur gewohnten Zeit.“

Es ist hier nicht der Ort, die vielen Gespräche wiederzugeben, die geführt wurden. Am Ende sagte Gottfried zu und versprach zur festgesetzten Zeit auf der Festung des Fürsten wohl ausgestattet zu erscheinen. Die Männer, die sich mit Gottfried berieten, wählten einen erfahrenen Mann zu Gottfrieds Vertreter. Freudigen Herzens begaben sich Harald und Wolf nach diesem Erfolg am fünften Tag ihrer Reise auf den Heimweg, sodass sie insgesamt sechs Tage dauerte.

Nun fehlten noch zwei Begleiter. Harald dachte lange nach, dann wagte er seinen Vater zu fragen: „Sage Vater, ist es denkbar, dass ein Jude mit uns reitet?“

„Du denkst sicher an Natan – stimmt das?“

„Ja, ich wüsste keinen, der so wie er, sich Wissenschaft erwerben könnte. Ich will die Welt kennen lernen und so viel Wissenschaft wie nur möglich zurück nachhause bringen.“

Der Vater wiegte seinen Kopf hin und her: Ist so etwas denkbar? Wird er nicht als Jude vielen Gefährdungen ausgesetzt sein? Würde er sogar die ganze Schar gefährden?

„Muss er denn Judenkleidung tragen, so dass man ihn sofort erkennen kann?“ fragte Harald.

„Das muss sorgfältig bedacht werden, und ohne ihn und Abt Johannes zu fragen, können wir darin nicht entscheiden. Bedenke, ihr werdet oft in Klöstern übernachten.“

„Wir werden als Gäste außerhalb der Klausur bleiben“, entgegnete Harald, der sich mit den Sitten eines Klosters natürlich gut auskannte.

„Willst du Natan aufsuchen und mit ihm zum Kloster reiten? Dann könntet ihr alle drei diese Frage besprechen“, sagte der Vater.

So geschah es. Am nächsten Tag setzte sich Harald auf sein Pferd und ritt in Richtung des Klosters, in dessen Umgebung Natan sich oft aufhielt. Er hatte Glück und traf Natan, beladen mit frisch gesammelten Kräutern, kurz vor dem Kloster. Gemeinsam wurden sie eingelassen. Natan ging zuerst in die Medizin- und Farbenküche, um sich seiner Last zu entledigen und einige Fragen mit Bruder Lukas zu besprechen. Harald wurde herzlich empfangen und war bald mit Thomas in ein Gespräch vertieft. Er erzählte ihm von seiner geplanten Reise und fragte: „Soll ich Abt Johannes bitten, dass er dich von deinen Gelübden entbindet, so dass du mit mir reisen kannst?“

„Glaubst du, dass er das gewähren wird?“

„Ich werde ihn fragen, wenn du nicht von vornherein Nein sagst.“

Bald kam auch Abt Johannes heraus, dem man von der Ankunft Haralds berichtet hatte. Sie begrüßten sich herzlich, fast wie nahe Freunde. „Was führt dich wieder zu uns?“ fragte der Abt.

„Mein Vater hat vorgeschlagen, dass ich eine große Reise unternehme, um die Welt kennen zu lernen. Dafür benötige ich aber Begleiter und möchte fragen, ob ihr gestatten könnt, dass Thomas mit mir reist?“

„Das will ich noch heute mit meinen Brüdern besprechen. Könnte denn Thomas zu einer solchen Reise, die doch sein Leben ganz verändern würde, sich bereit erklären?“

„Er macht seine Entscheidung von euch abhängig. Entbindet ihr ihn für die Zeit der Reise von seinen zeitlichen Gelübden, dann wird er mit mir ziehen.“

„Nach dem Mittagmahl werde ich euch beiden Bescheid geben können.“

„Aber ich habe noch eine zweite schwierige Frage: Natan, den ihr kennt und der gerade zwei Pflanzenbündel im Kloster abgeliefert hat, hat mehr Wissenschaft als alle anderen von der Natur. Ich würde ihn gerne bitten, mit mir zu kommen. Wir werden aber auf unserer Reise, wenn ihr nicht abratet, Quartier in Klöstern nehmen. Natan ist Jude. Kann er dann mit uns in einem Kloster wohnen?“

„Wir wollen das zuerst mit ihm selber besprechen. Hast du ihn schon gebeten, mit dir zu gehen?“

„Nein, ich wollte erst mit euch reden.“

„So lasst uns heute Nachmittag alle vier miteinander sprechen.“

So geschah es. Sie trafen sich außerhalb der Klausur. Inzwischen hatte sich der Abt mit den Brüdern besprochen und sagte: „Wenn Thomas mit Dir gehen will, entbinden wir ihn für die Dauer seiner Reise von seinen zeitlichen Gelübden. Er wird sich später wieder neu entscheiden müssen.“

„Was dich, Natan, betrifft, kannst du wie alle im Gästebereich eines Klosters oder auch in anderen Bereichen außerhalb der Klausur sein. Einfacher wäre es natürlich, du ließest dich taufen und wärst als Christ auf Reisen.“

„Um der Vorteile auf einer Reise wegen werde ich den Glauben meiner Väter nicht verlassen. Ich täte damit Unrecht“, sagte Natan.

Das wollte der Abt gelten lassen und sagte noch: „Du reist in Begleitung eines starken Schutzes. So wirst du weniger Gefahren ausgesetzt sein. Doch will ich euch ein Schreiben geben, in dem ich meine Ordensbrüder und andere Äbte bitte, euch nach bestem Vermögen aufzunehmen und zu versorgen, solange ihr es verlangt.“

Er hatte den Brief bereits vorbereitet und übergab ihn Harald, der ihn dankbar entgegennahm. „Wann soll eure Reise beginnen?“ fragte dann der Abt.

„Wir werden noch einige Zeit der Vorbereitung benötigen. Wir werden rechtzeitig einen Boten schicken, euch zu benachrichtigen.“

Der Abt war damit einverstanden und sagte dann noch: „Der Hof, auf dem der Bauer Flavio heute wirtschaftet, ist dem Kloster gegenüber verpflichtet, den Zehnten an uns zu liefern. So wurde es dem Kloster bei seiner Gründung vom Fürsten zugesagt, und wir haben dankbar alljährlich die Abgaben entgegengenommen. Unsere Ordensregeln schreiben uns aber eigentlich vor, von unserer Hände Arbeit zu leben. In vielen Klöstern unseres und anderer Orden wird diese Arbeit zum großen Teil von Laienbrüdern (Konversen) geleistet. Besprich dich, Harald, mit deinem Vater, ob wir Flavios Hof nach deiner Heirat mit Veronika nicht durch Konversen selber bearbeiten können. Ich gehe davon aus, dass nach eurer Heirat die ganze Familie von Flavio näher zu dir ziehen wird und du sie alle versorgen wirst.“

Harald versprach, dies mit seinem Vater und auch mit seinem Bruder, dem künftigen Fürsten, zu besprechen.

Auf der heimatlichen Festung angelangt, berichtete er dem Fürsten, seinem Vater, alles, was er mit dem Abt besprochen hatte und dass sowohl Thomas wie Natan bereit wären, ihn zu begleiten.

Nun fehlte noch Einer in der Schar. Der letzte Begleiter kam von selber. Er hatte durch German von der beabsichtigten Reise gehört. Er war jung, beweglich und voller Feuer, und seine besondere Fähigkeit war, dass er mehrere Sprachen und italienische Dialekte beherrschte. Auf Bitten von German nahm er ihn mit. Sein Name war Florian.

Auch wenn die ausgewählte Schar nun beisammen war, war noch nicht sofort an einen Aufbruch zu denken – auch wenn die meisten lieber gestern als morgen aufgebrochen wären. Vieles war noch zu bedenken und zu entscheiden. Der Fürst lud alle sechs Begleiter auf seine Festung ein, um sie selber, ihre Pferde und ihre Waffen in Augenschein zu nehmen. Er war mit der Auswahl zufrieden und bat sie, miteinander zu beraten, was sie mitnehmen sollten: Sicher brauchten sie Vorräte, Packpferde, Zelte, Werkzeuge und was alles auf einer Reise notwendig und hilfreich sein konnte.

An einem Abend nahm der Fürst aber seinen Sohn beiseite und sagte: „Waffen, Kleidung, Vorräte sind wichtig, aber du wirst auch Gold bei dir führen müssen, wenn du für einen Dienst oder ein Gut bezahlen willst. Hast du dir darüber Gedanken gemacht?“

Harald hatte es nicht. Mit diesen Dingen war er immer noch fast unbekannt.

„Das habe ich mir gedacht“, sagte der Fürst. „Deshalb habe ich zu einer Burg geschickt, die dem Templer-Orden gehört. Sie werden uns raten können. In drei Tagen wird ein Tempelritter zu uns kommen. Er wird euch überhaupt wichtigen Rat für eure Reise geben können.“

In diesen Tagen war in der Festung natürlich die Reise das Hauptgespräch. Die wenigsten hatten eine große Reise über die Landesgrenzen hinaus unternommen. Durfte man sich aus dem Schutz des Vaters und Fürsten überhaupt entfernen?

Weil nun so viel über die Reise gesprochen wurde, kam der Fürstin ein Gedanke, der sie sehr froh stimmte: Sie stammte von einer Burg, die gut eine Tagesreise entfernt lag. Dort lebten noch ihre alten Eltern und ein jüngerer Bruder. War es denkbar, dass sie, von der Schar sicher geleitet, ihre Eltern noch einmal wiedersah? Allein der Gedanke ließ ihr Herz höher schlagen. Dann kam ein zweiter Gedanke dazu: Sollte nicht auch Veronika die Familie kennenlernen? Wie wäre es, sie würde sie begleiten?

Schließlich wagte sie, dem Fürsten ihren Vorschlag vorzutragen, und zu ihrer Freude willigte er gerne ein, nur sagte er: „Flavio wird seine Tochter kaum entbehren können und wie ich eure Reise einschätze, wirst du nicht so schnell zurückkehren. Wir müssen bedenken, wer die Arbeit von Veronika bei Flavio übernimmt. Können wir vielleicht mit einem Laienbruder (Konversen) Ersatz schaffen? Dann hätten wir auch die allmähliche Umwandlung in ein Gut des Klosters begonnen. Ich will einen Boten zum Abt Johannes senden. Dann werden wir hören, was möglich ist.“

Und so geschah es. Außerdem wurde ein Bote zu den Eltern der Fürstin gesandt, der die Ankunft der nun neun Menschen ankündigen sollte.

Zu Veronika ritt Harald selber. Als sie hörte, dass die Fürstin ihre Begleitung wünschte, konnte sie sich vor Freude kaum halten. Nie hatte sie bisher den Hof auf größere Entfernung außer zum Kloster oder zur Festung verlassen. Wer aber sollte sie vertreten? Da berichtete Harald, dass sie zum Abt gesandt hätten, einen Laienbruder zu senden.

So schien alles möglich, und als der Bote vom Kloster mit dem Laienbruder Markus zusammen auf der Festung eintraf, begleitete ihn Harald gleich wieder zu Flavios Hof. Die Abreise wurde auf die Zeit nach zehn Tagen festgesetzt.

Bis dahin konnte Veronika Bruder Markus einarbeiten. Eine angemessene Unterkunft für ihn wurde beim Priester des Dorfes gefunden. Auch Bruder Markus war mit den Veränderungen sehr zufrieden und konnte mit seinen Kräften nun doch noch ganz anders zufassen, als es Veronika möglich war. Auch für ihn hatte es sich glücklich gefügt.

Als nach einer Woche Harald kam, um Veronika zu holen, war beider Glück fast vollkommen. Wie gerne wäre sie aber schon verheiratet! Doch das musste warten.

Auf der fürstlichen Festung wurde nun Veronika von der Fürstin in die Reisevorbereitungen einbezogen. Was gab es nicht alles zu bedenken und auszuwählen! Welche Gastgeschenke wollten sie mitnehmen? Hatten sie genügend Kleidung? Durfte Veronika weiter auf einem Männersattel reiten?

Der Tempelritter

Nach kurzer Zeit kam der erbetene Besuch von einem Tempelritter. Nur der Fürst, er und Harald besprachen sich nun miteinander. Die Templer besaßen eine Vielzahl von Burgen oder Stationen, an denen Unterkunft und Versorgung möglich war. Das Wichtigste aber war, dass der Vater dem Ritter eine nicht kleine Menge an Gold aus seinem Schatz mitgab. Dafür erhielt der Vater ein Schreiben, in dem die übergebene Menge Gold angegeben war. Zu diesem Schreiben gab es auch zwei gleich lautende Abschriften, von denen eine der Fürst behielt, eine zweite nahm der Tempelritter mit sich und die dritte erhielt Harald. Mit dieser Kopie, welche die Unterschrift aller drei trug, konnte Harald überall, wo er auf eine Niederlassung der Tempelritter stieß, Gold erhalten. So brauchte er nicht einen allzu großen Betrag bei sich tragen, der bei einem Überfall leicht hätte Raubbeute werden können. Harald staunte, als er hörte, dass es solche Möglichkeiten gab und dass es Menschen gab, denen der Vater ohne Scheu sein Gold anvertraute.

An diesem Abend hatten der Fürst und Harald mit dem Tempelritter noch ein langes Gespräch, in dem beide Genaueres über den Templerorden erfuhren. Das Wichtigste war wohl, dass die Templer nicht nach Gold als Besitz drängten, sondern Armut gelobt hatten und das viele Gold, über das sie verfügen durften, zum Wohl aller verwendet wurde. Dies machte Harald einen tiefen Eindruck. Es ging also in der Welt nicht nur um Macht und Besitz, sondern auch um das Wohl Aller, um das Gemeinwohl.

Schließlich übergab der Ritter Harald noch eine Karte, wo die wichtigsten Besitzungen der Templer in Italien und dem Heiligen Land eingetragen waren. Ahnte Harald, was dies alles noch für sein Leben bedeuten sollte?

Der Ritt zur Burg der Großeltern

Endlich kam der Tag des Aufbruchs. Ritter Gottfried war wie versprochen wohl ausgestattet zwei Tage zuvor angekommen. Außer den sieben Reisenden gab es einen ganzen Tross von Begleitern, die das erste Stück mitreiten wollten, und Packpferden geworden. Selbst der Fürst und Wolf ließen es sich nicht nehmen, die Scheidenden ein Stück weit zu begleiten.

Der Ritt zur Burg seiner mütterlichen Großeltern verlief ohne größere Störungen. Zur Mittagspause erfreuten sich alle an den mitgenommenen Speisen. Dazu wurden auf einer Waldwiese, auf der die Pferde grasen konnten, Teppiche ausgebreitet, und so verbrachte man plaudernd die Mittagszeit. Die Fürstin war aufgeregt. Viele Jahre war es her, dass sie nicht mehr bei ihren Eltern war. Fast pausenlos erzählte sie Veronika, durch welche Gegenden der Weg noch führte, was sie erwartete, wer heute noch von denen auf der Burg lebte, die sie als ein Kind kannte und vieles andere mehr.

Eine kleine Schwierigkeit gab es gegen Abend: Als sie schon die Burg auf einer felsigen Höhe sehen konnten, mussten sie noch ein Furt passieren, die gewöhnlich ganz seicht, jetzt aber durch einen längeren Regen den Pferden bis an den Bauch reichte. Am anderen Ufer standen Wartende, die den Ankömmlingen zuriefen und zuwinkten. Sie warteten dort auf die Gäste. Die Fürstin trieb in ihrer Freude ihr Pferd an, es scheute aber vor dem rasch fließenden Wasser und bäumte sich auf. Mit sicherer Hand griff Veronika zu, beruhigte das Pferd und führte es hinüber. Dankbar schaute die Fürstin Veronika an: Was war es nur mit diesem Mädchen, das nie den Kopf verlor und sicher zugriff, wo es zu handeln galt? Sie hatte es schon öfter beobachtet und liebte sie nur umso mehr.

Welche Freude war es, die lang vermissten Gesichter zu sehen. Doch auch die Furchen, die das Leben allen ins Gesicht eingeschrieben hatte, erzählten von dem, was jeder durchlebt hatte. Die Züge der Fürstin, einst ein heiteres junges Mädchen, hatten strenge Linien erhalten. Schmerzen, Leiden und Liebe waren ihnen eingezeichnet. Ihre Augen blickten in stiller Güte, reifer als es sonst wohl für eine fast 40jährige Frau sein mochte.

Als die Fürstin abgestiegen war, fiel ihr zuerst ihre Amme um den Hals. Sie war alt geworden, aber die Liebe zu einem Kind wird nie alt! Fast alle, die gekommen waren, um die Gäste zu begrüßen, kannten die Fürstin schon als Kind, und jeder wollte sie umarmen und küssen. Manche Freudenträne floss.

Dann aber war die Aufmerksamkeit vor allem auf Harald gerichtet. Alle hatten von seinem schweren Schicksal gehört. Wie sah er aus? War er gesund, groß und stark wie andere Männer in seinem Alter? Es schien, dass alle mit seinem Aussehen und seiner ruhigen freundlichen Art zufrieden waren. Veronika wurde von der Fürstin neben Harald gestellt und als seine Braut bewundert, der die Fürstin sehr zugetan schien.

Nachdem auch die anderen Mitreisenden vorgestellt worden waren, setzte sich der ganze Zug langsam in Bewegung. Kurz vor Sonnenuntergang erreichten sie das geschmückte Burgtor, wurden von den Großeltern herzlich begrüßt und in ihre Gemächer geführt.

Dann traf man sich zu Schmaus und Geselligkeit. Was gab es nicht alles zu erzählen! Vor über 20 Jahren war die junge Fürstin als Braut fortgezogen und nur einmal dazwischen für kurze Zeit zurückgekehrt, als ihre Großmutter starb.

Harald hatte viel damit zu tun, seine Braut Veronika zuerst bei seinen Großeltern und dann bei seinem Onkel, dem Bruder seiner Mutter und dessen Familie bekanntzumachen. Seine Mutter hatte Gastgeschenke für viele mitgebracht und übergab sie zu einem Teil Veronika, um sie zu verteilen. Dadurch zeigte sie zugleich, wie einverstanden sie mit der Wahl ihres Sohnes war. Veronika selber verfügte ja über keinen Schatz, aus dem sie hätte Geschenke machen können.

Am folgenden Tag ließ es sich sein Großvater nicht nehmen, Harald und seinen Freunden die Burganlage selber zu zeigen. „Es ist keine sehr feste Burg und kann sich nicht mit der Stärke der Festung deines Vaters messen, sie hat aber einige Vorteile, auf die ich dich aufmerksam machen will.“ So lernte Harald zum ersten Mal bewusst etwas über Vorteile und Nachteile einer Burganlage. Besonders wichtig schien dem Großvater eine Reihe geheimer Gänge, die von außen nicht zu erkennen waren und in denen jeder Fremde, sollte er je hinein gelangen, verloren gewesen wäre. „Das Wichtigste will ich dir in den nächsten Tagen zeigen, wenn wir beide alleine unterwegs sind“, sagte er zu Harald.

Überhaupt waren Vater und Enkel kaum mehr voneinander zu trennen. Gemeinsam ritten sie hinaus in die Umgebung, besuchten umliegende Dörfer, die sauber und reich in der Ebene verstreut lagen. Der Großvater erzählte von seinen Bemühungen um eine gerechte Herrschaft. „Versuche nie so viel als möglich den Bauern abzupressen. Wenn sie das Gefühl bekommen, dass ihre Arbeit sie nicht mehr ernähren kann, dann verlieren sie die Freude an ihrer Tätigkeit und am Ende haben wir weniger, als wenn sie sich selber wohlhabend fühlen.“ Solche Dinge über die Ökonomie, die Bedeutung des Straßenbaus, die Pflege der Brücken über die vielen Flüsse, das Abhalten von Gerichtstagen und vieles andere mehr erzählte der Großvater gerne seinem aufmerksam lauschenden Enkel.

„Wenn ich aus der Ferne zurückkehre, will ich für längere Zeit das Gemeinwesen hier studieren. Ich hoffe in der Fremde viel zu lernen, mit dem ich dann auch hier hilfreich sein kann“, sagte Harald. Gerne lud ihn auch der Großvater ein, später von dem Beobachteten zu berichten.

An einem der folgenden Abende, als die Großeltern mit der engeren Familie beim Kamin zusammen saßen, sagte der Großvater zu Harald: „Nun achte, was geschehen wird. Ich will einen Sänger hereinrufen, der euch wundersamste Dinge berichten kann“, und als auf seinen Wink ein alter Sänger mit einem Knaben hereintrat, erkannte Harald sofort den alten Randolf und freute sich, dass er noch einmal – wenigstens Teile der Dichtung – von Parzival hören durfte, und wieder ergriff alles tief sein Herz. Auch der alte Randolf hatte Harald sogleich erkannt und in einer Pause sprachen sie wie alte Freunde miteinander. „Hast du recht verstanden, was du gehört hast?“ fragte er ihn.

„Ob ich es recht verstanden habe, kann ich dir nicht sagen, aber mein Herz beginnt zu verstehen“, war Haralds Antwort.

Der Großvater und der Alte schienen eng vertraut. Sie sprachen am Ende des Abends noch länger leise miteinander, und es war Harald, als ob sie auch über ihn sprächen.

Am folgenden Tag rief der Großvater Harald wieder zu sich. „Nun will ich dir zeigen, worüber ich schon zu dir sprach.“ Und er führte Harald durch einen der

geheimen Gänge, bis er plötzlich ein Stück Mauer bewegen konnte und sie in einen von Kerzen erleuchteten kleinen Raum eintraten. Er war mit kostbaren Teppichen ausgelegt. Etwas wie ein Tisch oder Altar und zwei Sitze waren darin. Durch einen Schlitz am Boden und einen in der Decke konnte Luft strömen, so dass trotz der Kerzen die Luft angenehm frisch war. In eine kleine, in die Wand eingemeißelte Schale floss reines Wasser und floss durch eine ebenfalls eingemeißelte Rinne wieder ab. Tiefste Stille herrschte hier.

„Wozu dient dir dieser Raum?“ fragte Harald.

„Hierhin ziehe ich mich zurück, wenn ich mich mit Gott und meinem Gewissen besprechen will. Wir sind tief unter der Erde und kein Laut dringt hierher. Du hast in deiner Gefangenschaft die Stille kennen gelernt und du hast mir erzählt, wie du doch niemals alleine warst. So schöpfe ich Kraft aus dieser Einsamkeit, die doch die ganze Welt mir sein kann.“

Auch wenn Harald nicht genau verstand, was der Großvater meinte, fühlte er die Stille und den tiefen Ernst des Ortes. Es war ein rechter Ort zum Beten und Besinnen.

„Er hatte aber in der Zeit meines Großvaters, der diese Burg erbaute, auch einmal eine andere große Bedeutung gehabt: Als Kaiser Barbarossa verfolgt wurde und er sich von seiner Begleitung getrennt sah, brachte ihn ein treuer Bauer hierher. In diesem kleinen Gemach wurde der Kaiser verborgen, und so sehr die Verfolger auch nach ihm suchten, er konnte nicht gefunden werden. Und so rettete dieses Geheimgemach sein Leben. Als Dank übergab er meinem Großvater, was ich dir nun zeigen will“: Er griff in ein kleines Fach, das hinter einem Wandteppich verborgen war und zog ein Goldgeschmeide hervor, wo in einem mandelförmigen Ring ein Michael gestaltet war, den einen Fuß auf dem Drachen, die Lanze in dessen nach oben gerichteten Rachen weisend. Das Schild Michaels war mit einem kostbaren Rubin geschmückt. „Dies war der Dank für seine Rettung, und uns ist es das Heiligste.“

Harald nahm das kostbare Geschmeide voller Ehrfurcht in seine Hand. Hatte hier wirklich Kaiser Barbarossa selber gegessen, dort wo er jetzt saß?

„Im Übrigen hat er dem Bauern, dem er das Leben verdankte, ein kleines aber ebenfalls goldenes Abbild anfertigen lassen. Das aber ist verschollen.“

Harald war von allem, was er hier erlebt und erfahren hatte, tief berührt. Schweigend verließen der Alte und der Junge das verborgene Gemach, um sich wieder zu den Anderen zu begeben.

Als bald die Karwoche begann, wurde es still in der Burg. Es wurde so wenig wie möglich gesprochen und wenn, dann nur leise. Nur Fastenspeise wurde gereicht. Es kam der Leidenstag des Herrn, der schweigend wie in einem Kloster begangen wurde.

Als dann das Auferstehungsfest gefeiert wurde, kehrte neue Fröhlichkeit ein. In der Kapelle waren die verhangenen Bilder wieder frei. Die Messe wurde in tiefer Innigkeit aufgenommen. Alles strömte hinaus ins Freie und wanderte zwischen Wiesen und Feldern. Die Vögel sangen jubelnd in den Bäumen und hoch in der Luft – das war Ostern.

Weil Großvater und Enkel fast unzertrennlich von früh bis spät beisammen waren, hatte Harald seine Gefährten fast aus den Augen verloren. Zwar sah man sich beim Mahl und sprach auch etwas miteinander, wirklich Zeit für sie hatte Harald nicht. Sie wurden aber reichlich dafür durch Hildebrand und seine alten Freunde schadlos gehalten. Manchen Kriegszug hatte er unter dem Kaiser mit ihnen gemacht und konnten von vielem berichten, was sich hier oder dort zugetragen hatte.

Nur Natan schien seiner Wege alleine gegangen zu sein. Rasch fand er heraus, wo hier oder dort ein Glaubensbruder von ihm lebte. In kleinster Gemeinschaft feierten sie das Paschafest den Vorschriften seines Glaubens gemäß.

Auf einem dieser Osterspaziergänge konnten Harald und Veronika endlich einmal wieder etwas abgesondert von den anderen gehen. Dabei erzählte er ihr auch leise, wohin der Großvater ihn geführt hatte und dass dort als Heiligtum eine Gabe des Kaisers Barbarossa aufbewahrt wurde. Er erzählte auch, dass ein Bauer dem Kaiser das Leben gerettet hatte und dass dieser von ihm ein kleines goldenes Abbild des kunstvoll gearbeiteten Michael erhielt. Es sei aber verschollen. Da griff Veronika an ihren Hals, zog eine goldene Kette hervor, an der etwas Ähnliches wie das beschriebene Geschmeide hing. Harald betrachtete es genau und sagte: „Das ist die verschollene Nachbildung! Woher hast du sie?“ „Mein Vater gab sie mir. Es sollte mich auf meinen Wegen schützen. Er hat es von seinem Großvater geerbt.“

Voller Erregung zog nun Harald seine Braut zu seinem Großvater, der in einiger Entfernung mit seiner Tochter ging. Er bat Veronika, dem Großvater und der Tochter, seiner Mutter, das Kleinod zu zeigen. Voller Staunen betrachtete es der Großvater und sagte: „So ist es doch nicht verschollen! Weißt du, ob dein Urgroßvater dieses Kleinod vom Kaiser selbst erhalten hat?“

„Mein Vater sagte, es sei immer in der Familie gewesen. Warum sein Großvater es bekommen hatte, hat er mir nicht erzählt.“

„Lass uns morgen alle vier in unser Heiligtum gehen und die Bilder vergleichen.“ Und so geschah es. Es war die verschollene Kopie und Veronika musste als die Nachfahrin des Retters gelten.

Ende von Teil I

Teil II



Harald

Eine mittelalterliche Geschichte Teil II

Ernst Schuberth

Für meine lieben Enkel

Vorbemerkungen

Diese Erzählung spielt im 13. Jahrhundert. Sie handelt vom ältesten Sohn Harald des Fürsten Hohenstein, der von seinem Oheim Ingrim mit vier Jahren entführt und in einem Kerkerturm gefangen gehalten wurde. Mit 16 Jahren gelangen ihm und seiner Amme Matilda die Befreiung. Das Schicksal führt dazu, dass er seinem Peiniger verzeiht und ihn schützt.

Harald wird dann vier Jahre lang in einem Kloster erzogen. Er lernt die Bauerntochter Veronika kennen und verlobt sich mit ihr, nachdem er auf die ihm zustehende Nachfolge seines Vaters verzichtet hat.

Vor seiner Hochzeit mit Veronika will Harald eine längere Reise unternehmen, durch die er die große Welt kennenlernen soll. Am Ende von Teil I zieht Harald mit sechs Gefährten von unterschiedlichem Alter, Charakter und mit unterschiedlichen Fähigkeiten aus.

Während wir im ersten Teil uns vor allem mit Harald und seinem Schicksal beschäftigen, müssen im zweiten Teil die historischen Ereignisse des 13. Jahrhunderts berücksichtigt werden. In dieser Zeit spielt der Konflikt von Papst und Kaiser eine wesentliche Rolle.

Man wird also beim Lesen unterscheiden müssen, was auf uns als historische Tatsachen überkommen ist und was die freie Gestaltung von Haralds Biografie und die seiner Freunde ist. Das Wesentliche ist der Entwicklungsweg von Harald, der in freier Weise in das historische Geschehen einverwoben wird.

Wir beginnen im Jahr 1226. Harald ist 20 Jahre alt.

Die Reise

Eine Karte von Norditalien



Der Aufbruch

Als das Osterfest würdig gefeiert worden war, wollte Harald mit seiner Schar möglichst rasch aufbrechen. Schon früh vor Tage hörte man im Hof der Burg von Haralds Großvater ein geschäftiges Treiben. Die Pferde wurden herausgeführt. Ihr Hufschlag auf dem Steinpflaster hallte durch die ganze Burg und weckte die letzten Schläfer. Die Sättel wurden aufgelegt und die Packpferde mit den bereitgelegten Lasten beladen. Es war ein Laufen und Rufen. Jeder wollte zur

Abreise etwas beitragen, einen Rat erteilen oder den Abreisenden noch etwas zustecken.

Lange standen Harald und Veronika beieinander. Wann würden sie sich wiedersehen? Warum musste Veronika ihren Geliebten alleine ziehen lassen? Konnte sie nicht doch mitreiten? Sie konnte doch wie ein Mann reiten! Schließlich musste sich Harald von Veronika trennen. Seine Begleiter standen bereit zum Aufsitzen. Er umarmte sie zum letzten Mal und versuchte ihr Trost zuzusprechen. "Nie werde ich dich vergessen. In meinem Herzen bist du immer bei mir. In zwei bis drei Jahren werde ich wieder bei dir sein, und dann wollen wir eine fürstliche Hochzeit feiern und nichts kann uns mehr trennen."

Schluchzend sagte Veronika: "Ach, könnte ich doch nur bei dir bleiben. Mir ist bang vor der langen Zeit. Wie leicht kann dir etwas geschehen. Jeden Morgen und jeden Abend will ich beten, dass Gott und seine Scharen dich behüten."

"Denke daran Veronika, dass in der Nacht unsere Seelen bei Gott sind. Dann sind wir nicht getrennt. Wie oft werden wir auch voneinander träumen und uns die Hände reichen und umarmen. Nun aber muss ich gehen. Die Kameraden warten schon."

Dann verabschiedete Harald sich von seiner Mutter, seinen Großeltern und allen Freunden, die zurückbleiben mussten. Ehe er aber aufsitzen konnte, nahm ihn sein Großvater beiseite und sagte zu ihm: "Wenn du das Fürstentum deines Vaters verlässt, bereite dich darauf vor, dass ihr nicht überall willkommen seid. Eine gärende Unruhe erfüllt das Land. Am 1. Mai (1226) sollte nach dem Willen unseres Kaisers, dem jungen Friedrich II., ein Reichstag in Cremona beginnen. Viele lombardische Städte unter der Führung von Mailand widersetzen sich aber den Absichten des Kaisers. Friedrich will das Land wieder unter seine Herrschaft bringen. Der lombardische Bund, dem sich viele Städte angeschlossen haben, will die Freiheitsrechte, die sie sich erkämpft haben, behalten und weigert sich, dem Kaiser Steuern zu zahlen. Nur wenige Städte wie Cremona, Parma, Pavia, Modena, Pisa und Lucca stehen auf der Seite des Kaisers.

Jeder, der nach einem Kaiserlichen aussieht, wird vielerorts mit Misstrauen beobachtet, ja, er muss um sein Leben fürchten, könnte er doch als ein Späher betrachtet werden. Wenn ihr merkt, dass euch feindlich begegnet wird, so sagt, dass ihr auf dem Weg nach Rom seid, um den Heiligen Vater zu sehen – was ja nach euren Plänen auch der Wahrheit entspricht."

Das Burgtor war schon seit langem offen. Nun saß auch Harald im Sattel und brach mit seinen sechs Gefährten in eine unbekannte Welt auf. Laut erscholl noch einmal der Hufschlag der Pferde auf dem Pflaster des Hofes, dann überquerten sie die hölzerne Zugbrücke und nahmen den Weg hinunter nach Predazzo.

Wer irgend konnte, schwang sich noch auf ein Pferd, um die Reisenden wenigstens ein Stück weit zu begleiten. Tiefer Schmerz erfüllte die Herzen der zurückgebliebenen Frauen, aber Jubel, Lebensmut und -freude das der Scheidenden. Die Bergwiesen waren mit Blumen geschmückt, weiße Wolken zogen über den klaren blauen Himmel, die Vögel jubelten wie ihre Herzen.

Einige Tage lang begleitete sie noch das Gebirge, aber der Weg führte stetig bergab. Hoch wuchsen hinter ihnen die schneeglänzenden Berghäupter empor. Die Nachtlager waren bescheiden, aber für einen kurzen Schlaf willkommen. Kamen sie durch ein Dorf, lief alles zusammen, um die kleine Schar zu bewundern. Von den Almen klangen die Glocken der Kühe, größere Kinder hüteten Schafe und Ziegen neben dem Weg, Hunde bellten, wenn sie vorbeiritten, und oft versuchten Kleinere hinter ihnen herzulaufen und mit ihren Pferden Schritt zu halten.

Mit jedem Tag schien die Sonne kräftiger und als sie nicht weit von Rovereto den herrlichen Gardasee erreichten, blieb manchem von ihnen fast das Herz stehen. Einen solchen See hatten die meisten noch nicht gesehen. Die Berge zur Rechten spiegelten sich im klaren Wasser, so dass ihr Bild zweimal zu sehen war.

Da es warm war, beschlossen sie, am See länger zu bleiben und dort auch zu übernachten. In einem nahen Bauernhof konnten sie einige Hühner und Gemüse zur Verpflegung erwerben. Florian, der Jüngste, erbot sich zu kochen. Es wurde ein wahres Festmahl!

Als sie dann gesättigt am Ufer des herrlichen Gardasees saßen, schlug Harald vor, dass jeder den anderen das Wichtigste aus seinem Leben erzählte. Noch immer war für Harald jeder Mensch eine Kostbarkeit. Waren die Ratten, Mäuse oder Ameisen in seinem Kerkerturm doch immer ziemlich gleich gewesen, von den Menschen war jeder einmalig und schwer zu erforschen. Jeder trug eine eigene reiche Welt in sich und hatte seine besonderen Fähigkeiten – fast so, wie die Maulwürfe unter der Erde und die Adler hoch in den Lüften leben konnten, waren die Menschen nach ihren Kenntnissen, Zielen und Fähigkeiten verschieden.

Als Harald seinen Vorschlag gemacht hatte, meldete sich als erster gleich Florian: "Ich bin zwar der Jüngste in unserem Kreis, aber wohl nicht der Unerfahrenste unter uns. Mein Vater war Kaufmann und nahm seine kleine Familie oft auf seine weiten Handelsreisen mit. Wir saßen dann bei Wind und Wetter auf den Warenballen oder vorne zwischen Vater und Mutter auf dem Kutschbock. Schlug dann der Vater auf einem Markt oder einer Messe sein Verkaufszelt auf, halfen wir, wo wir nur konnten.

Kamen dann die ersten Käufer, bewunderten wir unseren Vater, wie er sich geduldig auf jeden einließ und in immer neuen Sprachen und Dialekten sprach.

Heute muss ich sagen: Er war ein Sprachgenie! Aber nicht nur darin war er gewandt: Auch die vielen verschiedenartigen Münzen, die es gibt, rechnete er mit Leichtigkeit um. Die Sorge der Mutter aber war immer am Abend: Haben wir einen genügenden Gewinn gemacht, so dass wir unbedenklich aus den Einnahmen uns selber versorgen können?

Lange verstanden wir diese Sorgen der Mutter nicht. Der Vater hatte doch so viel Geld in seinem Lederbeutel! Erst später lernten wir, dass er von diesem Geld auch neue Waren zum Verkauf bezahlen musste und es nicht einfach für unser tägliches Leben ausgeben konnte.

So habe ich schon viel von Italien und auch von den nördlichen Ländern kennengelernt. Wie nebenher habe ich schon als Kind verschiedene Sprachen und zahlreiche italienische Dialekte gelernt. So hoffe ich, euch recht nützlich sein zu können. Meine Sehnsucht aber geht in ferne Länder – am liebsten über das Meer.“

"Wie kommst du aber unter uns Ritter?" fragte German etwas spitz. "Bist du denn adlig?"

"Mein Großvater war adlig, aber er starb auf einem Kreuzzug. Und so verarmten wir. Mein Vater bewahrte immer noch eine alte Rüstung und ritterliche Waffen, und wenn wir auf den Reisen nichts zu tun hatten, dann lehrte er mich auf einem unserer Pferde zu turnieren und in einer Rüstung zu kämpfen. Diese Rüstung und diese Waffen sind es, die ich jetzt auf einem der Packpferde mit mir führe. Haltet ihr mich für eure Gemeinschaft nicht für edel genug, so schickt mich und warum nicht auch Natan fort“, gab Florian mit verletztem Stolz zurück.

Ja, er war arm und hoffte, durch diese Reise etwas zu gewinnen. Harald aber blickte German tadelnd an. Ging es um den Stand oder die Fähigkeiten? "Lasst uns morgen in Frieden weiterziehen und solche Dinge nicht mehr berühren“, sagte er.

"Nun, wo ich schon gesprochen habe, lasst mich ein wenig von mir erzählen", begann German. "Wie es mein Name sagt, stammt unsere Familie aus dem Norden. Mit Kaiser Barbarossa zog mein Großvater nach Süden. Er kämpfte mit ihm im Heiligen Land und kehrte trotz des Todes des Kaisers glücklich wieder zurück. Weil alle seine Tapferkeit, seinen Mut und seine Geschicklichkeit und Ausdauer im Kampf bezeugten, wurde ihm die Burg zum Lehen gegeben, auf der ich jetzt lebe. Es ihm gleich zu tun, bemühte sich schon mein Vater, und diesem strebe ich auch nach. Bis jetzt sieht es aber so aus, dass wir wie Pilger friedlich dahinziehen. Wie sehr wünschte ich mir ein Abenteuer!"

"Was mich betrifft“, sagte Gottfried, "habe ich schon viele Abenteuer durchgekämpft und bin dankbar, wenn wir so ruhig dahinziehen dürften. Auch unsere Familie stammt aus dem Norden, lebt aber schon seit langem südlich der Alpen. Ich habe erst vor wenigen Jahren an dem unglücklichen Kreuzzug nach

Damiette teilgenommen. Fast möchte ich vor Schmerz vergehen, wenn ich bedenke, wie die Ehrsucht und mangelndes Verständnis uns das schon Gewonnene wieder entriss. Nur ein glücklicher Umstand rettete mein Leben. Ohne die Hilfe unserer muslimischer Gegner, die mich verletzt bei sich aufnahmen und mir schließlich die Heimfahrt ermöglichten, lebte ich nicht mehr. Aber lasst Hildebrand sprechen. Er ist der älteste unter uns und hat viel gesehen und erfahren."

Nun blickten alle auf Hildebrand und dieser begann: "Es mag so sein wie German sagt. Wie viele andere zog ich mit dem großen Kaiser Barbarossa nach Syrien, um die Heiligen Stätten der Christenheit zu befreien. Ihr wisst von seinem Tod im Fluss Saleph am 10. Juni 1190. Wir kämpften uns in größter Not bis Akkon vor und halfen bei der Belagerung der Stadt. Der Sohn von Kaiser Barbarossa, Friedrich von Schwaben, führte uns an. Als es uns endlich 1191 gelang, Akkon zu gewinnen, hatte mancher wackere Kämpfer sein Leben gelassen. Eine Gruppe von deutschen Rittern überlebte, auch weil wir uns stets gegenseitig unterstützten und, wo es notwendig war, schützten.

Richard Löwenherz, der englische König, und Philipp II., der König von Frankreich führten uns. Ihre Klugheit und ihr Mut ließen uns Akkon schließlich gewinnen. Die Besiegten zahlten ein hohes Lösegeld, und dadurch konnten viele von uns wieder in ihre Heimat zurückkehren und sich auf Burgen niederlassen, die ihnen als Lehen gegeben wurden. Harald, meiner Freundschaft mit deinem väterlichen Großvater und deinem Vater verdankst du, dass ich noch einmal ausziehe, um dir mit Rat und Erfahrung beizustehen."

Voller Bewunderung schauten alle auf ihn. „Hast du auch Wunden empfangen?“ fragte Florian etwas vorlaut. Als Antwort zog Hildebrand sein Hemd herunter. Brust und Arme waren mit Narben überdeckt.

Thomas hatte bisher geschwiegen. Was sollte er sagen? Schließlich begann er: "Auch mein Großvater hat die Festung, von der ich komme, als Dank für seine Taten erhalten. Mich aber zog es nie in den Kampf. Als ich eines Tages eine große Bibel anschauen durfte, zogen mich die schönen Schriftzeichen, aber vor allem die beigefügten farbigen Bilder an. 'Wo lernt man so zu malen?' fragte ich sogleich. 'Das lehren die Mönche in ihren Klöstern.' Von da ab stand für mich fest, dass ich Mönch in einem Kloster werden wollte. Das Schicksal fügte es, dass ich der Lehrer von Harald werden durfte. Mehr ist von mir nicht zu erzählen."

Harald hatte alles schweigend, aber mit größtem Interesse angehört. Was hatten sie alles schon geleistet, kennen gelernt und für andere Menschen hilfreich angewandt. So fragte auch niemand ihn, von sich zu sprechen. Sie kannten sein Schicksal und erlebten an jedem Tag aufs Neue, wie tief er alles in sein Gemüt aufnahm.-

Nach der Nacht am Gardasee, zogen sie weiter nach Verona, wo sie das alte Theater, den Dom und manches andere bewunderten, und wandten sich dann zur alten Stadt Padua, die schon auf venezianischem Gebiet (Venetien) liegt und von der aus Venedig gegründet worden sein soll.

Von nun an konnte es ihnen begegnen, dass man ihnen als Kaiserlichen unfreundlich entgegentrat. So fragten sie oft schon vor einer Stadt einen Bauern oder eine Bäuerin auf dem Feld, wie die Menschen in der Stadt dem Kaiser gesinnt wären.

Wo sie hörten, dass die Menschen zu ihnen unfreundlich sein würden, hatte Florian einen für ihn typischen Einfall: Er ließ die Kameraden vor einem Dorf oder einer Stadt warten und ritt dann auf den Marktplatz. Dort verkündete er marktschreierisch: „In Kürze wird der Prinz – ja, so sagte er – eintreffen, der schon als Kind zwölf Jahre lang in einem Kerkerturm schmachten musste. Ihr habt sicher davon gehört und könnt euch nun selber ein Bild von ihm machen. Behandelt ihn und seine Begleiter aber mit Schonung. Sein Schicksal lastet immer noch schwer auf ihm. Wollt ihr ihn sehen?“

Die Antwort war natürlich fast immer ein lautes Ja. Und wie Gaukler sonst ihre Kunststücke vorführen, führte Florian seine Kameraden auf den Marktplatz. Zwar war die Kunde von Haralds Schicksal tatsächlich weit verbreitet, aber diejenigen, die nichts davon gehört hatten, wollten ihre Unwissenheit auch nicht zeigen und warteten neugierig auf das Erscheinen dieses Kindes – das natürlich längst keines mehr war.

Dann bat Florian Harald, vor allem die Geschichte von seiner Befreiung zu erzählen. Die Teilnahme war allgemein groß und oft erhielten sie Einladungen in eines der Häuser.

Bald aber lehnte Harald es ab, wie ein Gaukler oder Tanzbär zur Schau gestellt zu werden, und so zogen sie lieber weiter, wenn man ihnen in einem Ort unfreundlich begegnete, oder sie machten einen Umweg, wenn sie hörten, dass Kaiserliche nicht willkommen wären.

Padua

Ihr nächstes Ziel war die alte und ehrwürdige Stadt Padua, am Rand der Po-Ebene, berühmt durch seine Schulen und jetzt ausgezeichnet durch eine junge Universität.

Nachdem unsere Reiter ihre Pferde in das empfohlene Quartier, einem Kloster, gelenkt und sich gestärkt hatten, durften sie noch ein wenig mit dem Abt zusammensitzen. Sie fragten ihn nach den besonderen Schätzen der Stadt, und er gab bereitwillig Antwort: „Ihr größter Schatz ist ihr ehrwürdigstes Alter. Sie ist eine der ältesten Städte Italiens und lange gegründet worden, bevor die Römer

auf den Plan traten. Die Sage erzählt, dass die Gründung auf den Trojaner Antenor zurückgeht. Zur Römerzeit war sie dann eine bedeutende Handelsstadt. Livius, der große Geschichtsschreiber wurde hier geboren. Aber auch in unserer Zeit wirkt hier der heilige – so darf man wohl schon heute zu seinen Lebzeiten sagen – Antonius, der so segensreich der Kirche dient. Dann aber habt ihr sicher von der neuen Universität gehört, die vor wenigen Jahren hier gegründet wurde und die vor allem die Jüngeren unter euch anziehen wird.“

Alle bekundeten ihr großes Interesse, diese Universität zu sehen, waren doch in dieser Zeit die Hohen Schulen der Wissenschaften noch eine Seltenheit. Der Abt sagte, als er dies Interesse bemerkte: „So will ich euch selber dorthin geleiten, damit ihr mit den wichtigsten Professoren und einflussreichsten Studierenden selber sprechen könnt.“

Es würde nun zu weit führen, alle Einzelheiten dieses denkwürdigen Besuches zu nennen. Keiner unserer Freunde hat je vorher eine Universität betreten.

Das Wichtigste war, dass sie sahen, welche hohe Bedeutung die Rechtswissenschaften dort hatten. Was tat man aber in der juristischen Fakultät? Harald fragte danach einen der führenden Köpfe unter der Professorenschaft und er erhielt zur Antwort: „Wir studieren vor allem die alten Gesetze, erläutern, was sie bedeuten, beschreiben, wie sie angewandt wurden und lassen die Studierenden selber an Beispielen ihre Anwendungen üben.“

Könnt ihr auch selber Gesetze machen?“ fragte Harald zurück.

„Nur, wenn sie sich auf die eigene Universität und insbesondere auf ihre Verwaltung beziehen“, erhielt er zur Antwort. „Wir werden aber oft in besonders schwierigen Fällen gefragt, welches Gesetz und wie es anzuwenden ist.“

„Und was macht ihr, wenn zu entscheiden ist, wo es kein Gesetz gibt?“ fragte Gottfried.

„Das hängt davon ab, wer die Macht zur Entscheidung besitzt. Wo zum Beispiel der Kaiser anerkannt wird, besitzt er die höchste Macht und ist der höchste Richter. Gerade Kaiser Friedrich II. ist sehr um das Recht bemüht. Leider aber kommt es auch vor, dass wir den persönlichen Interessen eines Mächtigen dienen sollen!“ führte der Rechtsgelehrte aus.

„Und hat nicht jeder Mensch durch Geburt Rechte?“ fragte Harald, der ja wenig von diesen Dingen verstand.

„Nun“, lächelte der Professor, „ihr habt euch – mit einer Ausnahme – als Adlige vorgestellt. Dadurch besitzt ihr gewisse Rechte, die ein anderer nicht hat. Ihr werdet vieles leichter erlangen können als der Jude, der mit euch zieht.“

„Aber, wenn es um Leib und Leben geht, hat er doch die gleichen Rechte wie jeder von uns!“ beharrte Harald.

„Das hängt davon ab, was die Kirche lehrt und welche Gesetze für oder gegen die Juden an diesem oder jenem Ort gelten ... aber lass uns abrechnen. Das Gespräch darüber wird uns nicht weiterführen“, war die etwas barsche Antwort.

Dann lud der berühmte Gelehrte sie ein, in den einzelnen Fakultäten sich nach Belieben umzusehen und mit den Gelehrten aber auch mit Studierenden zu sprechen. Sie würden sicher manche Fragen besser als er beantworten können.

Gottfried interessierte sich vor allem für die Wissenschaften vom Recht. Er hatte die brennende Frage: Wie kann durch das Recht das Zusammenleben der Menschen zum Vorteil aller gestaltet werden. So suchte er Gesprächspartner, die ihm darin Auskunft geben konnten. Er traf viel Gelehrsamkeit, wie man einen Gesetzestext erklären oder im einen oder anderen Fall anwenden könne. Aber er fand wenig Erfahrung der Gelehrten in der wirklichen Gestaltung von menschlichem Zusammenleben.

Harald und Natan strebten zu den artes liberales, den sieben freien Künsten, von denen sie gehört hatten. Dort hofften sie eine Wissenschaft von der Natur zu finden, um die sie sich ja selber schon bemüht hatten. Sie fanden aber zunächst, dass die freien Künste nur ein geringeres Ansehen besaßen als die theologische und die Rechtsfakultät. Ein Magister erläuterte ihnen: „Die sieben freien Künste (artes liberales) gliedern sich in drei, das Trivium, und vier, das Quadrivium. Im Trivium beschäftigt man sich mit der Lehre vom schönen, richtigen und überzeugenden Sprechen in der Rhetorik, Grammatik und Dialektik; im Quadrivium mit der Musik, der Arithmetik, der Astronomie und der Geometrie. Nicht auf allen Gebieten wirken aber in Padua überzeugende Lehrer. Die größten Lehrer haben in Chartres, in Frankreich, als Leuchten der Wissenschaft gewirkt. Jetzt kommen zum Glück viele Studenten und Professoren von der Universität Bologna nach Padua, die neue Impulse bringen. Dadurch entsteht ein reges Leben bei uns mit vielen hitzigen Streitgesprächen, Disputationen.“

Dann zog es Harald und Natan auch zur medizinischen Fakultät, wo vor allem die alten Schriften von Hippokrates und Galen studiert wurden. Eine Forschung an der Natur und am Krankenbett, um die sich Natan und Harald mit ihren bescheidenen Mitteln bemüht hatten, fanden sie nicht. Die Wahrheit war in den Büchern der Alten zu finden.

Auch dies enttäuschte die Freunde, die Weisheit nicht nur aus Büchern, sondern aus dem Leben, der Natur und dem Umgang mit Menschen suchten.

So verließen sie schon am übernächsten Tag das altehrwürdige Padua, um nach dem nicht sehr weit entfernten Venedig zu reiten.

Venedig

Auf ihrem Zug waren sie immer weiter in die Po-Ebene gelangt, bis sie schließlich Venedig erreichten. Die mitgeführten Empfehlungsschreiben ließen

sie freundliche Aufnahme in einem Kloster finden, wo sie einige Tage rasten und von dort aus die mächtige Stadt erkunden wollten. Die Pferde blieben untergestellt, denn in Venedig waren sie nicht zu gebrauchen. Die venezianischen Gondeln waren tatsächlich die ersten Schiffe, die Harald betrat. Wasserstraßen waren hier wichtiger als befestigte Straßen.

Was für eine herrliche Stadt war Venedig und wie anders sprudelte das Leben dort! Der Markusplatz mit dem Markus-Dom und dem Dogen-Palast, aber auch viele andere Häuser zeugten vom Reichtum der Venezianer. Paläste reihten sich an Paläste und in den Straßen und auf den Kanälen war oft kein Durchkommen, so drängten sich Lastenträger, Lastenesel, Kutschen und Fußgänger. Auf dem Wasser war es oft noch viel schlimmer. Da wurde geschrien, geschimpft und einander zugerufen, wenn wieder kein Durchkommen war.

Und dann erst der Hafen! Wie viele Schiffe lagen hier vertäut! Aus aller Herren Länder – aus Süditalien, Sizilien, Byzanz, Syrien, Ägypten, Spanien, Portugal, aber auch vom Norden her aus England, Frankreich und sogar aus Skandinavien und den baltischen Ländern und vielen anderen – wurden Waren entladen, registriert, verzollt, in Lagerhäuser gebracht und auf Märkten verkauft. Der nordische Bernstein und die kostbaren Felle wurden gegen kostbare Seidenstoffe aus China, Gewürze aus Indien oder Damaszener Klingen getauscht. Von allen Seiten erklangen unterschiedliche Sprachen. Menschen mit ihrer Landestracht liefen durcheinander, handelten oder versuchten sich zu verständigen.

Mit Interesse beobachteten unsere Freunde, wie trotz der vielen unterschiedlichen Menschen und Waren, die venezianischen Behörden alles sehr genau beobachteten und regelten. Wer ihren Anweisungen nicht folgte, fand sich sehr schnell eingekerkert und nur gegen hohe Bußen und Strafen freigelassen. Man konnte so leicht sein ganzes Hab und Gut verlieren.

Eine besondere Stelle im Hafen war den Pilgern ins Heilige Land vorbehalten. Hier sammelten sich Männer, Frauen und manchmal auch Kinder, um den langen Weg zur Erlangung des Seelenheils anzutreten. Wie sie hörten, war der Strom der Pilger fast versiegt. Jeder neue Kreuzzug aber ließ den Strom wieder anschwellen und versprach den Schiffen, welche die Überfahrt zu nicht geringen Preisen anboten, reichen Gewinn. Nun hatte Kaiser Friedrich einen neuen Kreuzzug gelobt, und es wuchs wieder die Hoffnung auf einträglichere Zeiten. Wenn auch die Venezianer wenig vom Kaiser und seiner Macht hielten und sich ihr fast ganz entzogen hatten, ein neuer Kreuzzug wäre ihnen in jedem Fall willkommen.

Jeden Tag zog es die Freunde zum Hafen. Jeden interessierte etwas anderes: Florian war in seinem eigentlichen Element. Er erprobte seine Sprachkenntnisse, schloss viele Freundschaften und trank manche Tasse Tee mit den Kaufleuten. Er ließ sich von den Handelswegen berichten, fragte nach den Häfen, die sie

angelaufen hatten, nach den besonderen Verhältnissen in den verschiedenen Ländern oder was ihn nur immer interessieren konnte. Auch die Arbeit an den Wechselbänken interessierte ihn ungeheuer: Wie schnell konnten sie dort die unterschiedlichsten Münzen ineinander umrechnen oder ihren Wert abschätzen, je nach dem Gehalt an edlen Metallen.

Es fehlte nicht viel, dann hätte Florian die kleine Gesellschaft verlassen. Zu sehr zog es ihn hinaus in die Ferne mit einem der Segler. Als er aber am Abend davon sprach, wiesen ihn alle auf sein Versprechen hin, bis zur Rückkehr beisammen zu bleiben. Schweren Herzens willigte er ein.

Hildebrand und Gottfried suchten in der Nähe des Hafens nach alten Kampfgenossen, mit denen sie in Syrien gewesen waren. Und sie waren froh, zwei von ihnen noch lebend anzutreffen. Nun tauschten sie sich über die alten Zeiten aus und erörterten, ob Kaiser Friedrich einen neuen Kreuzzug unternehmen würde und welche Aussichten für ihn bestünden, Jerusalem einzunehmen. Niemand sah dafür große Chancen. Malik al Kamil, einer der Söhne des großen Saladin, konnte es sicher leicht mit jedem Christenheer aufnehmen.

Gottfried beobachtete vor allem die venezianische Verwaltung des Hafens und des Handels. Mit welcher Klugheit war alles – nicht zuletzt zum Vorteil Venedigs und seines Dogen – geordnet und mit starker Hand verwaltet! Verstöße wurden, wie schon gesagt, streng geahndet und schwer war es, eine Bestimmung zu umgehen. Versuchte es einer, so wurde er bald gefasst und man hörte an seinem Geschrei und Jammern, dass er wusste, was ihn erwartete. Gottfried gelang es, mit einem der obersten Aufseher des Hafens zu sprechen, die wichtigsten Bestimmungen und ihre Bedeutung zu erfahren und von den Kontrolleuren zu hören, die alles überwachten. "Wir haben in den Jahrhunderten gelernt, wie ein solches Menschengewirr zu beherrschen ist. Gerne gestehe ich, dass wir vieles den Arabern abgeschaut haben. Ihre mächtigen Reiche sind ungleich besser verwaltet als es früher bei uns war. Und erst diese strenge Ordnung hat Venedig zu der Macht gebracht, die es heute besitzt", sagte der Aufseher zu ihm.

Harald und Thomas blieben wie so oft beieinander. Sie setzten sich mit der größten Freude auf irgendwelche Packen mit Handelsware und sahen einfach dem Treiben zu. Welche Fülle von Menschen und Dingen gab es doch in dieser Welt. Davon hätten sie beide nie in ihrem Klosterleben träumen können! Wusste Abt Johannes, dass es eine solche Welt gab? Konnte der Reichtum des Paradieses größer sein als das, was vor ihren Augen lag? Doch darüber dachten sie besser nicht nach. So blieben ihren unerfahrenen Seelen nur das Aufnehmen der verwirrend vielen Eindrücke und das Staunen über die Vielfalt der Welt.

Harald vergaß nicht, für seine geliebte Braut Veronika kostbare Seidenstoffe, feinstes Leder und Gewürze zu kaufen und an sie zu senden.

Eines Tages kam auf einmal Florian ganz aufgeregt und sagte: "Hier liegt ein Schiff, das nach Siponto geht und uns mitnehmen könnte. Wie viel Zeit würden wir einsparen, wenn wir uns einschiffen!"

"Bedenke auch, wie viel uns entgehen würde, wenn wir nicht dem vorgenommenen Weg folgten", sagte in seiner bedächtigen Art Hildebrand. So verzichteten sie auf die Schiffsreise - Florian allerdings mit schwerem Herzen. Hätten sie sich nicht untereinander gelobt, in Glück und Unglück beisammen zu bleiben, er wäre vielleicht mit Kaufleuten über das Meer in ferne Länder gereist.

Natan wurde in diesen Tagen wenig gesehen. Er traf sich mit anderen Juden. Vor allem suchte er nach Verwandten, mit denen er als Kind von Syrien ausgezogen war. Außer wenigen allgemeinen Hinweisen konnte er aber nichts Sicheres erfahren. Er hörte aber, dass es immer noch in Jerusalem eine Gruppe jüdischer Bürger gab. Sollte das Schicksal ihn dahin führen, wollte er weiter forschen.

Die Tage in Venedig hinterließen bei unseren Freunden die stärksten Erlebnisse. Hier begegnete ihnen zum ersten Mal eine Welt, die fremdartig und neu war: Durch Menschen und Güter erfuhren sie etwas von der orientalischen Kultur.

Bologna

Zunächst aber sollte es noch zu anderen Stätten des Wissens gehen. Sie wollten Bologna aufsuchen, wo die erste Universität Italiens entstanden war. Zuerst durch Kaiser Friedrich Barbarossa und dann später durch den Papst Honorius III. waren die schon vorhandenen Rechtsschulen zur eigentlichen Universität geworden.

Nach fünf Tagen erreichten sie die berühmte Stadt. Auch hier war es vor allem Gottfried, der Gespräche mit den Rechtsgelehrten suchte. Diesmal aber begleiteten ihn die meisten seiner Freunde. Sie erfuhren, dass die Absolventen von Bologna bis nach Sizilien eingeladen wurden, um den Kaiser bei seiner Gesetzgebung zu unterstützen. Vor allem aber wurde hier auch nach dem alten römischen Recht geforscht, das in weitem Umfang in Vergessenheit geraten war. Stattdessen galt oft das Recht des Stärkeren und Reichereren.

Auch wenn die wenigen Tage in Bologna nicht ausreichten, den ganzen Umfang des römischen Rechtsdenkens zu erfahren, so verstanden sie doch, wie wichtig es wäre, die Rechte der Menschen vor der Willkür der Herrschenden zu trennen. Das Gesetz sollte über allen stehen und nicht einem einzelnen oder wenigen zum Vorteil dienen.

Florenz

Von Bologna, wo sie so viele Anregungen empfangen hatten, ging es weiter nach Florenz. Sie spürten deutlich an der zunehmenden Wärme, dass ihr Weg nicht nur nach Osten, sondern auch nach Süden führte. Am Abend des vierten Tages erblickten sie auf der Höhe die Stadt, die wegen ihrer Künste noch berühmter als jede andere Stadt werden sollte. Im Tal floss der Arno vorbei, Weinberge zogen sich die Hügel hinauf, und ein geschäftiges Treiben belebte die Straßen. Fruchtbare Land lag weit umher.

Als sie in die Stadt einzogen, und der Hufschlag ihrer schweren Pferde laut auf dem Pflaster erscholl, drängten sich gleich viele Neugierige um sie herum. Brachten sie Waren zum Handeln? Wollten sie Geldgeschäfte tätigen? Waren sie Durchreisende? Was führte sie hierher? Wie in vielen anderen italienischen Städten wurden sie gefragt: Seid ihr die Ghibellinen oder Guelfen, d.h. Anhänger des Kaisers oder des Papstes?

Vorsichtig antworteten sie: "Wir sind auf dem Wege nach Rom."

"So seid ihr Guelfen."

„Christen“, gaben sie zur Antwort.

„Auch der Jude?“, den sie an seiner Kleidung erkannten.

Ohne ersichtlichen Grund rotteten sich immer mehr Menschen zusammen, so dass es kein Weiterkommen mehr gab. Da stand auf einmal Florian auf seinem Sattel und sprach die Menschen in ihrem Dialekt an: "Ihr ehrenwerten Bürger von Florenz, wir sind Reisende, die sich nach eurer schönen Stadt geseht haben. Wir wissen, dass Matilda von Tuszien, die Markgräfin der Emilia Romana und Fürstin in ganz Tuszien, euch schon vor langer Zeit besondere Rechte verliehen hat. Dadurch hat eure Stadt bis heute mit wenigen anderen Städten einen Vorrang unter allen italienischen Städten. Wer rühmte nicht Florenz, die herausragende Stadt am Arno?"

Damit ihr aber wisst, wer euch aufsucht, lasst mich über jeden von uns einige Worte über ihn und seine Verdienste sagen. Hier neben mir seht ihr den alten getreuen Hildebrand, der mit dem Kaiser nach Syrien zog, um die heiligen Stätten der Christenheit zu befreien."

Da rief plötzlich ein Alter aus der Menschenmenge: "Bist du es Hildebrand, der mir bei Jaffa das Leben rettete? Erkennst du mich? Ich bin Luca, einer von deinen Waffengefährten!"

Alle drehten sich zum Alten um, der tränenüberströmt sich seinen Weg durch die Menge bahnte, um Hildebrand zu umarmen.

Florian aber fuhr fort: "Dann seht ihr neben Hildebrand einen anderen alten Kämpfer. Es ist Gottfried, der in Padua und Bologna die Rechte studiert hat."

Dass er dabei wohl ein wenig übertrieb, kümmerte niemanden, und so fuhr er fort: "In seinem Herzen brennt die Frage: Wie können wir Menschen in Frieden

und Gerechtigkeit miteinander leben, ohne dass ein Fürst über unser Leben bestimmt? Wenn auch sein Gebiet, wo er dieses hohe und edle Ideal zu verwirklichen sucht, einen Fürsten über sich hat, dieser lässt ihn gewähren und nur im Kriegsfall wird er dienen."

Alle schauten auf Gottfried. War es nicht auch ihr Ideal als freie Stadt sich selber zu verwalten. Viele riefen: "Gottfried soll uns Rat für unsere Stadt geben!"

Florian aber fuhr fort: "Neben Gottfried seht ihr German. Ihr solltet ihn im Ritterturnier erleben! Keiner kann wie er turnieren. Er ist unser bester Schutz. Sollte sich eine Rotte von Räufern auf uns stürzen wollen, es würde ihnen schlecht bekommen!"

"Dann seht ihr den Juden Natan. Er ist ein Arzt, der schon vielen Menschen geholfen hat, denen kein anderer helfen konnte. Erwartet keine Wunder von ihm, die nur unser Heiland vollbringen konnte. Er wird aber versuchen, euch beizustehen, wenn ihr ihm vertrauen wollt."

Manche Frau stieß ihren Mann an und flüsterte ihm zu: "Lade ihn zu uns ein! Sicher wird er mir helfen können."

Florian hatte aber noch nicht abgeschlossen und sagte: "Dann seht ihr noch zwei junge Männer neben mir. Sie wurden im Kloster erzogen und sehnen sich danach, den Heiligen Vater zu sehen. Harald aber, der jetzt neben mir steht, ist der bedauernswerte Jüngling, den sein Oheim Ingrim zwölf Jahre im Kerkerturm gefangen hielt. Ganz Italien weiß davon, und ihr werdet auch von ihm gehört haben."

Nun riefen alle durcheinander ein Willkommen. Jeder wollte einen anderen von nahem sehen oder sogar ihn in sein Haus einladen. Plötzlich erscholl vom Rand der Menge ein Ruf. Alle verstummten und gaben dem Rufer einen Weg frei zu den Reitern. "Folgt mir", sagte er nur und schritt vor den Reitern her zu einem prächtigen Haus, durch dessen Toreinfahrt er sie in das Innere geleitete. Dann wurde das Tor geschlossen, und die Menge begann sich zu zerstreuen.

"Ich bin nur ein Tuchhändler, aber wenn ihr mit meinem bescheidenen Haus Vorlieb nehmen wollt, so seid ihr meine Gäste, solange ihr in Florenz seid. Mein Name ist Lamberto Medici", sagte ihr Gastgeber und fuhr fort: "Die Florentiner sind ein launisches Volk, und man weiß nie, wem sie heute zujubeln und wen sie morgen mit Steinen bewerfen. Hier seid ihr fürs erste sicher und sollt nach bestem Können versorgt sein."

Vom Innenhof führten Tore zu den Ställen für die Pferde, aber auch in große Lagerräume für feine Tuche und in den Wohntrakt. Als sie diesen betraten, staunten sie über die Weitläufigkeit der Räume und ihren Reichtum.

Lamberto war noch keiner der großen Medici, die in den kommenden Jahrhunderten Florenz beherrschten, durch ihre Banken einen großen Einfluss auf Kirche und Staat hatten und mit ihrem Reichtum die größten Künstler Italiens

förderten. Was unsere Reisenden sahen, war nur wie die erste Morgenröte der kommenden Macht.

"Ihr habt Glück, dass ihr uns im Frieden findet. Unseren Erzfeind Siena haben wir endlich vor elf Jahren überwunden. Erst vier Jahre ist es her, dass Pisa sich uns beugen musste. Doch Gefahren lauern aus allen Richtungen. Ihr werdet davon gehört haben, dass der Kaiser Friedrich zum 1. Mai einen Reichstag nach Cremona einberufen hatte. Habt ihr auch gehört, wie es ihm dort ergangen ist? Er scheint die Kraft der lombardischen und tuszischen (toskanischen) Städte nicht zu kennen. Wir fürchten seine Macht nicht mehr und können untereinander um die eigene Macht kämpfen. Florenz wird bald als strahlender Sieger über allen anderen stehen – von Mailand, Venedig und Rom vielleicht abgesehen. Der Süden mag dem Kaiser gehören, uns wird er nicht beherrschen."

Stumm nickten unsere Freunde bei diesen stolzen Worten. Keiner sprach aus, was er über sie dachte. Nur German fragte: "Was macht euch des Sieges so sicher?"

"Gewiss, auch in unserer Stadt neigen sich die Sympathien bei den einen mehr zum Kaiser, bei den anderen mehr zum Papst. Wenn es aber um unsere Selbstständigkeit geht, so stehen wir alle zusammen und sind nicht von Streitigkeiten zerrissen. Die Gilde der Tuchmacher versteht es, beste Tuche zu schaffen, die in ganz Italien und nördlich der Alpen bis nach Britannien, aber auch bei den Arabern hoch geschätzt sind. Durch glücklichen Handel haben viele von uns ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben – mehr als wir für uns brauchen oder im Handel anlegen könnten. Dafür fehlt uns auch die Nähe zum Meer, welche die Kaufleute so schätzen. Mehr als alle Ware wird aber das Geld selber geschätzt. Ob Kaiser oder Papst – allen fehlt Geld, und gegen Sicherheiten und gute Zinsen können wir es ihnen leihen. Unser Können als Tuchmacher und unser Verstand im Umgang mit Geld begründen unsere Macht, unsere Sicherheit und unser Wachstum. Schon jetzt zählt Florenz jedes Jahr mehr Einwohner. Wir müssen neue Quartiere schaffen und Land für den Ackerbau erschließen. – Doch genug davon für heute, ihr werdet eine Mahlzeit in unserem Haus nicht verschmähen. Richtet euch in den euch zugewiesenen Räumen ein. Ein Knecht wird euch dorthin und dann zum Essen führen."

Was für ein Geist wehte hier! Unsere Reisenden konnten es kaum fassen. Hier kündigte sich ein neues Zeitalter an, von dem noch niemand wissen konnte, wie es tatsächlich aussehen würde. Sehr unterschiedlich empfanden die einzelnen Freunde dabei: Sollten sie auf das kommende Zeitalter hoffen oder es fürchten?

Sobald wie möglich nahm Harald Florian beiseite und sagte leise zu ihm: „Du hast von der Marktgräfin Matilda gesprochen. Ich hatte von ihr und ihrer Größe noch nicht gehört. Kann es sein, dass nach ihr meine geliebte Amme Matilda benannt wurde?"

"So wird es sein", antwortete ihm Florian. "Ihretwegen ist es ein so beliebter Name."

Das beschäftigte nun Harald doch eine ganze Weile.

Nach dem fürstlichen Essen und einer bequemen Nachtruhe gab der Hausherr am Morgen jedem noch einen farbigen, feinen Wollumhang, an dem sie sich gegenseitig von weitem erkennen konnten. Er sollte ihnen auch Schutz sein, denn in Florenz trugen solche Umhänge nur die Gäste des Medicis. Das genügte als Schutz.

Gemeinsam verließen sie das Haus, um die Stadt, die Kirchen, die Märkte und die verschiedenen Handwerke und Manufakturen zu besehen. Lange konnten sie aber nicht beieinander bleiben. Zuerst wandten sich mehrere an Natan mit der Bitte, einem Kranken zu helfen. Natan wusste, dass das für ihn – auch durch den Neid von Kollegen – gefährlich sein konnte. So erkundigte er sich nach dem besten Arzt in Florenz und sagte demütig: „Euer Name wurde mir als der des besten Arztes genannt. Auch ich habe mich um die medizinische Kunst bemüht, doch ist sie nie ausstudiert. Gestattet, dass ich von Euch lerne und von eurem Können zum Heil anderer Menschen etwas mit mir nehme.“

Der schon grauhaarige Giordano – so hieß der Arzt – nickte freundlich, und so durfte Natan gemeinsam mit dem Arzt an manches Krankenlager treten und der Behandlung zuschauen.

Am zweiten Tag kam Natan wieder, brachte ein Geschenk und übergab es mit Dank. Dafür wurde er wieder eingeladen, Giordano zu begleiten. Jetzt fragte ihn dieser in manchen Fällen: "Was sagt euer medizinisches Wissen zu einem solchen Fall?"

Bescheiden machte Natan einige Bemerkungen, an denen der Arzt sogleich den Sinn erkannte und sie berücksichtigte. Fast die ganze Zeit blieben nun Natan und Giordano freundschaftlich zusammen und lernten dabei viel voneinander.

Natürlich sprach sich bald herum, dass, wer von Natan behandelt werden wollte, sich an Giordano wenden musste. Dieser war ein von Grund auf ehrlicher Mann, und er zögerte nicht, abends seinem Kollegen einen gebührenden Anteil an den eingenommenen Honoraren zu übergeben. Noch nie hatte Natan für seine Tätigkeit so viel Geld bekommen. Er war überrascht und schämte sich fast dafür. Zurück im Quartier gab er es Harald. Dieser suchte die Niederlassung der Templer auf und zahlte es dort ein, um es anderen Orts sich wieder auszahlen zu lassen. Ein Papier bestätigte die Einzahlung.

Zu erwähnen ist noch, dass, wenn Natan abends zu später Stunde von dem Arzt heimkehrte, er oft leise angesprochen wurde, er möge doch einer Kranken oder einem kranken Kind helfen. Sie hätten aber kein Geld, einen Arzt zu bezahlen. Natan trat so in manches niedere Zimmer und tat, was ihm möglich war. Sein Lohn war der Dank der Menschen und hier und dort ein kleines Geschenk.

Florian war viel in den Tuchmanufakturen und vor allem in den Verkaufskontoren zu finden. Ihn interessierte besonders, wie die vielen Ein- und Verkaufsvorgänge notiert wurden. Viel von dem, was heute Buchführung genannt wird, konnte er dort noch besser als in Venedig studieren. In Venedig ging alles viel turbulenter zu, und niemand hatte Zeit, ihm wirklich das Aufschreiben all der vielen Handelsgeschäfte zu erklären. Der Handel mit Tuchen verlief stiller, in gedämpfter Atmosphäre. Gerne beantwortete man ihm alle Fragen, die er stellte.

Hildebrand verbrachte Zeit mit Luca, seinem alten Waffengefährten und dessen Freunden.

Gottfried – aber auch Harald und Thomas – saßen, wenn sie nicht Kirchen oder Klöster besuchten, viele Stunden mit dem wohl angesehensten Bürger der Stadt, dem Tuchhändler Medici, zusammen. Wie konnte eine so reiche, lebendige und rasch wachsende Stadt geführt werden? Wenn sie auch Kaiser und Papst nicht fürchteten, ihre Stärke musste in Bahnen gelenkt werden, und nur bei einem gemeinsamen Willen waren sie fähig, gegen Städte wie Siena oder Pisa sich zu behaupten.-

Wie im Fluge vergingen die Tage in Florenz. Schließlich drängte Hildebrand zum Aufbruch. Am letzten Abend lud Lamberto alle noch einmal zu sich ein und fragte nach ihren Erlebnissen und Erfahrungen in Florenz. Jeder beschrieb, was er wahrgenommen hatte und was ihm im Charakter der Bewohner und dem Leben der Stadt besonders aufgefallen war. Lamberto hörte alles mit großem Interesse an und rief schließlich: „Man könnte meinen, jeder von euch beschrieb eine andere Stadt und doch hat jeder Richtiges beobachtet, und eure Urteile sind wohl begründet. Ihr seid wie ein ganzer Kosmos!“

„Deswegen sind wir zusammen“, war die zunächst kurze Antwort. Dann aber sprachen sie noch den ganzen Abend über einzelne Besonderheiten der Stadt und ihrer Menschen.

Am nächsten Morgen verließen unsere Freunde eine Stadt, die ihnen wohlgesonnen war. Am meisten hatte Natan durch seine Heilkunst dazu beigetragen. Nun lag der lange Weg nach Rom in der zunehmenden Sommerhitze vor ihnen.

Eine Karte von Süditalien



Rom

Nachdem sie von Florenz aufgebrochen waren, besuchten sie noch Siena und hielten in mancher alten Stadt, die jede ihren ganz eigenen Charakter hatte und ihnen etwas Neues an Eindrücken und menschlichen Begegnungen bot. Dann kam eines Tages endlich Rom in Sicht. Von allen Seiten führten Wege heran, auf denen Eselskarren hoch beladen mit Gemüse zur Stadt strebten oder leer zurückkamen. Mönche, Pilger, Handwerker und viele andere Reisende bevölkerten die Straßen. Erwartungsvoll blickten viele der Heiligen Stadt entgegen, andere kehrten zufrieden oder auch niedergeschlagen von ihr zurück.

Maria

Als sie der Stadt näher kamen, nahmen auch die Bettler am Straßenrand zu. Frauen mit kleinen Kindern in Lumpen gehüllt streckten ihnen bittend die Hände entgegen. Neben der Straße zogen sich armselige Hütten hin. Soviel Elend hatte Harald noch nie gesehen. Wie konnte solche Armut zur Heiligen Stadt gehören? Er wusste, dass er dieser Not nicht Einhalt gebieten konnte. Dennoch hielt er bei

einer Bettlerin, die mit ihren fünf Kindern vor ihrer halb verfallenen Hütte saß und ihm die Hand entgegenstreckte.

"Warum bettelst du?" fragte er.

Sie schaute ihn mit großen Augen an. Das hatte noch kein Edler sie gefragt. "Wir mussten unser Land der Kirche zurückgeben und konnten kein neues erwerben. Mein Mann konnte uns nicht mehr ernähren. So ließ er uns verzweifelt als Bettler zurück. Oh, wie ersehnen wir, dass er eines Tages gesund zu uns zurückgekehrt!" Weil Harald nicht allen helfen konnte, wollte er wenigstens in einem Fall wirklich helfen.

„Gibt es Land zu kaufen?“ fragte er.

„Ja“, antwortete sie. „Nicht weit von hier lebt ein alter Bauer, der seinen Hof nicht mehr bewirtschaften kann. Er will verkaufen.“

„Kannst du mich zu ihm führen?“

„Ja, es ist nicht weit“, sagte sie hoffnungsvoll. Sie nahm ihr Kleinstes auf den Arm, Harald bat Gottfried und Thomas mitzukommen und ließ sein Pferd bei den anderen. Eine große Schar von Bettlern hatte sich um die Reisenden gesammelt. Alle streckten ihre Hände nach oben. Jeder gab ein wenig, und als die Bedürftigen merkten, dass mehr nicht zu erwarten war, wandten sie sich wieder der Straße zu, auf der viele Menschen dahinzogen.

Harald ging mit seinen beiden Freunden, Gottfried und Thomas, der Frau und ihren Kindern zwischen den Feldern zu einem kleinen Gehöft, vor dem einige Ziegen weideten und ein alter Mann in seinem Hausgarten ein Beet hackte. Als er die Gruppe kommen sah, lehnte er die Hacke an den Zaun und kam aus dem umzäunten Garten heraus. Einige Hühner kratzten im Sand. Ein Hahn plusterte sich auf und kam mit abgespreizten Flügeln kampfbereit auf die Gruppe zu. Der Alte scheuchte ihn fort und begrüßte die Frau.

„Was führt dich und deine Begleiter zu mir, Maria?“ fragte er.

„Der Herr neben mir fragte, ob Land zu kaufen wäre. Da habe ich ihn hierher geführt, denn Simeon, du willst doch verkaufen.“

Simeon fragte zurück: „Aber der Herr ist kein Bauer. Warum will er das Land kaufen?“

„Frage ihn“, antwortete Maria.

Der begann selber zu sprechen: „Du hast Recht. Ich bin kein Bauer, aber Maria ist Bäuerin und ist in Not. Wenn ich ihn bezahlen kann, will ich den Hof kaufen und ihr könnt ihn bewirtschaften. Aber sage zuerst, ob du den Hof überhaupt verkaufen kannst. Weißt du, wem er gehört?“

"Ich habe für ihn bezahlt, aber niemand weiß heute, wer trotzdem Anspruch auf ihn erheben könnte. Unsereins kann nichts tun, wenn ein Advokat mit einem Papier kommt und sagt: Es gehört dem und dem. So ist es aber überall. Der Käufer wird das Land nicht sicherer haben als ich. Dann nannte Simeon einen

mäßigen Preis. Dazu sagte Gottfried: „Dieser Preis ist zu gering, wenn du noch einige Jahre davon leben willst. Er wird nur ausreichend sein, wenn du hier wohnen bleiben darfst. Maria, ist das möglich?“

„Wenn wir ans Haus anbauen, wird es möglich sein. Es wäre sogar wunderbar. Simeon ist ein erfahrener Bauer und kann trotz seines Alters noch vieles tun. Wir kennen uns, seit ich ein Kind war. Ich bin nicht weit von hier aufgewachsen, aber auch meine Eltern haben ihr Land verloren und mussten fortziehen. Vor Gram starben sie schon.“

„Warum verloren sie ihr Land?“ fragte Gottfried.

„Ach, es ist immer dasselbe: Ist die Ernte wegen Trockenheit oder Nässe schlecht, dann müssen wir leihen, um zu überleben. Ist sie aber durch eine Reihe von Jahren schlecht, können wir die Zinsen nicht bezahlen und schon gar nicht das Geliehene zurückzahlen. Da wir unser Land beliehen haben, verloren wir es“, erklärte Maria, so als ob das oft vorkam.

„Müsst ihr denn bei jemandem leihen, der dann das Land euch abnimmt?“ fragte Gottfried.

„Es sind hohe Herren, die aus Mitleid und Gnade uns das Geld geben.“

„Welchen Zins musstet ihr zahlen?“ fragte Gottfried. Als er die Höhe hörte, entsetzte er sich: „Das ist Wucher! Warum klagt ihr nicht dagegen?“

„Wie sollen wir klagen? Sie sind so reich, dass wir kein Recht bekämen, und sonst leiht uns niemand“, war die Antwort.

Hier muss man nun wissen, dass Gottfried in seinem Gebiet vieles getan hatte, um solcher Not zu begegnen. Das Treffen, an dem Harald teilgenommen hatte, als er Gottfried zu seinem Begleiter gewann, beschäftigte sich gerade mit einigen solcher Fälle, in denen Not drohte. Sie hatten eine gemeinsame Kasse gebildet, aus der denen geholfen werden konnte, die sich beteiligten – oder auch in manchen anderen Fällen. Viel Not war dadurch schon vermieden worden, und die ganze Gegend war damit wohlhabender geworden. Immer mehr Menschen schlossen sich solchen gegenseitigen Schutzgemeinschaften an, und Wucherer konnten das Elend nicht für sich ausnutzen.

Trotzdem gab es immer wieder Fälle, die sorgfältig bedacht werden mussten. Was geschah, wenn ein Bauer seinen Hof verspielte oder dem Alkoholteufel verfiel. Was sollten sie tun, wenn ein Bauer verunglückte und nicht mehr arbeiten konnte?

Harald bemerkte, wie sehr sich Gottfried mit der Lage der Menschen hier beschäftigte. Hatte er nicht vor Jahren auf seinem Gebiet, das ihm vom Fürsten Hohenstein als Lehen gegeben wurde, eine ähnliche Lage vorgefunden und sie von Grund auf bessern können? Auf ihrer Reise hatte ihm Gottfried so manches aus seinem Leben und seiner Arbeit erzählt. Ein großer Segen für ihn war, dass

sein Fürst ihm freie Hand für alle ihm notwendig erscheinenden Maßnahmen gab.

Harald bat ihn, mit ihm etwas beiseite zu treten. Sie sprachen jetzt in ihrem heimatlichen Dialekt, um nicht verstanden zu werden. „Was rätst du zu tun?“ fragte Harald.

„Ich fürchte, hier besteht eine Situation, die schwer zu bessern ist. Es könnten mächtige Menschen im Hintergrund stehen, die man nicht anklagen kann. Noch kann ich aber nichts Genaues sagen“, bemerkte Gottfried, der einen ausgeprägten Sinn für das Zusammenleben in einer Gemeinschaft von Menschen besaß.

Noch einmal fragte Harald: „Was rätst du zu tun?“

Gottfried schwieg und bewegte viele Gedanken in seinem Herzen. Schließlich sagte er: „Ein erster Schutz, wenn ihr wirklich helfen wollt, wäre, dass ihr nicht den Armen das Land schenkt, sondern es für euch kauft und ihnen gegen eine sehr bescheidene Pacht überlasst. Ich glaube kaum, dass die Bauern hier wirkliche Kaufverträge erhalten haben. Lass die Bäuerin und den Alten versuchen, den Kauf einzuleiten. Wir bleiben im Hintergrund und warten ab, was geschieht.“

„Mich zieht es nach Rom, das so nah vor uns liegt. Ich will hier helfen. Du verstehst aber viel mehr als ich von solchen Dingen. Kannst du nicht hierbleiben und alles Notwendige tun? Von mir kannst du eine Vollmacht erhalten und in meinem Namen handeln. Der geforderte Preis und noch mehr sind mir möglich beizutragen.“

Gottfried freute sich, dass Harald wie er dachte und ihm vertraute, dass er aber auch die Fähigkeiten eines anderen schätzen und anerkennen konnte. „Wenn ich in der Nähe ein Quartier finden kann, will ich es gerne tun. Wo werde ich dich aber in Rom wieder finden können?“

Wir werden wohl Quartier in der Niederlassung der Templer haben; jedenfalls habe ich ein Empfehlungsschreiben dorthin von dem Tempelritter, dem mein Vater das Gold für meine Reise gab. Dort wirst du in jedem Fall nach mir fragen können. Sind wir nicht dort, lasse ich eine Botschaft für dich zurück. Aber möchtest du nicht auch einen Gefährten bei dir behalten?“

Als Gottfried nickte, fragte er: „An wen denkst du?“

„Ich glaube, dass Thomas, der dir so eng verbunden ist, am besten wissen wird, wie du entscheiden würdest, sollte es Fragen geben“, gab Gottfried zur Antwort.

Sie riefen Thomas, der noch bei der Bäuerin und dem Alten stand, und fragten ihn, ob er bei Gottfried bleiben würde, bis der Handel abgeschlossen war.

Thomas erschrak. Wie sehr sehnte er sich, die Heilige Stadt zu betreten, in der Petrus und Paulus gewirkt hatten und heute der Heilige Vater seinen Sitz hat. Außerdem war er als engster Freund von Harald bisher immer an seiner Seite gewesen und hatte sich vorgenommen, ihn nie zu verlassen. Erst als er hörte,

dass er Harald vertreten sollte, willigte er schweren Herzens ein. Durch einen Hinweis von Maria fanden Gottfried und er eine saubere Unterkunft.

Bevor die Freunde sich aber trennten, schickte Harald Florian mit Maria zum Einkaufen, um den Beginn eines neuen Lebens zu feiern. Maria kochte dann für alle eine Minestrone, briet einen halben Hammel und reichte noch herrliche Früchte. Die fünf Abreisenden probierten, hielten sich aber zurück. Wie fröhlich waren alle! Maria wusste, dass ihr Bettlerleben nun zu Ende war und der Hunger der Familie besiegt war. Vielleicht fand auch ihr Mann den Weg zurück in die Familie. Seine Arbeitskraft war für die Bewirtschaftung des Landes sehr notwendig.

Harald berichtete kurz, was sie verabredet hatten und dass Gottfried in seinem Namen handeln würde. Er versprach, selber bald wiederzukommen, um an der Entwicklung teilnehmen zu können und dort zu helfen, wo Hilfe noch nötig war. Schließlich verabschiedeten sich die fünf Weiterreisenden, um noch vor der Nacht die Stadt Rom zu erreichen.

Zu Gast bei den Templern

Im Haus der Templer fanden sie aufgrund ihres Empfehlungsschreibens eine herzliche Aufnahme, gute Versorgung und Unterbringung. Ein Templer nahm sich ihrer an, führte sie zu den verschiedenen Räumen und sagte, als sie versorgt waren: Heute Abend wird der Heilige Vater, unser verehrter Honorius III. selber die Abendmesse halten. Wenn ihr wollt, könnt ihr mich zu San Giovanni in Laterano, der Kirche des Papstes, begleiten.

Nun bedauerte Harald doch sehr, dass er Thomas zurückgelassen hatte. Wie hatte der erwartungsvoll der Begegnung mit dem Heiligen Vater entgegengeblickt! Es sollte aber bald nachgeholt werden.

Als sie den Raum der Basilika betraten, wurden die Augen vom Licht der vielen Kerzen und deren Widerschein von all dem Gold ringsum geblendet. Welche Stimmung rief dies große Heiligtum der Christenheit in allen wach! Als dann der Papst selber mit vielen Priestern eintrat, Chorgesänge ertönten und die heilige Handlung begann, beugten sich alle Herzen in tiefster Demut, in Anbetung und erfüllt von innigster Frömmigkeit vor Christus und seinem Stellvertreter auf Erden.

Nachdem die heilige Handlung beendet war, wurden fast alle Lichter gelöscht. Die meisten Menschen hatten die Basilika verlassen. Nur Harald verlangte es, noch zu bleiben. Er bat den Tempelritter, der ihn begleitet hatte, noch bleiben zu dürfen und bat, dem Bruder, der das Tor in der Nacht hütete, Bescheid zu geben, damit der ihn hereinließ, wenn er käme.

Als Harald fast alleine war, ging er zum Altar und kniete auf der untersten Stufe nieder. Sein Herz aber erhob er zu Gott und seinem ewigen Sohn. Er versenkte sich so tief ins Gebet, dass Zeit und Raum um ihn verschwanden. Erst als der

Morgen schon heraufzog, ging Harald zurück in das Templerhaus, um noch ein wenig zu ruhen.

Hier traf er seine Gefährten und den Tempelritter, der ihn begleitet hatte, beim Frühstück. Alle schauten auf, als er hereinkam. Die im Gebet verbrachte Nacht hatte ihn gestärkt, aber auch an ihm gezehrt. Nach einem geringen Mahl verabredete er sich mit dem Templer, um einige wichtige Dinge zu besprechen. Sie trafen sich nach einer kurzen Ruhepause für Harald.

Zunächst fragte Harald nach der Summe, über die er verfügen konnte. Sie war zu seiner dankbaren Zufriedenheit immer noch reichlich genug, um den versprochenen Landkauf für Maria zu tätigen und die Reise fortsetzen zu können. Ja, es schien, dass der Vater noch einiges hinzugefügt hatte.

Nicht vergessen aber darf man, dass Harald erst auf dieser Reise die Bedeutung und den Gebrauch des Geldes nach und nach kennenlernte. Langsam bekam er auch ein Gefühl für die unterschiedlichen Preise der Dinge.

Dann fragte Harald nach der Lage der vielen armen Menschen vor den Toren der Stadt und berichtete ausführlich von seinen Erlebnissen mit Maria und Simeon, seinem Wunsch zu helfen und dass er zwei seiner Reisegefährten dort zurückgelassen hatte.

„Ihr habt klug gehandelt, dass ihr den Kauf nicht Maria und Simeon überlassen habt. Sie können weder lesen noch schreiben und werden die vielen Klauseln in den Verträgen kaum verstehen. Außerdem gibt es durch die vielen Auseinandersetzungen zwischen Papst und Kaiser immer wieder Wechsel in der Herrschaft und damit für das geltende Recht. Was du heute erworben hast, kann schon morgen von einem anderen beansprucht werden.“

„Hast du einen Rat, wie wir dauerhaft helfen können – sowohl bei den unsicheren Besitzverhältnissen, wie auch beim Schutz vor Wucherzinsen in ungünstigen Erntejahren?“ fragte Harald.

„Es gäbe eine Möglichkeit, die unser Orden anbieten kann“, antwortete der Templer. „Weil viele hochgestellte Persönlichkeiten uns vertrauen und uns Gold zur Verwahrung übergeben oder von uns geliehen haben, ist, was uns gehört, geschützt. Kaufst du Land für uns, so wird kaum jemand wagen, es uns wieder abzufordern. Wir können dann einen Pachtvertrag mit den Bauern abschließen, der ihren und unseren Interessen Rechnung trägt.“

Harald, der wenig Erfahrung mit solchen Dingen hatte, fragte noch Verschiedenes. Dann sagte er: „Ich bin in solchen Sachen unerfahren. Mit mir aber reist Gottfried, der sehr viel davon versteht und vielleicht ähnlich denkt wie ihr. Können wir mit einander sprechen, wenn er angelangt ist?“

Am Abend kam Gottfried mit Thomas an. Nachdem sie ihr Quartier bezogen und sich gesättigt hatten, fragte Harald sogleich nach, was sie erreicht hätten.

„Nichts“, antwortete Gottfried. „Der alte Simeon wollte zwar verkaufen, als wir aber einen Vertrag machen wollten, gerieten wir an einen Advokaten, der ein altes Papier aus einem Bündel hervorzog und behauptete, es seien noch soundso viel geliehene Gelder nicht zurückgezahlt worden und deshalb müsse vor einem Verkauf erst dieser Betrag geleistet werden. Damit wurde der Preis viel zu hoch. Auch wusste Simeon davon nichts. Der Advokat aber hielt ihm ein Pergament vor Augen, das Simeon natürlich nicht lesen konnte. Nur Thomas konnte das verworrene Latein entziffern und fand darin nichts über die geforderte Summe. Als er das sagte, murmelte der Advokat etwas von einem falschen Papier, das er versehentlich hervorgezogen hätte. Er würde das richtige sicher bald finden. Thomas und ich besprachen uns und beschlossen, Simeon und Maria für heute nach Hause zu schicken. Thomas gab ihnen noch einiges Geld und sagte: ‚Tut von jetzt ab so, als sei der Hof von Maria gekauft. Welche Rechte und Pflichten aber jeder von euch künftig haben soll, das werden wir noch vereinbaren.‘ Damit verließen wir den Advokaten, um möglichst bald hierher zu gelangen.“

„Ich denke, ihr habt Recht getan“, sagte Harald und dachte an das, was ihm der Templer erzählt hatte. „Lasst uns morgen mit dem Templer sprechen. Vielleicht weiß er einen Rat“, und er wiederholte noch kurz, was er verstanden hatte.

Während die anderen Reisegefährten - wie schon am Vortag - die Ewige Stadt weiter erkundeten, setzten sich Harald, Gottfried und Thomas mit dem Templer zusammen, der nun im Einzelnen darstellte, wie die Bauern vor Wucher, Betrug und im erneuten Fall eines Herrscherwechsels geschützt werden könnten. Vor allem Gottfried verfolgte alles mit großem Sachverstand, stellte viele Fragen, machte eigene Vorschläge und war bald in eine tiefe Diskussion mit dem Templer eingetreten, der die beiden anderen nur mit Staunen folgen konnten. Was hatten die beiden schon bedacht und geleistet. Mehr und mehr erkannte der Templer in Gottfried einen ebenbürtigen Gesprächspartner und begann ihn danach zu fragen, woher er käme und wodurch er seine Kenntnisse erworben hätte.

„Ich bin nur ein einfacher Ritter, dem wegen einiger kriegerische Verdienste, einige Flecken und Dörfer zum Lehen gegeben wurden“ sagte Gottfried. „Mein Wunsch ist, dass alle Menschen, für die ich Verantwortung trage, ein würdiges, wenn aber natürlich nicht immer sorgenfreies Leben führen können.“ Und er berichtete in Kürze, welche Einrichtungen – wie zum Beispiel gemeinsame Beratungen, gegenseitige Hilfe in Notfällen und vieles andere – sie geschaffen hatten, und sich so über nun seit mehr als 30 Jahre ein Gemeinwesen langsam entwickelt hatte, das auch ohne seine dauernde Anwesenheit lebensfähig war. „Ich hoffe sogar, dass es mich überdauern wird“, sagte Gottfried abschließend.

Mit Staunen hatte der Templer zugehört und sagte dann: „Seid ihr nicht selber ein Tempelbruder? Woher hättet ihr sonst diese Weisheit?“

„Templer kommen manchmal bei uns vorbei, und wir haben manches wichtige Gespräch geführt. Wir wollen aber keinem Oberen Gehorsam leisten müssen. Wir folgen nicht Regeln, die uns gegeben wurden, sondern lernen vom Leben und aus dem, was wir als gerecht empfinden“, sagte Gottfried.

„Damit dient ihr euch selber, aber keinem großen Zusammenhang, wie der Kirche und der Herrschaft seines Stellvertreters auf Erden“, sagte der Templer.

„Wir zahlen den Zehnten und folgen dem Heerbann des Kaisers“, war die Antwort.

Eine leise, aber nicht zu überhörende Spannung baute sich auf. Hier griff Harald mit besänftigenden Worten ein: „Im Kloster, in dem wir erzogen wurden und auch in unseren Herzen tönt der Lobpreis des Heiligen Vaters. Nichts kann größer sein als die Nähe zu ihm und seiner Heiligkeit. Aber lasst uns zu unserem Anliegen zurückkehren! Könnt ihr uns helfen, Maria, ihren Kindern und Simeon ein sicheres und würdiges Leben zu sichern, und wenn es möglich wäre, auch vielen anderen der Bettler, die dort leben?“

„Auf welche Zahl schätzt ihr die Armen, die fähig und willig sind, ein neues Leben zu beginnen?“ fragte der Templer.

„Es mögen 100 sein“, antwortete Gottfried.

„So lasst mich mit meinen Oberen sprechen. Vielleicht können wir den Menschen mit dem, was wir besitzen, helfen.“

Wieder bei Maria und Simeon

Schon in den nächsten Tagen ritten der Templer und sein Oberer mit Harald, Gottfried und Thomas hinaus zur Elendsstraße mit den vielen bettelnden alten und jungen Männern, Frauen und Kindern. Hunderte hilfeschuchende Hände streckten sich ihnen entgegen, während abseits der Straße viele Äcker und Wiesen ungepflegt und verwildert waren. Hier und dort hatte sich einer der Elenden wohl ein Gärtchen angelegt, woraus man sah, dass er verstand, mit der Erde umzugehen. Auch sah man einzelne kleine Gehöfte, die zeigten, wie fruchtbar das Land eigentlich war.

„Wäre es nicht eine schöne und lohnende Aufgabe für unseren Orden der Armut vor den Toren Roms Einhalt zu gebieten?“ fragte der Templer seinen Oberen.

„Wie wolltet ihr das beginnen? Wird die Ewige Stadt nicht immer wieder von Kriegen überzogen durch den unseligen Streit zwischen dem Heiligen Vater und dem machtgierigen Kaiser. Und jeder Krieg bringt neues Elend hervor. Nicht einmal unser starker Orden wird dies verhindern können“, entgegnete der Obere.

„Aber unser Eigentum blieb unberührt oder wurde uns ersetzt, wenn es beschädigt wurde. Alle Parteien sind immer wieder auf unsere Unterstützung angewiesen. Wenn wir das Land erwerben und verpachten, wird es und werden die Menschen geschützt sein. Im Übrigen hat einer unserer Begleiter viel

Erfahrung mit dem Ordnen von Menschengemeinschaften. Er könnte uns mit seinem Rat eine große Hilfe sein“ – und wies dabei auf Gottfried.

Schließlich erreichten sie den Hof von Simeon, stiegen ab und setzten sich im Freien zu ihm und Maria, die sich ehrfürchtig erhoben hatten. Dankbar schauten sie auf Harald, von dem die Erlösung aus dem Elend ausgegangen war. Im Gespräch erkundigten sich nun die Templer, was die Hauptursache des hier verbreiteten Elends war, wie es in den besten Jahren hier ausgesehen hatte und welche Hoffnungen für die Zukunft berechtigt erschienen.

Wir können nicht alle Einzelheiten der vielfältigen Überlegungen wiedergeben, die oft auf Lateinisch geführt wurden. Es zeichnete sich aber ab, dass der Templerorden Land kaufen und an arme Bauern gegen einen mäßigen Pachtzins abgeben wollte. Ja, sie fragten Gottfried, ob er nicht für die ganze Entwicklung die Leitung übernehmen könnte. Gottfried konnte sich aber in keinem Fall vorstellen, unter der Leitung eines Ordensmannes tätig zu werden. Er entschuldigte sich damit, dass er als Begleiter von Harald sich verpflichtet habe und so die Reise zu Ende führen müsse. Die Templer spürten wohl, dass in den Männern aus dem Norden Italiens ein starker Freiheitswille lebte.

Harald aber sagte noch zum Abschluss des Gespräches: „Für Maria will ich die Pacht im Voraus an den Orden bezahlen. Bitte nehmt auch genug Gold von mir, dass Maria und Simeon das Haus erweitern können, sodass Simeon nicht seinen Hof verlassen muss. Auch könnt ihr vielleicht helfen, dass Marias Mann gefunden wird und von der Veränderung der Lage erfährt. Er wird mit Sehnsucht hier erwartet.“

Maria lächelte ihm dankbar zu.

Der Papst ruft Harald zu sich

Bald kehrten die Fünf nach Rom zurück und konnten unterwegs noch Manches besprechen. Nun fühlte sich Harald auch frei, die Heilige Stadt zu erkunden und Menschen, an die ihm sein Vater, sein Großvater und der Abt Johannes Empfehlungsschreiben mitgegeben hatten, aufzusuchen. Am stärksten aber zog es ihn wieder zu den heiligen Handlungen, denen er vor allem in San Giovanni in Laterano, in der Nähe des Papstes, beiwohnen durfte.

So vergingen die nächsten Monate mit Besuchen bei Menschen, die ihm genannt worden waren und die er rasch für sich gewann, mit der Besichtigung altherwürdiger Stätten, mit dem Austausch seiner Begleiter und dem Besuch der Messen in der Basilika des Papstes. Dort verweilte er oft lange bis spät in die Nacht im Gebet.

Er begann aber auch die vielen Märkte zu besuchen, um für seine geliebte Braut passende Geschenke zu finden. Endlich schienen ihm eine kostbare Halskette und ein Ring mit einem geschliffenen Stein das Richtige. Er verpackte alles sorgfältig und übergab es dem Templer zum Transport. Ein langer Brief

versicherte Veronika seine Liebe und bat sie, ihn nicht zu vergessen. Sie konnte zwar nicht lesen, aber die Fürstin würde ihr sicher den Brief vorlesen.

Eines Tages trat einer der Würdenträger an ihn heran und sagte: Wir haben deine Frömmigkeit und hingebungsvolle Teilnahme an den heiligen Handlungen schon länger beobachtet, Harald, Sohn des Fürsten von Hohenstein. Der Heilige Vater selbst hat deinen heiligen Eifer bemerkt und sich nach dir erkundigt. Er lässt dich durch mich bitten, ihn nach der Messe am kommenden Sonntag aufzusuchen. Ich werde kommen und dich zu ihm führen.“

Wie ein Blitz traf es Harald. Durfte er dem Heiligen Vater selber nahekommen und sogar mit ihm sprechen? Wie konnte ihm eine solche Ehre zuteilwerden? Was gab es an ihm, das ihn würdig machte, zum Stellvertreter Christi auf Erden selber gerufen zu werden?

Wie betäubt kehrte er zu seinen Freunden zurück – und schwieg. Erst am nächsten Tag nahm er Thomas beiseite und vertraute ihm sein Geheimnis an. Thomas beglückwünschte ihn von Herzen und nahm an seinen Empfindungen tiefsten Anteil. Heimlich besprachen sie sich miteinander, wie er sich dem Heiligen Vater nähern und welche Fragen er haben könnte und vieles andere mehr.

Als endlich der Sonntag gekommen war, nahm auch der Heilige Vater an der Messe teil. Nach deren Ende blieb Harald in der Basilika, bis der Priester, der ihn angesprochen hatte, zurückkehrte und ihn mit sich nahm. Er führte ihn in den Palast des Papstes, zunächst in den Vorraum des Audienzzimmers. Dort sagte er: „Zunächst will ich dir zeigen, wie du vor dem Heiligen Vater niederzuknien hast.“ Er führte es vor, und Harald tat es ihm nach.

Dann fuhr der Priester fort: „Auf einen Wink des Papstes darfst du dich erheben und näherkommen. Reicht er dir gnädig die Hand, darfst du sie küssen. Natürlich musst du warten, bis der Papst dich anspricht. Dann antworte einfach und klar. Ob du selber dann noch etwas fragen darfst, hängt vom Gespräch ab. Auf keinen Fall darfst du aber etwas sagen, was den Unwillen des Papstes erregen könnte. Das könnte sogar schwere Nachteile für dich haben. Du weißt, welche Ehre dieser Empfang für dich bedeutet. Erweise dich würdig dieser Ehre!“

Der Priester schaute, ob der Papst zum Empfang bereit war. Dann winkte er Harald herbei, der eintrat und sich an der Tür niederkniete. Der Heilige Vater in weißem Gewand winkte ihn herbei und hielt ihm die Hand gnädig hin. Harald küsste sie kniend. Dann wies er auf einen Hocker, auf den er sich setzen durfte.

„Dein Schicksal ist mir bekannt geworden und auch dein frommes Klosterleben. Du bist der heiligen katholischen Kirche, in welcher die wahre christliche Religion lebt, von ganzem Herzen ergeben. Du weißt aber auch, dass unsere heilige Kirche vielen Gefährdungen, Angriffen und Verleumdungen ausgesetzt ist. Wie viele wollen den reinen Glauben zu ihren Vorteilen mit Irrtümern

kränken. Sie geben vor, der Kirche zu dienen und besudeln sie durch ihre Herrschaftsgelüste und einen sündigen Lebenswandel.

Wie können sie sich anmaßen, die Nachfolger des heiligen Petrus einsetzen zu wollen und ihnen Diener aufzuzwingen, die sich in keiner Weise als würdig erwiesen haben?

In dieser Not wende ich mich an dich. Du kommst aus einem Land, das dem Kaiser gehört. Deine Vorfahren haben ihm gedient und sein Machtstreben unterstützt. Nun zeigt sich aber, dass viele Städte sich gegen seine Herrschaft auflehnen. Das könnte möglich machen, endlich das verdammungswürdige Joch des sündigen Kaisers abzuschütteln. Nur braucht es dazu Edler, die den Dienst an der heiligen Kirche höher stellen als den eigenen niedrigen Vorteil. Ihnen kann ewiger und weltlicher Lohn zugesagt werden. Denn in dem Maße, wie wir dieses Land von der Sündhaftigkeit des maßlosen Kaisers befreien und es der Herrschaft der heiligen Kirche zuführen, dienen wir dem Höchsten. Schon vom heiligen Konstantin wurde uns übertragen, die weltliche Macht eines Kaisers (Cäsars) einem würdigen Herrscher zu verleihen. Ein wahres Reich Christi könnte entstehen, in dem die weltlichen Belange den ewigen untergeordnet sind und ein wahres Volk der heiligen Kirche nach Seelenheil statt nach vergänglichen Schätzen strebte.“

Hier unterbrach sich der Heilige Vater und schaute auf Harald: „Mein lieber Sohn, gewiss wird dich die Aussicht auf ein so hohes Ziel mit Begeisterung und Jubel erfüllen, und du wirst gerne ihm dienen wollen und als Kämpfer der bedrängten Kirche in ihrer Not beistehen. Sage mir, wie du denkst und empfindest.“

Harald schwieg eine Weile mit gesenktem Kopf, dann sagte er leise: „Euer Ziel, Heiliger Vater, muss das Herz jedes wahren Christen mit Begeisterung erfüllen. Aber könnt ihr mir sagen, worin der Kaiser sich versündigt hat. Er wurde mir bisher immer als von Gott eingesetzt beschrieben.“

„Oh, würden die Menschen ihn nur kennen!“ erwiderte der Heilige Vater. „Vor keiner Sünde schreckt er zurück. Die schwerste ist, dass er den gelobten Kreuzzug ins Heilige Land nicht unternommen hat. Kraft der Vollmacht meines Amtes musste ich ihn deswegen bannen. Dann bricht er die heilige Ehe, wo er kann. Man sagt, er reist mit einem ganzen Harem dienstbarer Dirnen. Auch scheut er sich nicht, mit Ungläubigen Verkehr zu haben und sie als Gelehrte und Künstler heranzuziehen. Das reine Sündenbabel begleitet ihn auf seinen Zügen; am schlimmsten muss es aber an seinem Hof in Palermo sein. Man hört die furchtbarsten Dinge von dort und viele edle Herzen haben sich von ihm abgewandt.“

„Meine Reise soll mich auch dorthin führen. Ich werde auf alles achten, was ihr, Heiliger Vater, mir beschrieben habt“, sagte Harald.

„Davor möge Gott dich behüten! Des Teufels Fallstricke sind dort überall ausgespannt, und mancher ist ihm schon verfallen. Wenn du meinem Rat folgen willst, kehre nach Hause zurück und ergreife, sobald sich Gelegenheit dazu bietet, die Herrschaft, um sie in den Dienst der heiligen Sache zu stellen. Viele werden uns folgen und die Menschen vom Bösen abwenden. Als noch die heilige Matilda in ihren Landen herrschte, war sie eine der großen Stützen unserer Macht. Dafür ist sie nun mit einem ewigen seligen Leben belohnt. Gleiches darfst du erhoffen, wenn du dich dem Volk der heiligen Kirche einfügen willst – und dazu zu deinen Lebzeiten große Macht und Ehre, die ich dir erteilen will.“

„Ich habe bereits Verzicht auf die Fürstenehre getan. Mein jüngerer Bruder Wolf ist viel besser zur Führung fähig als ich, dem eine fürstliche Erziehung fehlt“, sagte Harald leise.

„Dann will ich dich entlassen, aber auch ein Einzelner kann der heiligen Sache an seinem Ort dienen. Denke daran“, sagte zum Abschied der Papst.

Der Kardinal führte Harald wieder hinaus. Leise sagte der Papst aber zu ihm: „Wir haben uns in ihm getäuscht. Er wird unserer Sache wenig dienlich sein können. Es war verlorene Zeit, mit ihm zu sprechen.“

Nach diesem Gespräch ging Harald bedrückt davon. Hatten nicht seine Familie und sogar Veronikas Vorfahren dem Kaiser treue Dienste geleistet? Schwer lastete das Gehörte auf seiner Seele. Zunächst schwieg er, dann wandte er sich in seiner Not an den alten Hildebrand, der so viele Erfahrungen in sich trug. Der hörte geduldig an, was Harald ihm berichtete – und schwieg. Nach einer Weile sagte er: „Vielleicht hast du und haben wir alle nun Rom genug kennengelernt und sollten unsere Reise fortsetzen.“ Damit endete das Gespräch.

Der Abschied von Rom

Harald ritt mit Gottfried und Thomas noch einmal hinaus zu Maria und Simeon. Wie durch ein Wunder waren die Bettler von der Straße verschwunden, und man sah auf den Äckern weit ins Land viele Menschen tätig wirken. Sollten die Templer in so kurzer Zeit diese Wende herbeigeführt haben können?

Als sie zu Maria kamen, begrüßte sie ein Mann, den sie noch nicht kannten. Marias Kinder standen um ihn herum. „Ihr müsst der Edle sein, der unsere Not gewendet hat“, sagte er. „Ich bin Jakob, der Mann von Maria, der hier seine Familie nicht mehr ernähren konnte und sie dem Bettlerschicksal überlassen musste. Ich musste mich in Rom als Knecht verdingen und konnte nur sehr wenig für ihr Leben beitragen. Glaubt, wie sehr mich dies schmerzte und wie ich darunter litt. Jeden Abend und jeden Morgen habe ich Stoßgebete zu Gott emporgesandt. Nun hat er mich erhört. Durch euch hat er unser Schicksal gewendet. Nun soll an jedem Abend und an jedem Morgen mein Dankgebet um Segen für euch bitten.“

Harald stieg wie die anderen vom Pferd. Er gab Jakob die Hand und sagte: „Wie dankbar bin ich, dass es mir möglich war, euer Schicksal zu lindern. Ich sehe aber, dass die Bettler von der Straße verschwunden sind und ringsum Menschen auf den Feldern oder beim Bau von Häusern tätig sind. Wie konnte das so rasch geschehen?“

„Lasst euch das von Simeon und Maria erzählen. Sie wissen, was geschehen ist. Ich kam erst gestern hier an und kann unser Glück noch kaum fassen“, war die Antwort.

Bald kam Maria aus dem Haus, und auch Simeon trat hinzu, der begonnen hatte, für einen Anbau die Balken zurecht zu legen. Alles ringsum war in freudiger und emsiger Tätigkeit.

Auf die Frage von Harald erzählte sie, was geschehen war, seit sie sich vor wenigen Monaten zum letzten Mal gesehen hatten: „Der Tempelritter und sein Oberer, die mit euch kamen, kehrten mit hohen Herren der Kirche, Advokaten und Schreibern zurück. In unserer armseligen Hütte wurden die Verträge schließlich unterschrieben, nachdem das Land abgesteckt und verteilt worden war. Seht doch, was eure Tat bewirkt hat!“ und sie wies mit ihrer Hand weit in das Land umher. „Auch haben die Tempelritter uns versprochen, regelmäßig uns zu besuchen und uns beizustehen, wo es notwendig ist. Ja, sie wollen alles unter uns Siedlern neu ordnen, wie sie es von Gottfried gehört haben.“

Gottfried lächelte. Dankbar hörte Harald, dass der Rat seines Freundes auf fruchtbaren Boden gefallen war. Schließlich verabschiedeten sie sich herzlich, um die letzte Nacht in Rom zu verbringen. Als die Sonne aufging, sah sie die sieben Freunde ihrem Aufgang entgegenziehen. Sie wollten das hohe Heiligtum am Monte Gargano besuchen, ein Ort, durch den die Sünden vergeben werden konnten.

Monte Gargano

Seit sie von Rom aufgebrochen waren, hatten sie immer leidlich eine Unterkunft gefunden. Die Pferde waren neu beschlagen worden, sodass sie auch durch das Gebirge (die Abruzzen) ohne größere Verzögerungen kamen. An einem späten Nachmittag machten sie nach Erreichen einer Passhöhe Rast. Für die Pferde fand sich unterhalb etwas Gras und sogar eine Quelle. Tiere und Menschen waren von dem langen Aufstieg erschöpft. Öfter hatten sie absteigen und die Pferde an steilen oder schwierigen Strecken führen müssen. Nachdem die Männer ihren Durst gestillt hatten und die Pferde abgeladen und versorgt waren, lagerten sie sich und stärkten sich aus dem mitgenommenen Proviant.

Mit größter Aufmerksamkeit betrachtete Harald die Landschaft. Bis in die weiteste Ferne zogen sich Bergzüge hinter Bergzügen. Die Luft war klar und die Sonne beleuchtete die Höhen. Manches Tal lag schon im Schatten. Der nächste

Bergrücken war dicht bewaldet und leuchtete in sattem Grün. Der folgende Rücken schien blau. Und immer zarter wurden die Farbtöne bis in der Ferne ein zartes Rosa alles andere verdeckte.

Harald machte zuerst Natan auf die wunderbare Erscheinung aufmerksam. Der hatte sich den hier oben wachsenden Pflanzen zugewandt und die eine oder andere zum genaueren Studium gepflückt. Er nahm manche Blätter oder auch Blüten und Wurzeln in den Mund und kaute sie lange. Sein Geschmack und sein Geruch schienen ihm die wichtigsten Werkzeuge bei seinen Untersuchungen zu sein.

Als Harald ihn nun auf die wunderbaren Farbschattierungen aufmerksam machte, schaute Natan lange in die Ferne und sagte dann: „Sind es nicht die Farben des halben Regenbogens ohne die warmen Farben Gelb, Orange und Rot?“

Als Thomas hörte, dass sie sich über Farben unterhielten, kam er näher und sagte: „Ja, das habe ich auch schon beobachtet, aber das Grün erscheint an den Bäumen, wo wir es auch sonst sehen. Die anderen, fernen Farben scheinen vor dem dunkleren Hintergrund in der Luft zu schweben.“

Lange beobachteten sie still das Phänomen und seine langsame Veränderung als die Sonne immer tiefer sank. Schließlich drängte Hildebrand, der Erfahrene, zum Aufbruch. „Zwar sollen wir nicht weit von hier ein gastliches Kloster finden, aber es wird rasch Nacht und wir kennen den Weg nicht genau.“

„Geht vor und lasst uns noch den Sonnenuntergang beobachten“, bat Harald. Mit leiser Sorge willigte Hildebrand ein und ritt mit Gottfried, German, Florian und den Packpferden los.

Die drei Farbenfreunde – Harald, Thomas und Natan – blieben zurück und konnten den Blick nicht von der Pracht des Sonnenuntergangs in der reinen Höhenluft abwenden.

„Da sind die Farben, die wir vorhin zum vollen Regenbogen vermissten“, rief Harald plötzlich. „Seht wie die sinkende Sonne erst Gelb, dann Orange und jetzt Rot uns zeigt!“

„Und nun schau nach Osten“, sagte Natan. „Die kühlen Farbtöne, die wir vorhin vor den fernen Bergen sahen, steigen jetzt frei am Himmel auf.“

„Nur das Grün fehlt am Himmel. Es ist hier an den Pflanzen uns nah!“ sagte Harald.

„Erinnerst du dich, wie Abt Johannes mich Gelb und Blau malen ließ und daraus das Grün entstand, und wie er uns daran die aus Licht und Finsternis geborene Pflanzenwelt mit ihrem Grün erklärte? Aber: Nur die Blätter haben die Erdenfarbe, die Blütenfarben sind den Himmelfarben verwandt. Sie müssen dem Himmel entstammen“, sagte Thomas.

Da mischte sich der immer etwas kritische Natan ein: „Aber auch das Grün gibt es am Himmel! Denkt an den vollen Regenbogen, in dem auch das Grün

enthalten ist. Gott hat ihn nach der Sintflut als Zeichen des Bundes für meine Vorväter aufgerichtet.“

Jeder hatte nun etwas zum Nachdenken. Dann sagte Harald noch: „Den im Osten aufsteigenden kühlen Farben fehlt noch eine – die Menschenfarbe, das Inkarnat. Wir tragen es an uns und lassen es der Sonne beseelt entgegenschauen!“

Dann saßen die Freunde still auf und folgten in der rasch eintretenden Dunkelheit dem Weg hinab zum Kloster.

Das Kloster

Zum Glück hatte Hildebrand Florian gebeten, an der Stelle, wo sich der Weg zum Kloster vom Hauptweg abzweigte, auf die Nachzügler zu warten. So gelangten sie schließlich wohlbehalten in ein gastfreundliches Quartier. Der Abt begrüßte sie im Gästehaus und ließ sich persönlich von jedem berichten, was ihn zu dieser Reise geführt hatte. Bald fand er heraus, dass es vor allem um Harald ging, dessen Schicksal sogar durch einen reisenden Mönch bis in dieses ferne Kloster gedrungen war.

"War es nicht fürchterlich für dich, so lange gefangen gewesen zu sein?" fragte er.

"Nein“, sagte Harald, „ich konnte ein anderes Leben nicht mehr erinnern und so lebte ich mit dem, was der Tag brachte, und hatte damit meine Freuden und Schmerzen. Erst im nachherein konnte ich verstehen, wie man mich behandelt hatte. Ich bin aber dennoch nicht sicher, ob nicht gerade dieses Schicksal mir von Gott gesandt wurde, um mich mit manchen Gaben zu segnen, die andere nur in geringerem Maße besitzen.“

"Kannst du davon erzählen, welcher Art diese Gaben sind?" fragte der Abt.

"Davon ist schwer zu sprechen“, sagte Harald, "denn unsere eigenen Erfahrungen und Fähigkeiten halten wir für selbstverständlich. Nur durch die anderen merken wir, dass es das nicht ist. Eines ist, dass ich noch dort sehen kann, wo es für andere Menschen finster ist. Dann offenbart sich mir ein Klang viel reicher, als wohl den meisten anderen Menschen. Vom Rauschen des Waldes über das Rieseln einer Quelle, dem Laut eines Tieres bis zum Sprechen eines Menschen – alles will mir etwas erzählen, alles ist wie Sprache. Dadurch höre ich aber auch oft, ob ein Mensch die Wahrheit sagt oder ob er etwas sagt, was er nicht wirklich denkt. Auch wenn mir jedes Menschenantlitz heilig ist, so muss ich doch oft schmerzlich erfahren, dass sie anders denken als sie sprechen.“

Hier unterbrach ihn der Abt und sagte: "Ich weiß nicht, ob du das den Menschen wirklich vorwerfen darfst. Es ist doch oft sehr gefährlich, seine Gedanken wirklich auszusprechen. Wie viele wollen nur hören, was sie selber für richtig halten. Und haben sie Macht über die anderen, so kann ein Widerspruch das Leben kosten.“

Das war für Harald ganz schrecklich zu hören, aber gehörte nicht selbst Ingrim zu solchen Menschen? "Gibt es denn keine Gemeinschaften, wo die Offenheit und Wahrheit als höchstes geschätzt wird?"

"Ach gäbe es sie nur, wie gerne würden wir alle ihr beitreten!" sagte der Abt.

"Wenn du das wünschst, kannst du es doch in deinem Kloster leicht einführen", entgegnete Harald.

"Wäre es so! Doch auch hier, wenn du ein falsches Wort sprichst, gibt es sicher Ohren, die es hören und nur allzu gerne den Oberen zutragen. Gar mancher hofft dadurch die Stelle eines Abtes zu erhalten."

Harald war erschüttert und schwieg lange Zeit. "Du hattest gefragt, was ich durch die anderen an mir bemerke. Über das Wichtigste ist kaum zu sprechen. Aber wir sind auch in der Einsamkeit eines Kerkers nicht allein. Es gibt Freunde, Begleiter, Boten aus einer anderen Welt. Doch darüber sollte ich wohl nicht sprechen. Zu oft bin ich abgewiesen oder missverstanden worden."

Der Abt schwieg und schaute ihn ganz ruhig an. Dann sagte er: "Du bist auf dem Weg zu einem großen Heiligtum. Vielleicht wirst du dort Antworten auf dein Suchen finden. Es gibt eine alte Legende um den Monte Gargano, die du vielleicht noch nicht kennst."

"Nie haben die Alte oder Matilda im Kerker mir davon erzählt. Wenn es dir möglich ist, so berichte davon", bat Harald.

"Ich werde mich erst besinnen müssen. Es ist lange her, dass ich sie hörte. Stärkt euch endlich. Nach der Komplet – dem letzten Gebet der Mönche am Abend – wollen wir uns hier noch einmal treffen."

Und zur ganzen Gruppe der Reisenden gewandt sagte er: "Wer von euch nicht zu müde ist und zuhören möchte, den lade ich gerne noch einmal zu später Stunde hierher ein." Damit verabschiedete sich der Abt für jetzt.

Die Reisenden wurden durch die Küche gut versorgt. Sie besprachen miteinander, was sie am Tag erlebt hatten und was sie über den weiteren Weg den Abt fragen wollten.

Nach einiger Zeit kam der Abt wieder zu den Reisenden und sagte: „Nun will ich euch erzählen, was ich weiß: Wie alt das Heiligtum am Monte Gargano ist, weiß niemand sicher. Seit Menschengedenken ziehen aber Suchende zu ihm und verehren den Erzengel Michael dort.“

„Den Erzengel Michael verehren auch wir. Er ist älter als eure Religion“, sagte Natan. „Berichtet uns, wie es zu diesem für euch heiligen Ort kam.“

„Davon erzählt eine alte Legende“, fuhr der Abt fort. „Einem Mann war ein Stier entlaufen. Er begann ihn zu suchen und fand ihn kniend vor einer dunklen Grotte. Er nahm Pfeil und Bogen und schoss auf ihn. Der Pfeil aber kehrte um und verletzte ihn selber. Davon berichteten diejenigen, die dabei waren, dem frommen Bischof Lorenzo von Siponto. Er ordnete ein dreitägiges Fasten an,

während denen sie Gott um Antwort bitten sollten. Am Ende des dritten Tages erschien dem Bischof der Erzengel Michael und sagte: „Du hast gut daran getan, dass du das Geheimnis, das den Menschen verborgen ist, von Gott erfragen lässt. Es ist durch meinen Willen geschehen. Ich bin der Erzengel Michael, der immerzu in das Angesicht Gottes schaut. Diesen Ort und seine Bewohner habe ich unter meinen Schutz genommen. Dafür habt ihr das Zeichen bekommen.“

Von da ab begannen die Menschen vor dem Eingang zur Grotte zu Sankt Michael zu beten, wagten aber nicht, sie zu betreten.

Erst nach längerer Zeit fragten die Sipontiner an, ob sie die Grotte betreten und als Heiligtum weihen dürften. Bald danach erschien dem Bischof von Siponto der Erzengel Michael und sprach: „Es ist nicht eure Sache, die Basilika, die ich erbaut habe, zu weihen, denn ich, der sie gegründet hat, habe sie selbst schon geweiht. Ihr braucht nur hineinzugehen und, indem ich euch als Fürsprecher beistehe, den Ort mit Gebeten häufig zu besuchen und die Messe dort zu feiern. Mein Amt wird es sein, zu zeigen, wie ich durch mich selbst diesen Ort geheiligt habe.“

So wagten die Sipontiner schließlich, die Grotte zu betreten. Sie fanden dort eine lange Säulenhalle vor, ebenso eine große Basilika, zu der man viele Stufen hinuntersteigen musste und die Raum für 500 Menschen bot. In der Mitte fand sich ein Altar, der mit einem roten Mantel bedeckt war. Er war nicht von Menschenhand geschaffen, sondern entsprach in der Art einer Höhle, die unregelmäßig angesprengt und durch überstehende Klippen rau gemacht war. Die Decke war von unterschiedlicher Höhe, so dass man sie hier mit dem Scheitel berührte, an anderer Stelle wiederum kaum mit der Hand erreichen konnte.

Der Bischof schrieb vor, von nun an jeden Tag dort die Messe zu lesen; nachts sollte jedoch niemand wagen, die Grotte zu betreten.

Hinter dem Altar rinnt aus der Felsenecke ein süßes und kristallklares Wasser tropfenweise herab. Es wird aufgefangen und hat eine heilkräftige Wirkung. So haben schon viele Menschen dort Genesung von schwerer Krankheit gefunden.“

Lange sann jeder darüber nach, was der Abt gesagt hatte. Diesen heiligen Ort würden sie in wenigen Tagen erreichen. Was würden sie dort erleben? Würde es sie in ihrem Leben einen Schritt vorwärts führen?

Selbst Natan blickte voll Interesse auf dieses Ziel ihrer Reise. Der Name Michaels war ihm vertraut aus seiner Religion. Was bedeutete er den Christen?

"Kannst du uns sagen, warum die Menschen in der Nacht den heiligen Ort nicht betreten sollen?" fragte Harald.

"Davon berichtet eine andere Legende, die wir aber heute nicht mehr berühren wollen. Ihr werdet sie in Monte Gargano erfahren können", sagte der Abt und entließ sie in die Nachtruhe.

Noch lagen drei bis vier Tage vor ihnen, bis sie Monte Gargano erreichen konnten. Der Abt beschrieb den Weg als schwer; sie würden, wenn sie nicht lange Umwege in Kauf nehmen wollten, oft absitzen müssen und die Pferde führen. "Den Menschen in den Siedlungen, die ihr antreffen werdet, könnt ihr im Allgemeinen vertrauen. Weil viele Pilger von Rom aus diesen Weg nehmen, gibt es auch Herbergen unterwegs. Man sagt, dass der Weg sicherer sei, als der von Monte Gargano nach Neapel, den ihr ja später ziehen wollt, wie ihr mir erzählt habt. Allerdings treibt sich auch hier manches Gesindel herum. Es sind oft Gaukler und Dirnen, denen ihr nicht in die Fänge geraten solltet."

Die Gaukler

Nach dem Frühstück verabschiedeten sie sich herzlich, dankten für die freundliche Aufnahme und alles, was sie erfahren hatten. Sie folgten dem Weg, den die Pilger und Reiter zu nehmen pflegten. Für größere Fuhrwerke war er nicht geeignet. Hin und wieder begegneten ihnen Menschen, die von einer Wallfahrt nach Monte Gargano zurückkamen und die andächtig sich der heiligen Stätte erinnerten.

Als sie am zweiten Tag von einer Anhöhe das weite Meer vor sich liegen sahen, kam ihnen eine bunt gewürfelte Gruppe entgegen mit zwei von Maultieren gezogenen Karren, wie der Abt sie ihnen warnend beschrieben hatte. Sie führten einen braunen Bären und ein kleines Äffchen mit sich, das immerfort von einer Schulter auf die andere sprang und dabei Kunststücke vollführte. Es sah wirklich sehr putzig aus, und da Harald noch keinen Affen gesehen hatte, hielt er sein Pferd an. Im nächsten Augenblick saß das Äffchen schon vor ihm auf dem Pferderücken. Als Harald ihm die Hand hinhielt, setzte es sich sogleich darauf und machte die possierlichsten Gebärden. Dann versuchte es, mit seiner kleinen Hand in eine der Taschen von Haralds Wams zu greifen. Als er dort ein kleines Geldstück fand, sprang er sofort auf die Schulter seines Herrn und steckte das Geld in dessen Tasche. Alle lachten, weil es so possierlich und schnell gegangen war, dass man es fast nicht verfolgen konnte.

Florian, der immer zu Scherzen aufgelegt war, rief nun das Äffchen zu sich. Auch bei ihm versuchte es, etwas zu stehlen. Florian wusste aber, dass er außer einem trockenen Stück Brot nichts in seiner Tasche hatte. Das Äffchen fand es, setzte sich vergnügt auf seine Schulter und knabberte es. Allerdings musste Florian später bemerken, dass eine schöne Feder, die er an seinem Hut trug, verschwunden war.

Alle hatten viel Gefallen an dem kleinen, frechen Kerl. Dann erbot sich der Anführer der Gruppe, ihnen gegen ein kleines Entgelt noch mancherlei Kunststücke zu zeigen. Harald schaute in die Runde, und da niemand Einspruch erhob, willigte er ein. Zuerst ließen sie den Bären nach einer Fiedel alleine tanzen. Als er geendet hatte, bat er durch Zusammenlegen der Pfoten um etwas

Geld – das Harald ihm gerne gab. Noch nie hatte er gesehen, dass Tiere solche Kunststücke ausführen konnten. Zwar war auch die Ratte in Haralds Kerker recht gelehrig gewesen – mit dem, was hier gezeigt wurde, war es aber nicht zu vergleichen.

Dann begannen die Männer mit Ringen zu jonglieren – erst jeder für sich, dann zwei und schließlich alle miteinander. Unsere Reisenden kamen aus dem Staunen nicht heraus. Nun traten die drei Frauen in langen bunten und weiten Röcken hervor. Zuerst tanzten sie miteinander, dann jede einzeln für sich und schließlich ging eine zum Bären und begann mit ihm zu tanzen. Die beiden anderen aber luden die Reisenden ein, mit ihnen zu tanzen. Als erster war Florian vom Pferd. Ihm hatten es die Frauen immer sehr angetan. German sah keine Gefahr und tanzte bald mit der dritten Dame. So wurde es ein immer lauterer und wilderes Treiben, an dem alle ihre Lust und Freude hatten.

Hildebrand wusste, wie gefährlich solche Situationen werden können, und als er sah wie eine der Schönen versuchte, ihrem Tänzer in die Tasche zu greifen, wobei sie sich fest an ihn schmiegte und ihm leise etwas zuflüsterte, zog er sein Schwert und schlug damit gegen das Schild, zum Aufbruch mahnend. Sofort erstarb die Musik. Unsere Reisenden wurden daran erinnert, dass sie noch einen langen Weg vor sich hatten. Harald bat Florian, der das Vergnügen am meisten genossen hatte, einen Dankeslohn zu geben. Dann trennten sich die Gruppen mit den unterschiedlichsten Gefühlen. Am genauesten aber hatte wohl Harald alles beobachtet: die Dressurakte, das artistische Können und die schmeichelnden Annäherungsversuche der Damen. Wie viel ließ sich doch an einem solchen Ereignis beobachten! Was war der Unterschied zu seinem Verhältnis zu Veronika? Eine Welle von Sehnsucht zog durch sein Herz.-

Am Meer

Vor Harald und seinen Männern lag in der Tiefe das blau-grüne endlose Meer! Welch‘ ein Anblick nach den trockenen, heißen und steilen Felsenhöhen! Der Weg führte nun bis zum Abend hinab zum Meeresstrand. Dort gönnten sie sich eine Rast, luden die Pferde ab, ließen sie aus einer Quelle trinken und trieben sie dann ins Wasser. Es dauerte nicht lange, so machten sie es selber den Pferden nach und wuschen sich Staub und Schweiß mit einem Bad ab. Es war ein lauer Abend und sie beschlossen, die Nacht hier am Meer zu verbringen. Als die Sonne untergegangen war, flammte das Firmament mit unzähligen Gestirnen auf. Sie sahen in der Pracht des Sternenhimmels die Majestät Gottes. War nicht jeder Stern Wohnsitz eines Teiles der himmlischen Heerscharen, einer Intelligenz, wie man damals sagte?

"Was sagst du zu dieser Offenbarung Gottes?" fragte Harald Natan, der neben ihm lag. Als nun Natan zu sprechen begann, rückten alle näher, um etwas von

seinem Wissen zu lernen. Wie oft hatten sie schon seine Kenntnisse der Natur bewundert! Was konnte er über die himmlischen Reiche sagen?

Er wies sie zunächst auf den Nordstern, der nicht all zu hoch über dem Horizont stand. "Beobachtet den Stern, der tief gerade darunter steht. Wartet eine Weile und ihr werdet seine Bewegung sehen. Den zunehmenden Mond im Südwesten kennt ihr alle. Morgen werden wir ihn zu gleicher Zeit weiter im Süden sehen. Und nun achtet auf die hell leuchtenden und nicht flackernden Sterne. Es sind die Himmelswanderer, die Wandelsterne oder Planeten. Einige von ihnen sind zu sehen: leuchtend hell im Westen Venus als Abendstern, dann der Mond und hoch oben im Süden Jupiter. Bald wird im Osten das rötliche Licht des Mars aufscheinen.

Betrachtet die Bahn dieser Himmelswanderer: Es ist die Bahn, die die Sonne auch im Jahreslauf nimmt. Um diese Bahn seht ihr – je nach Jahreszeit - die Häuser der mächtigen Himmelsherrscher: die Tierkreisbilder."

Während Natan ihnen dies alles beschrieb, war der Stern, den sie zuerst direkt unter dem Nordstern gesehen hatten, ein deutliches Stück nach Westen und etwas in die Höhe gewandert. "So bewegt sich das ganze Firmament von Ewigkeit zu Ewigkeit, und wir Menschen können seine Geheimnisse kaum erahnen."

Wie gerne hätten Harald und alle anderen noch mehr über das Firmament gehört, aber als Harald fragte: "Was kannst du über die Intelligenzen der Gestirne sagen?" schwieg Natan und legte sich zum Schlafen nieder.

Harald lag noch lange wach auf dem Rücken und bedachte immer wieder die Erlebnisse des Tages: der Ritt durch das Felsengebirge, die Begegnung mit den Schaustellern, der Anblick des Meeres und alles, was Natan gesagt hatte. Konnte er hier nicht die Elemente, von denen die Griechen sprachen: das Felsgestein, die glühende Sonne, der sanfte Meereswind und schließlich das unendliche Wasser - in majestätischer Größe erfahren?

Beim Anblick des Firmaments wurde ihm ein Gedanke – oder war es eine Empfindung - immer deutlicher: Wie verschieden war doch jede Stelle des Himmels, zu der er hinauf schaute! Nicht nur die Stärke des Glanzes sondern auch die Farben waren überall verschieden. Dann musste er an die geliebten Pflanzen denken: Leuchteten ihre Blüten nicht gerade so dem Himmel im Sonnenlicht entgegen, wie die Sterne herab schienen? Auch war seine Frage an Natan nach der Natur der himmlischen Intelligenzen unbeantwortet geblieben. Er konnte aber darüber mit niemanden mehr sprechen, weil alle anderen längst schliefen.

Der Bauer

Den ganzen nächsten Tag zogen sie am Meer entlang nach Südosten. Gegen Abend tauchte vor ihnen die Halbinsel auf, bei der der Monte Gargano lag. Als sie nicht mehr weit vor den aufsteigenden Bergen waren, überholten sie einen

Bauern, der auf seinem mit Gemüse beladenen Esel von der Feldarbeit heim ritt. Sie verlangsamten den Gang und fragten nach dem kürzesten Weg zum Heiligtum.

"Das werdet ihr heute Abend nicht mehr erreichen können. Bleibt über Nacht noch in der Ebene."

Als sie nach einer Übernachtungsmöglichkeit fragten, sagte er: "Wenn ihr mit einem bescheidenen Quartier vorlieb nehmen wollt, so lade ich euch gerne auf mein kleines Gehöft ein."

Dem stimmten sie dankbar zu und folgten dem Bauern mit seinem Esel. Als die Sonne bald unterging, erreichten sie den Platz, wo der Bauer wohnte. Er schien dort alleine mit einigen Ziegen und Hühnern zu leben. Der Esel und die Pferde wurden abgeladen, versorgt und in einer gesicherten Koppel freigelassen. Dann bereitete der Bauer für alle einen großen Topf Gemüsesuppe. Unsere Reisenden konnten von ihren Brotvorrat etwas beisteuern.

Als sie beim gemeinsamen Essen beieinander saßen, begann der Bauer plötzlich ihre örtliche Sprache zu sprechen. Darüber waren alle sehr erstaunt und fragten ihn, wo er sie gelernt hätte. "Viele kommen hier des Weges gezogen. Viele von ihnen brauchen Rat und Hilfe. Sie und manche andere Ereignisse haben mich zahlreiche Sprachen gelehrt."

Das war erstaunlich genug, aber bald wurden sie mehr und mehr gewahr, dass der Bauer ein Weiser war. So sagte er: "Zwar kommen viele dieses Weges gezogen, um Vergebung ihrer Sünden und das Himmelreich zu erlangen, doch die wenigsten finden, was sie suchen."

"Warum nicht? Es ist doch Vergebung aller Sünden im Michael-Heiligtum zu erlangen."

"Ist es das wirklich? Wird die Last eines Verbrechens von mir genommen nur durch Betreten des Ortes? Muss ich nicht auch selber dazu beitragen?" fragte der Bauer.

"Aber die Kirche verheißt es so", sagte Gottfried.

"Ja, sie verheißt es", war die kurze Antwort.

"Was müssen wir tun, um das Gesuchte zu finden?" fragte Harald.

"Reinigt eure Herzen. Es ist im Michael-Heiligtum nichts zu finden, was uns gegeben werden kann, wenn wir es nicht vorher in unseren Herzen bereiten."

"Wie kann einem eine Gabe zuteilwerden, wenn man sie sich vorher selbst bereitet hat? Ist es nicht dann Trug?" fragte Gottfried.

"Antwort erhält nur, wer fragt. Und die Fragen müssen wir in uns bereiten. Sie ist wie ein Kelch, in den dann gnadenvoll etwas gespendet werden kann. Zu viele kommen, um von Krankheiten geheilt oder die Vergebung ihrer Sünden zu erlangen und vergessen, was sie zum Heiligtum hintragen sollten. Manche haben

sogar schon versucht, die Gnade durch Gold zu erzwingen. Es hat ihnen wenig Frieden gebracht", sagte der Bauer.

"Berichte uns, wer Michael, der feurige Fürst ist, dass wir ihn besser verstehen und lernen, die rechte Gabe ihm zu bringen", bat Harald.

"Michael hat den Drachen aus dem Himmel geworfen und unter seine Füße gebracht. Ihr werdet aber nie einen toten Drachen sehen! Er lebt! Es ist an uns, auf der Erde mit ihm zu streiten. Michael will uns darin beistehen."

„Wo finden wir den Drachen? In welchem Land lebt er?“ fragte Harald.

„In jedem!“ war die Antwort. „Kennt ihr ihn nicht? Der Drache wohnt in jedem von uns. Michael ist in denen, die ihn aufnehmen, wie des Stammes Mark. Für sie wird die Wahrheit Richtschnur. Sie gewinnen die Kraft, der Welt das zu geben, was sie braucht – nicht was ihnen selber wünschenswert für sich selber erscheint. Wenn wir lernen, den Drachen der eigenen Wünsche zu überwinden, dienen wir Michael, der Welt und uns selbst.“

Eine ganze Weile überdachten unsere Reisenden das Gehörte. Würden sie vor Michael bestehen können?

Dann fragte der Bauer: "Berichtet, was ihr in Rom erlebt habt. Ihr seid hier auf kaiserlichem Boden. Der Papst ist dem Kaiser nicht gut gesonnen. Habt ihr darüber etwas vernommen?"

Zuerst berichtete Harald von den wunderbaren und reich ausgestatteten Kirchen, den heiligen Messen und die Frömmigkeit der vielen Pilger. Knapp nur erwähnte er das Gespräch mit dem Heiligen Vater und wagte nicht, hier die Schmähungen gegen den Kaiser zu wiederholen.

"Vergesst aber auch nicht, die vielen Geschäfte, die mit der Sündennot und der Furcht vor ewiger Verdammnis dort gemacht werden!" warf Natan ein.

"Das werdet ihr auch hier finden. Lasst euch dadurch nicht abschrecken", sagte der Bauer.

"Ja, das mag sein, aber ist nicht die Kirche der Leib Christi und der Papst sein Stellvertreter auf Erden. Muss nicht die Kirche nach Macht streben, um das Reich Christi, des ewigen Königs, auf Erden mehr und mehr auszuweiten?" gab Harald einiges von dem wieder, was man ihm gesagt hatte.

"Mein Reich ist nicht von dieser Welt", murmelte leise der Bauer. Lauter sagte er dann: "Und ihr seid ganz dem Papst und der Kirche ergeben?"

"In meiner Einsamkeit musste ich in der unbeholfenen Art, wie ich es nur konnte, lernen selber zu denken. Niemand lehrte mich, was ich denken sollte. So höre ich heute allem willig zu, was man mich lehrt. Ich bin ein Suchender, ein Bettler um Geist. Vielleicht kann Michael mir helfen, die rechten Wege zu finden."

Auf die Bitte von Hildebrand erzählte der Bauer etwas mehr aus seinem Leben. Er war nicht immer Bauer gewesen und war mit dem Kaiser Heinrich VI. selbst viel herumgekommen, hatte an vielen Schlachten teilgenommen und schließlich

dieses Gut zum Lehen bekommen. Selbst den Vater von Heinrich VI., Kaiser Barbarossa, hatte er als Kind gesehen. Das würde er nie vergessen! Von anderen Aufgaben in seinem Leben sprach er jetzt noch nicht.

Dann fragte German: "Kaiser Barbarossa und seinen Sohn Heinrich VI. habt ihr gekannt? Ist euch schon der jetzige Kaiser Friedrich II. begegnet?"

Der Bauer lächelte und sagte: "Darüber werdet ihr später erfahren."

Was konnte der Bauer meinen? Würden sie sich denn je wieder begegnen?

"Sagt mir doch, aus welchen Geschlechtern ihr entstammt. Ich bin manchem Fürsten und großen Helden begegnet", bat der Bauer.

So begannen sie, ihre Abkunft zu nennen. Immer wieder unterbrach der Bauer den Berichtenden mit einem Ausruf der Freude: Ja, er kannte viele und schließlich umarmte er sogar Hildebrand und rief: "Jetzt erkenne ich dich. Wir haben bei Verona nebeneinander in der Schlacht gestanden und nur, weil wir uns gegenseitig schützten, konnten wir bestehen. Ich bin Manfred."

Nun war die Freude bei Hildebrand. Sie umarmten sich als alte Waffengefährten und erfreuten sich noch später an ihren Erinnerungen.

Als Harald sein Geschlecht von Hohenstein nannte, sprang der Bauer auf, umarmte ihn und sagte: "Dein Vater war einer der tapfersten Streiter. Und schon seine Vorfahren haben Kaiser Barbarossa treu gedient. Hatte dein Vater nicht einen Sohn, der in dunkler Kerkerhaft viele Jahre schmachten musste?"

"Geschmachtet habe ich wohl nicht, aber viel gewonnen, was ich nicht missen möchte. So wurde ich zum Suchenden. Und doch war es ein Verbrechen, das keinem Kinde angetan werden sollte."

Einzig Natan konnte keine Edlen nachweisen. Er sagte einfach und schlicht: "Ich bin aus Abraham."

Das Feuer in ihrer Mitte erlosch, jeder suchte sich nach Wunsch eine Schlafstelle im Haus, dem Stall oder im Freien. Harald lag so, dass Orion und Sirius gerade vor ihm standen. In Farben funkelte Sirius, und Orion stand mit seinem Schwert schützend davor. Mit diesem Bild schlief er ein.

Das Castello di Monte Sant'Angelo

Am anderen Morgen sagte Manfred: „Tiere und Felder werden für heute ohne mich auskommen. Ich will euch hinführen und in der Burg, dem Castello di Monte Sant'Angelo, für euer Quartier sorgen.“

Gemeinsam versorgten sie die Tiere, saßen dann auf und machten sich auf den Weg zum Monte Sant'Angelo. Etwas zum Erstaunen unserer Reisenden ritt der Bauer Manfred jetzt nicht seinen Esel, sondern ein kostbares Ross. Immer rätselhafter wurde ihnen dieser Mann!

Hildebrand sagte, dass sie ein Empfehlungsschreiben für diese Burg bei sich trügen. „Ihr werdet es nicht benötigen“, sagte Manfred, „denn ich geleite euch.“

Als sie das Castello erreichten, wurde Manfred sehr herzlich wie ein Freund begrüßt, und nachdem er einige Worte über die Reisenden gesagt hatte, wurden auch sie wie alte Freunde aufgenommen.

Noch zur hohen Mittagsstunde geleitete Manfred sie auf ihren Wunsch zur heiligen Grotte. Staunend sahen sie, wie schließlich eine lange Treppe in die Tiefe der Erde hineinführte und sich dort ein von vielen Kerzen erleuchteter Kirchenraum öffnete. Wie viele Pilger, auch Päpste und Kaiser waren diese Stufen schon hinabgeschritten, um den Erzengel Michael zu verehren und von ihm Kraft zu erbitten!

Lange verweilten sie an der heiligen Stätte. Als dann die Abendmesse gefeiert worden war, drängte Manfred zum Aufbruch. Wie gerne wäre Harald noch – ähnlich wie in Rom in der Lateran-Basilika – länger geblieben, aber ihr Geleiter, sagte: „Nachts ist dieser Raum den Engeln vorbehalten, die dort ihre Verehrung Gottes feierlich begehen.“

Nun erinnerte sich Harald, dass der ehrwürdige Abt, dessen Kloster hoch oben im Gebirge lag und ihnen die Legende vom Stier erzählt hatte, auf eine zweite Legende hingewiesen, aber sie nicht erzählt hatte. Nun fragte er Manfred danach. Der schaute ihn an und sagte: „Heute Abend zu später Stunde will ich euch davon berichten – wenn es mir möglich ist, denn wir erwarten in diesen Tagen noch hohen Besuch.“

Der Kaiser

Bevor die Nacht ganz hereinbrach, erschollen durch die Straßen laute Hufschläge, die vor ihrer Herberge endeten. Viele Rufe erschollen. Menschen liefen hin und her, und erst sehr spät trat Ruhe ein.

Dann klopfte es plötzlich an den Raum, wo unsere Freunde ihr Lager hatten und Manfred trat ein. „Der erwartete hohe Gast ist eingetroffen. Er bat, nach einer Erfrischung und Stärkung, ihm noch heute die Legende zu erzählen, die von der nächtlichen Feier der Engel im Michaelheiligtum berichtet wird. Unser Gast ist einverstanden, wenn ihr dabei seid. Doch wisst, dass er von hohem Stande und nicht euresgleichen ist. Seid ihr bereit, dass ich euch geleite?“

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis sie die Kerzen gelöscht hatten und sich durch lange Gänge zu einem Raum geleiten ließen, in dem schon wenige Personen vor einem Kaminfeuer auf einfachen Sitzen saßen. Nur einer von ihnen saß etwas erhöht. Nachdem sich ihre Augen an das Dämmerlicht des Feuers gewöhnt hatten, erkannten sie das scharf geschnittene Gesicht des Mannes, der erhöht saß, und entdeckten zu ihrer Überraschung auch den alten Meister des Gesangs, Randolph, der Harald in seiner Heimat die Kunde von Parzival gebracht hatte. Dann waren dort auch der Burgherr und zwei Unbekannte, die nächst dem Erhöhten saßen. Dieser stand auf und begrüßte Harald mit seinem Namen. „Derer von Hohenstein sind mir bekannt, und sie haben schon meinem Großvater,

Kaiser Barbarossa, die treuesten Dienste erwiesen. Jetzt freue ich mich, den Sprossen zu treffen, von dessen Schicksal im ganzen Reich erzählt wird.“

Nun wussten alle, wer der Edle war, der so königlich erhöht in der Mitte saß. Er wandte sich aber auch an jeden einzelnen Begleiter von Harald, ließ sich die Namen und den Stand nennen und wusste Manches bei jedem anzuschließen. Welches Gedächtnis besaß dieser Mann und wie konnte er mit einem scharfen Blick eine Gestalt umfassen und – so hatte man den Eindruck – ganz durchschauen. Eine besondere Freude aber hatte er, als er die Namen von Hildebrand, Gottfried und German hörte. Er wusste von ihren Taten und Verdiensten. Bei den Jünglingen Thomas und Florian sann er bei sich: Wer weiß, welches Schicksal ihnen noch vorbehalten ist. Bei Natan schaute er einen Augenblick erstaunt auf: Wagten diese Ritter, mit einem Juden durch das Land zu ziehen und für seine Sicherheit Sorge zu tragen?

Dann forderte er alle auf, sich zu setzen, und blickte zum Sänger: „Nun künde uns, was du über das Heiligtum weißt und lehre uns, es in rechter Weise würdig zu betreten.“

Der Alte begann:

Als König Otto nach Süden zog,
Gerufen vom Papst in großer Not,
Besiegt er die Feinde, erhielt dann in Rom
Vom Heiligen Vater die Kaiserkron.
Doch wollte er wahrhaft ein Kaiser sein,
dann musste ein Höh'rer das Amt ihm Weih'n.
So zog er nach Sant' Angelo
Am Gebirge Monte Gargano.
Dort in der Erde tief verborgen
Ist eine Höhle dem Höchsten erworben.
Wo Michael waltet an heiligster Stätte
Nichts Höh'eres der Kaiser gefunden hätte.
Der Erzengel selber weihte sie.
Der Kaiser beugt dort in Ehrfurcht die Knie.-
Wer ist wie Gott, dem Weltengrund?
So tönt es laut aus Michaels Mund.
Zur Erde stürzt' er den Drachen nieder.
In dir findest das Untier du wieder.
Ringe mit ihm! Zeig' deine Kraft,
dann gehörst du zu Michaels Ritterschaft.
Doch ist die Pforte des Nachts verschlossen.
Kein Sterblicher ist zugelassen,
Wenn himmlische Chöre auf ihre Weisen

Dem unendlichen Schöpfer die Ehre erweisen.
Ist es verboten den Menschen auf Erden,
Gewahr der heiligen Feier zu werden,
so muss ich selber hier auf Erden
als Sterblicher unsterblich werden;
muss selber sterben und aufersteh'n
durch Christi Kraft dem Tod entgehn.
So spricht der Kaiser in dunkler Nacht,
Ein neuer Mut ist ihm erwacht.
Ich muss der Welt wohl hier entsagen
Es koste mein Leben, ich muss es wagen!
St. Michael tritt in mich ein!
Es ist nicht für mich! Das Reich sei Dein!
So fleht der Kaiser und öffnet das Tor.
Aus bergender Höhlung blickt er hervor.
Da strömen herab in goldenem Schein
Der Himmel Scharen in sel'gem Verein.
Voll Zagen sieht er das hohe Geschehn.
Wer das geschaut, will nichts anderes sehn.
Da tritt ein Engel zu ihm herein
Berührt mit der Lanze sein zitternd Gebein:
Sei mutig, steh auf, trag diesen Schmerz!
Er reinigt und läutert dein strebendes Herz.
Besiege der Selbstsucht brennende Wut.
Der Drache ist es. Sei auf der Hut!
Michael wird dir zur Seite steh'n.
Darfst mutigen Schrittes vorwärts gehen.-
Am Morgen fand man den Kaiser wie tot.
Was brachte ihn in solche Not?
Doch goldener Glanz lag auf seinem Gesicht.
Das Auge geblendet. Der Hüfte gebricht's.
Drei Tage schwieg er, nahm keine Kost.
Was er durchlebt, das war ihm Trost.
Als Andrer ritt er von dem Ort,
erfüllt von heiligstem Gotteswort.
Nun konnte er wahrer Kaiser sein.
Froh kehrte er heim an Elbe und Rhein.
Was er begann, gelang durch der Lanze Schaft
Sie hatte ihm Schmerz, aber auch Kraft gebracht.
Und wo die Selbstsucht begann sich zu regen,

Schmerzte die Hüfte der Selbstsucht wegen.
Gelang ihm aber gerecht zu handeln,
konnte er sich und die Welt verwandeln.

Tief erschüttert hatten alle dem Lied des alten Sängers gelauscht. Lange schwieg auch der Kaiser, dann sagte er zum Sänger: „Und gibt es auch heute Wege zu solcher Offenbarung?“

„Bist du denn zu solcher Offenbarung bereit?“ fragte der Alte zurück.

„Sage mir, was ich zu tun habe“, bat der Kaiser.

„Sollten wir nicht zu dieser späten Stunde unsere treuen Freunde entlassen?“ fragte der Sänger.

Alle erhoben sich und dankten für die Gnade, dem Kaiser Gesellschaft geleistet haben zu dürfen. Der alte Sänger und der Kaiser blieben alleine zurück und niemand hat erfahren, was sie miteinander besprachen.

Harald aber war sehr unglücklich, dass auch er hatte gehen müssen. Wie gerne wäre er bei diesen wichtigen Fragen dabei gewesen! Hatte ihn nicht sein Schicksal schon Manches gelehrt, das ihm den Weg zu Gott anfänglich wies?

Kummervoll wälzte er sich auf seinem Lager hin und her. Was sollte er tun? Konnte er wagen, es jenem Kaiser nachzutun? Wäre es Sünde, dem Verbot der nächtlichen Teilnahme nicht zu folgen?

Die Nacht vor dem Heiligtum

Schließlich erhob er sich leise, kleidete sich an und ließ sich vom überraschten Pförtner, das Tor öffnen. Durch die stillen Straßen ging er zur heiligen Grotte, offen für alles, was das Schicksal ihm bringen könnte. Nicht einmal der Tod konnte ihn schrecken. Den Eingang zur Grotte fand er durch Gitter verschlossen. Von innen schimmerte das Licht einiger Kerzen und erzeugte einen Widerschein an den Wänden und der Decke. Alles war still darin. Nichts konnte er von der himmlischen Feier erblicken.

Er kniete nieder und begann Gott inbrünstig zu bitten, ihm die Gnade einer Offenbarung zukommen zu lassen. Aber alles blieb stumm und dunkel. Verzweifelt fühlte er sich nicht würdig. Gott und seine Engelscharen wollten sich ihm nicht offenbaren. Wo sollte er das, was er in Rom mit dem Papst und hier mit dem Kaiser erlebt hatte, verstehen? Wo war die Wahrheit? Wen konnte er fragen?

Seine Verzweiflung wuchs von Stunde zu Stunde. Er presste seinen Kopf an die Gitterstäbe der Pforte. Dieser Schmerz war gering, verglichen mit seiner inneren Not. Er starrte wie in einen unermesslich tiefen, schwarzen Abgrund. Kein Licht leuchtete ihm daraus entgegen. Weshalb sollte er noch leben? Welchen Sinn hatte für ihn das Leben?

Dann verwandelte sich etwas in ihm. Er wurde still und ruhig und sagte zu sich selber: „Was erwartest du? Soll Gott, der Ewige und Unermessliche, dir erscheinen, deinen sinnlichen Augen? Muss ich nicht fragen: Was kann ich selber für Gott leisten? Was kann ich in mir als Gottgewolltes hervorbringen?“ Ein schwacher Schimmer leuchtete ihm, Trost und Kraft spendend, aus dem Abgrund entgegen. „Ja, so will ich werden“, sagte er sich. „Nichts soll mich mehr Furcht empfinden lassen. Gerade seien meine Wege. Wahrheit und Gerechtigkeit stehe über allem. Nicht um mich und mein Heil soll es gehen, sondern um das, was notwendig ist.“



Plötzlich erlebte er wieder, wie er gegenüber Ingrimme recht gehandelt hatte, indem er alle anderen Empfindungen und Gedanken außer Acht ließ. Nicht hochmütig wollte er sein, sondern dem dienen, was sich als notwendig und schicksalsgerecht erwies. Leise sprach er dann: „Michael, sei mein Führer, dass ich so leben kann, wie es zum Heil der Welt ist. Gib mir die Kraft, der Trägheit und Lüge zu widerstehen. Lenke deinen Blick auf meine Taten. Ich werde handeln, aber dein Blick kann mir Weisung sein. Einen Speer und ein Gefäß mit Leben-spendendem Wasser trägst du in deinen Händen. Lass deine Stärke meine Stärke sein, lass meine Taten deine Taten sein, die sich Leben-spendend in die Welt ergießen. Du bist der Diener eines Höheren. Durch dich sei Ihm gedient. Du erkennst auch meine Schwächen. Nichts ist vor deinem Blick verborgen. Gib mir die Kraft, auch diese Schwächen furchtlos anzuschauen.“

Hufschlag und Wagenräder riefen Harald wieder in das äußere Leben zurück. Er erhob sich und ging langsamen Schrittes zu seinem Quartier zurück, wo ihn der Morgenwärter zu früher Stunde einließ.

Nein, die Fülle der Gesichte, von der der Sänger Randolf gesprochen hatte, war ihm versagt gewesen, aber er fühlte in sich eine starke Kraft, die ihm Sicherheit gab, vorwärts zu schreiten.

Der Aufbruch

Den Tag über gab es viel Bewegung in und um die Burg. Es war ein Kommen und Gehen vieler Menschen, die den Kaiser aufsuchen wollten, ihm Nachrichten zu bringen hatten oder mit Nachrichten fortgesandt wurden.

Die Freunde blieben in der Nähe für den Fall, dass der Kaiser sie noch einmal sehen wollte, aber sie wurden nicht gerufen. Nur Randolf ging einmal an Harald vorbei, blickte ernst in seine Augen und nickte ihm leise zu.

Gegen Ende der folgenden Nacht war plötzlich viel Lärm in und vor der Burg zu hören. Dann entfernten sich die Hufschläge von vielen Pferden, und es trat Stille ein. Als die Freunde zum Frühstück kamen, hörten sie, dass der Kaiser schon aufgebrochen war. Er hatte aber eine Nachricht an Harald hinterlassen, in der er sich für seine rasche Abreise entschuldigte; dringende Geschäfte riefen ihn nach Neapel. Sie sollten aber noch einige Tage bleiben und vor allem die wichtige Stadt Siponto besuchen. Dann lud er sie ein, seinem Weg zu folgen, und zählte die nächsten Stationen seiner Reise auf. Sie sollten überall als seine Gäste willkommen sein. Vor allem aber hoffe er, sie auf seinem nun schon lange geplanten Kreuzzug ins Heilige Land als Mitstreiter gewinnen zu können. Spätestens in Palermo werde er sie sehen.

Die Freunde waren glücklich über die Einladung. Wie konnte der Kaiser diese kleine Schar so ehren? Weil auch der Bauer Manfred in frühester Morgenstunde aufgebrochen war, konnten sie nur dem Burgherrn ihren Dank sagen. Sie brachen

auch bald auf, um keine Zeit für ein erneutes Zusammentreffen mit dem Kaiser zu verlieren.

Zuerst nahmen sie den Weg hinab nach Siponto ans Meer. Es war eine prächtige Stadt mit reichen Gebäuden, insbesondere mit dem Bischofspalast und den vielen Kirchen. Allerdings waren die schweren Zerstörungen durch das letzte Erdbeben (1223) unübersehbar. Auch fanden sie viele Herbergen, die Pilgern ins Heilige Land Unterkunft versprochen. Doch waren viele von ihnen durch das Erdbeben oder wegen fehlender Pilger verfallen. Kaum jemand wagte es, nach dem Sieg Saladins (1187) dorthin zu ziehen. Alle hofften auf bessere Zeiten, die der versprochene Kreuzzug des Kaisers mit sich bringen sollte. Wenn er doch nur bald zustande käme!

Wie sie hörten, hatte der Kaiser schon begonnen, ein großes Kreuzfahrerheer zusammenzurufen. Im kommenden Jahr (1227) sollte es losziehen. Viel versprach man sich von dem Sieg des Kaisers.

Zwei Tage verbrachten sie in Siponto, freundlich in dem Kloster San Leonardo di Siponto beherbergt, dann machten sie sich auf, um dem Weg des Kaisers zu folgen.

Von Monte Gargano nach Neapel

Nach der kurzen aber so bedeutenden Zeit in Monte Gargano und Siponto brachen sie nun nach Neapel auf. Damit blieben sie auf kaiserlichem Gebiet. Der Burgherr in Monte Gargano hatte sie aber gewarnt: „Ihr müsst nicht allzu weit vor Neapel das Gebirge durchqueren und zu den Strapazen der Reise kommen Gefährdungen durch Räuber und herumziehende Banden. Kaum jemand wagt es noch, ohne gut gerüstete Begleitung den Weg nach Neapel zu nehmen. Seid in jedem Fall auf der Hut!“

Auch wenn sie nur zu sieben waren, getrauten sie sich die Reise zu. Auf den Packpferden führten sie Rüstungen und Waffen mit und Furcht kannten sie keine. Waren sie nicht auch ausgezogen, um Abenteuer zu bestehen? Der Weg von Rom nach Monte Gargano war ähnlich gefährlich gewesen. Man hatte sie in Rom gewarnt. Das hatte sie aber von der Reise nicht abgehalten und, wie wir schon geschildert haben, war alles ohne größere Schwierigkeiten abgelaufen. So würden sie auch diesen Weg sicher bestehen. Sie planten nach den Angaben des Kaisers den Weg von Siponto über Foggia, Lucera, Benevento nach Neapel zu nehmen. Sollten sie nicht vorher den Kaiser treffen, rechneten sie mit einer Reise von 8 bis 12 Tagen – abhängig davon, was ihnen begegnete und wie der Zustand der Wege war.

Foggia

Am ersten Reisetag erreichten sie wie vorgesehen Foggia, die wichtigste Residenz des Kaisers. Wissen muss man nämlich, dass in dieser Zeit die

Herrscher viel umherzogen, um die Reichsgeschäfte zu betreiben, Streitigkeiten zu ordnen oder Rechte zu vergeben oder aufzuheben. Foggia war der prächtigste von allen Palästen, wo Friedrich einen nie im Abendland gesehenen Luxus entfaltete – wie ein Sultan im Orient. Hier waren der Großhof des Kaisers und der Sitz der königlichen und kaiserlichen Kanzlei. Alle Fäden liefen hier zusammen.

Unsere Freunde wurden in Foggia schon erwartet und sehr freundlich aufgenommen. Was sie aber dort sahen, überstieg ihr Fassungsvermögen. Hatten sie schon in Rom prächtige Kirchen und reich verzierte Paläste gesehen – hier sah man wunderbare arabische (wie sie bald erfuhren) Einlegearbeiten aus farbigem Stein, kunstvolle Durchblicke durch gespitzte Bögen, Frauen und Männer in Kleidern aus edlen Seiden und vieles andere mehr. Als man ihnen zu sitzen anbot, waren es nicht die gewohnten Holzbänke oder –stühle, sondern weiche Polster, von denen sie nur aus Erzählungen der Kreuzfahrer gehört hatten. Diwane standen umher, auf denen man liegend sitzen konnte. Auch bot man ihnen bald ein Bad mit gewärmtem Wasser an. Wer von ihnen hatte das schon erlebt? Das Leben auf den Burgen und in den Klöstern, das sie gewohnt waren, war karg und auf das Äußerste bescheiden, von den Häusern der Bauern und Handwerker ganz zu schweigen. Hier war alles hell und farbig. Heiteres Lachen und Musik ertönten. Das war nicht Mönchsgesang, das war Freude, Lust am Leben!

Auch die Speisen, die man ihnen in großer Auswahl brachte, schmeckten nicht wie die gewohnten Speisen, sondern in den reichsten Nuancen gewürzt – bald salzig oder süß, süß-säuerlich und alles in den vielfältigsten Variationen. Waren sie hier in Klingsors Reich, von dem sie im Parzival gehört hatten. So oder ähnlich musste es sein!

Und doch gab es eine Kapelle oder kleine Kirche, in der sie an der Messe teilnehmen konnten. Das gab es sicher nicht bei Klingsor, und als die vertrauten Worte des Priesters in der lateinischen Sprache erklangen, fühlten sie sich geschützt und geborgen.

Der Abend wurde mit Gesprächen über die Aufgaben der Wissenschaften im Verhältnis zu den Aufgaben der Künste verbracht. Der Kaiser wurde dabei oft erwähnt: sein hoher Sinn für die Kunst, aber auch seine tief reichenden wissenschaftlichen Kenntnisse, seine vielen Dispute mit arabischen, hebräischen und christlichen Gelehrten, seine Liebe zur Falkenzucht und vieles andere mehr. Alle lebten in hoher Bewunderung dieses göttlichen Kaisers.

Als Harald später über das Erlebte nachsann, gedachte er der warnenden Worte des Heiligen Vaters in Rom. Wie hatte er die orientalische Lebensführung des Kaisers mit harten Worten gegeißelt! Ja, alles war hier verführerisch verfeinert. Man hätte sein Leben ganz dem Genuss hingeben können. Hier musste man das

Maß sich selber setzen. Wie weit durfte der Genuss gehen, ohne sich selber und seine Aufgabe zu verlieren?

Plötzlich sah Harald das Antlitz des heiligen Michael vor sich, das er in der Nacht vor der Grotte in Monte Sant'Angelo gesehen hatte. Es sagte ihm nicht ja oder nein. Der Blick schaute nur ruhig. Da wusste er: Ich habe etwas im Leben zu leisten. Davon durfte ihn der Genuss nicht abbringen. Musste er ihn deswegen meiden? War nicht schon seine Freude an der farbigen Natur ein Genuss? Hatte ihn deswegen Abt Johannes vor dem Lesen im Buch der Natur gewarnt. Hatte er nicht gesagt: „Darin hat der Widersacher seine Zelte errichtet, und es ist gefährlich, ihm zu nahe zu kommen!“

Damals hatte er nicht verstanden, was der weise Abt meinte. Jetzt begann er es zu ahnen.

Am zweiten Tag in Foggia führten die Gastgeber sie durch den Palast und in der Stadt umher, immer wieder auf die Einrichtungen hinweisend, die der Kaiser selber oder auf Rat seiner häufig arabischen Berater getroffen hatte. Das reichte von einem Raum für die Pflege von Kranken unter arabischer ärztlicher Leitung bis zu öffentlichen Bädern, großen Warenmagazinen und einer Kanalisation für Abwässer, die den Gestank der Fäkalien beseitigten. Überall waren Neuerungen sichtbar, die unseren Reisenden meist ganz unbekannt waren. Um die Reisenden zu unterhalten – als wenn all die Neuerungen nicht genug Unterhaltung gewesen wären – wurde am Abend im Hof der kaiserlichen Anlage ein Wettschießen sarazenischer Bogenschützen veranstaltet. Es war kaum zu glauben, welche Treffsicherheit sie mit ihren geschwungenen Bögen und eisernen Pfeilen erreichten. Hildebrand und Gottfried erinnerten sich mit Schrecken an den Kampf mit ihnen, denen oft weder Schilde noch Rüstung standhalten konnten. Hier sah er sie plötzlich als treue Gefolgsleute des Kaisers.

"Diese hervorragenden Schützen kommen aus Lucera, wohin der Kaiser aufständige sizilianische Araber umgesiedelt hat", sagte ihr Begleiter.

"Wir werden auf Rat des Kaisers bald unseren Weg dorthin nehmen", sagte Hildebrand, „um den Aufbau der Stadt anzusehen und über Nacht zu bleiben.“

"So will ich euch drei von den Bogenschützen mitgeben, dann seid ihr unterwegs und in der Stadt geschützt", war die Antwort.

Am dritten Tag brachen sie früh auf, begleitet von den versprochenen Bogenschützen. Deren Pferde waren schlank und schnell, und sie machten sich eine Freude daraus, die Schar zu umkreisen, auszuschweifen und zurückzukehren oder von Zeit zu Zeit auf ein entferntes Ziel zu schießen. Selbst vorüberfliegende Vögel waren nicht sicher.

Als sie schließlich nach Lucera kamen, fühlten sie sich plötzlich wie in ein fremdes Land versetzt: Statt Kirchen erhoben sich Moscheen, die Häuser sahen fremdartig mit ihren geschwungenen Fensterbögen aus, und in den Straßen

erklang eine fremde, die arabische Sprache. Überall war eine emsige Tätigkeit zu beobachten. Die Reisenden wurden sorgfältig aber nicht unfreundlich beobachtet. Vor allem ihre Bogenschützen flößten Vertrauen ein, und es entspann sich mit ihnen durch Zuruf manches freundschaftliche Hin und Her.

Vor dem Haus ihrer Eltern hielten die Bogenschützen, die sich jetzt als Brüder herausstellten, einen Augenblick an, um zu zeigen, welche ehrenvolle Aufgabe ihnen zugefallen war. Die Eltern baten die Ritter abzusteigen und in ihrem Haus eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen. Fremde Süßigkeiten, die sie schon gestern kennen gelernt hatten, und eine Erfrischung mit einem Glas Wasser wurde ihnen gereicht.

Bald saßen sie wieder auf, um zu ihrer Unterkunft zu reiten, wo auch der Kaiser abstieg, wenn er Lucera besuchte. Freundlich wurden sie empfangen. Auch hier hatte der Kaiser ihre Ankunft angekündigt und die beste Behandlung befohlen. Sie erfuhren bald Genaueres über diese merkwürdige orientalische Stadt, in der sogar mitten im Christenland Ungläubige ihre Religion frei ausleben durften.

Freimütig wurde ihnen erzählt, dass sie auf Sizilien einen Aufstand gegen den Kaiser angestiftet hatten. Der Kaiser hatte den Aufstand rasch niedergeschlagen und sie zu Gefangenen gemacht. Nun sahen sie sich mit der Todesstrafe bedroht. Jammern und Klagen erhob sich vor allem unter den Frauen und Kindern. Finster mussten alle mit ansehen, wie ihre Häuser in Flammen aufgingen. So erwarteten sie das schlimmste Schreckensgericht. Als Gefangene wurden sie nach Catania gebracht, wo der Kaiser über sie richten wollte. In größter Angst mussten sie lange auf den Urteilsspruch warten, bis der Kaiser endlich erschien und ihnen statt "Tod oder Taufe" anbot, auf den festländischen Teil seines sizilianischen Reiches umzusiedeln. Die Beibehaltung ihrer Sitten und die freie Ausübung ihrer Religion wurden ihnen dabei zugesichert.

Wer hätte auf dieses Angebot verzichten wollen? Zwar lag eine lange Reise vor ihnen, aber der Kaiser rüstete sie mit allem Notwendigen aus und ließ sie von einer Schar Ritter und ihm ergebenen Bogenschützen begleiten. So gelangten sie schließlich hierher nach Lucera, dankbar ihr Leben und ihre Freiheit gerettet zu haben. Aus dieser Dankbarkeit wurden sie die treuesten Anhänger des Kaisers, und der scheute sich nicht, seine Leibwache mit jungen Männern aus Lucera zu bilden.

Natürlich besprachen unsere Reisenden sich, ob der Kaiser recht gehandelt hatte und ob nicht "Taufe oder Tod" nach dem christlichen Recht des Papstes zu fordern gewesen wäre. Hatte sich der Kaiser auch hier versündigt? Lange tauschten sie das Für und Wider aus, ohne zu einem sicheren Ergebnis zu kommen, das sie vor den Römern verteidigen konnten. Harald sagte nur immer: "Sie tragen doch menschliches Antlitz und sind von Gott geschaffen. Sie zu töten ist Sünde."

Andere entgegneten ihm: "Aber als Ungläubige werden sie nie ihre Seele vor den Qualen der Hölle retten können. Die Taufe gibt ihnen die Gewissheit der Erlösung."

Harald schwieg und dachte bei sich: "Woher kann ich diese Gewissheit haben? Kommt es nicht vielmehr darauf an, wie ich mein Leben führe?"

Zu seinem eigenen Erstaunen bemerkte er, wie er Gedanken wagte, die nicht der kirchlichen Lehre entsprachen. War er selber schon ungläubig und sündig geworden? Was war die Wahrheit? Eine Antwort war nicht leicht zu geben, doch konnte er nichts Unrechtes fühlen.

Von Lucera sollte es nun weiter nach Benevento gehen. Das waren für sie etwa drei Tagereisen. Auf dem Weg lagen einige Klöster, in denen sie sicher Unterkunft finden konnten. Die drei Bogenschützen freuten sich, als sie gebeten wurden, die Freunde noch bis Benevento zu begleiten.

Als sie am ersten Abend Unterkunft in einem Kloster fanden, fühlten selbst Harald und Thomas, die doch so sehr an das Klosterleben gewohnt waren, sich unbehaglich. Wie eng, dunkel und unbequem war alles! Wie bescheiden waren die Mahlzeiten! Und erst als die heilige Messe gefeiert wurde, kehrte in ihre Herzen wieder Friede ein. Ja, das war ihre Welt. In ihr fühlten sie sich als Christen zuhause. Die sarazenischen Bogenschützen konnten nicht anders, als über die Einfachheit des klösterlichen Lebens zu staunen. Wie viel heiterer und heller war ihre Welt! Und doch spürten sie etwas von dem Ernst und der tiefen Hingabe der Christen an ihren Glauben. Welche Opfer nahmen sie auf sich, um ihrem Gott zu dienen!

Am dritten Tag langten sie glücklich in Benevento an. Hier umging sie wieder der kaiserliche Prunk, den sie nun schon kannten und der ihnen nicht unangenehm war. "Kann ich Gott auch dienen, wenn mein Leib so vielen Genüssen ausgesetzt ist?" fragte sich Harald und mit ihm vielleicht manch anderer.

Harald wollte sich selber prüfen und verbrachte die Nacht kniend in innigem Gebet vor dem Altar der Kirche. Zuerst lebte er sich ganz in das Leben mit Abt Johannes hinein. Die Natur, das Kloster mit seinem Scriptorium, den bescheidenen Zellen und der ernsten Stimmung in der Kirche standen wie gegenwärtig um ihn herum. Der Gesang der Mönche, der Unterricht und die Ausflüge mit Thomas klangen und standen vor ihm. In tiefer Demut beugte er sein Herz vor der Heiligen Dreifaltigkeit und der Mutter Gottes und den frommen Männern und Frauen, die ihnen dienten.

Dann trat das Bild von Veronika vor ihn. Wie erwärmte sich sein Herz, als er ihre warme Liebe spürte. Wie sehnte er sich nach ihr, um ihre Nähe zu erleben und mit ihr in vertraulichem Gespräch beisammen zu sein! Flohen nicht Mönche und Nonnen in ihren Klöstern die Welt, in der Menschenliebe geschenkt und

empfangen wird? Nein, er liebte dieses entsagungsvolle Leben im Kloster. Hing es nicht von ihm ab, wie er Natur und Glauben in seinem Herzen vereinigen konnte?

Dann fühlte er wieder den Blick des Michael auf sich ruhen. Er gab ihm Gleichgewicht und Stärke. Nach der Frühmesse konnte er ruhig aufstehen und zum Frühstück mit seinen Genossen gehen.

Drei Tage blieben sie in Benevento. Die Pferde und sie selber brauchten Ruhetage. Die bisherigen Begleiter wurden mit einem Geschenk und Dank entlassen. Hei, wie jagten sie auf ihren arabischen Pferden davon, ungebremst durch den langsamen Tross. Spätestens am nächsten Tag wollten sie zurück in Lucera sein und bald darauf wieder in Foggia.

Nach diesen Ruhetagen, in denen Harald und Thomas das Schachspiel erlernten, das bald zu ihrer Lieblingsbeschäftigung in freien Stunden wurde, sattelten sie wieder auf. In vier Tagen hofften sie, Neapel zu erreichen. Sie erhielten reichlich Verpflegung mit, eine Karte mit möglichen Wegen und Unterkünften. Ein großes Gebirge lag vor ihnen. In den Tälern aber – so warnte sie ihr Gastgeber – drohe manche Gefahr. Entflohene Verbrecher, Gewohnheitsräuber, sogar verräterische Priester fänden dort für sich Verstecke. Er bot ihnen sogar Begleitung an, die sie aber nun im Vertrauen auf ihre eigene Kraft und dem nahen Ziel ablehnten.

Am Abend des nächsten Reisetages gelangten sie nach strengem Ritt in den Ort, der heute Monteforte Irpino heißt. Unterkunft fanden sie in einer Taverne, die sie leidlich versorgte und ihnen ein hartes Quartier bot.

Als sie am anderen Tag aufbrechen wollten, wiederholte der Wirt die Mahnungen, die sie schon vorher in Benevento gehört hatten: Der Weg durch das Gebirge sei gefährlich und erst kürzlich habe man von einer Reisegruppe nur noch die Leichname gefunden. Vor allem gebe es eine enge Schlucht, aus der bei einem Überfall kein Entrinnen möglich sei. Auch wisse man nicht, ob die Menschen des letzten Dorfes nicht mit den Räubern unter einer Decke steckten. Vor allem Hildebrand ließ sich die Verhältnisse genauer beschreiben und verlangte von den anderen, dass alle – außer Harald – ihre Waffen und Rüstungen überprüften.

Der Überfall

Bald kamen sie in das letzte ihnen genannte Dorf und hielten Rast in einer kleinen Wirtschaft. Der Wirt hieß sie willkommen und bot ihnen ein bescheidenes Mahl an. Der Preis war allerdings nicht bescheiden, aber da sie keine Wahl hatten, nahmen sie das Angebot an.

"Es kommen jetzt wenige Reisende hier vorbei. Das trifft auch mich hart. Man erzählt, dieser Weg durch das Gebirge sei zu gefährlich. So bleiben die Fremden fort."

"Könnt ihr uns Genaueres erzählen, worin die Gefahr besteht?" fragte German.

"Da wird euch unser Priester eher Nachricht geben können. Er bestattet die tot Aufgefundenen und kennt dadurch die Art ihrer Verletzungen. Wie ich hörte, gab es eingeschlagene Schädel, aber auch abgeschlagene Gliedmaßen. Mancher schien von herabstürzenden Steinen erschlagen worden zu sein."

"Könntet ihr uns nicht einen sicheren Weg führen, auf dem wir den Gefahren entgehen?"

"Das verhöte Gott!" sagte der Wirt erschrocken. "Es könnte mich mein eigenes Leben kosten!"

Wie von ungefähr trat der Priester zu den Reisenden hinzu, setzte sich an ihren Tisch und war nicht abgeneigt, sich zum Essen einladen zu lassen. Bis das Essen fertig war, sprachen sie viel miteinander. Vor allem wollte der Priester etwas von der Welt erfahren: Wo gab es Krieg? Wie standen Kaiser und Papst zueinander? Hatte dieser – wie man doch wusste – sündige Kaiser endlich sein Versprechen erfüllt, das Grab des Herrn von den Heiden zu befreien?

Während des Gespräches musterte der Priester aufmerksam jeden einzelnen von ihnen: Dass sie nicht gewöhnliche Reisende waren, zeigten nicht nur die Pferde und das mitgeführte Gepäck; auch ihre Sprache hatte trotz des fremden Dialekts einen vornehmen und edlen Klang.

"Was ist denn der Herren Ziel?" fragte der Priester nach einiger Zeit.

Hier ergriff Hildebrand sofort das Wort, damit nicht ein anderer unbedacht mehr als notwendig verriete. "Wie ihr wohl an unserer Sprache hören werdet, kommen wir weit aus dem Norden. Wir haben schon einen langen Weg hinter uns. Dank der Gastfreundschaft vieler Klöster sind wir mit unseren bescheidenen Mitteln bis hierher gelangt und wollen wenigstens versuchen, noch das schöne Neapel zu sehen."

So und ähnlich sprach er die ganze Zeit, so dass kein anderer etwas Genaueres über sie hätte sagen können.

Als das Essen schließlich beendet war, lud der Priester die Fremden in sein bescheidenes Pfarrhaus ein. "Mein Messwein ist nicht der schlechteste, und wenn ihr nichts dagegen habt, so lasst uns vor eurem Aufbruch damit noch ein wenig stärken."

Auch wenn die Mittagszeit schon längst vorüber war, willigten sie ein und begleiteten den Priester in sein Haus. Seiner Haushälterin befahl er, vom besten, ganz besonderen Messwein zu holen. Die Haushälterin nickte und kam bald mit einem Krug und sieben Bechern zurück, die sie in ihrer Schürze trug. Sie stellte alles auf einen Tisch vor dem Haus und schenkte ein. Der Priester sagte dann: "Ich darf mich mit einem Glas Wasser zufrieden geben, denn die Messe habe ich heute schon gelesen und da nur ganz wenige kamen, musste ich den Messwein selber austrinken. Alles muss in Maßen gehalten werden."

"So gebt auch mir vom reinen Quell, der den Berg hinabkommt. Durch ein besonderes Schicksal ist es mir nicht vergönnt, die Köstlichkeit des Weines zu genießen", sagte Harald,

Auch Hildebrand hielt sich zurück, roch etwas am Wein und rührte ihn nicht weiter an, wobei er Natan einen scharfen Blick zuwarf, der daraufhin unbemerkt den Becher auf den Boden entleerte. Den anderen war der Wein willkommen und sie tranken dem Priester dankbar zu.

Der Priester besprengte sie zum Abschied mit heiligem Wasser, indem er sagte: "Das sei zu eurem Schutz und Seelenheil."

Als sie schließlich aufgesessen waren, lenkte Harald sein Pferd neben das von Hildebrand und sagte leise zu ihm: "Wenn ich meinem Gehör vertrauen darf, so meinte er es nicht gut mit uns."

Hildebrand nickte und sagte: "Hast du auch beobachtet, wie sorgfältig er unsere Pferde musterte, um abzuschätzen, wie wehrhaft wir seien und welche Schätze das Gepäck bergen möchte?"

Hildebrand setzte sich nun an den Kopf des Zuges, bog nach kurzer Zeit vom Wege ab und hielt an einem geschützten Platz. Dort ließ er alle absitzen und befahl, die Rüstungen anzulegen, die Schwerter bereitzuhalten aber vor allem auch Pfeil und Bogen zur Hand zu haben. "Ich fürchte einen Überfall in der Schlucht. Sie werden es kaum auf einen offenen Kampf mit uns ankommen lassen, eher können sie uns aus Verstecken heraus mit Lanzen und Pfeilen treffen, oder sie können Steine auf uns herabwälzen. Zeigt der Fels einen Überhang, so haltet euch dort ganz eng an den Felsen. Außerdem wollen wir mindestens einen Abstand von 20 Pferdelängen voneinander halten. Wird einer von uns getroffen, so eilt nicht sogleich alle zu ihm, sondern findet heraus, woher der Pfeil, die Lanze oder der Stein kamen. Nur Harald soll in meiner Nähe bleiben!"

Da das Rüsten Zeit in Anspruch nahm, begann die Sonne deutlich zu sinken und Gottlieb fragte: "Sollen wir hier nicht über Nacht bleiben und auf den Morgen warten?"

"Die Nacht ist auch Schutz", sagte Hildebrand und unsere Pferde sind auch im Dunkeln gewohnt, ihren Weg zu finden. Ihr Instinkt leitet sie. Im Tageslicht bieten wir ein leichteres Ziel."

So beschlossen sie, trotz der beginnenden Dunkelheit ihren Weg fortzusetzen. Ehe sie sich aber wieder auf ihre Pferde schwangen, sagte Thomas, der Empfindsame: "Wartet noch einen Augenblick. Mir ist so schwindlig im Kopf, und es rumort in meinem Gedärm."

Kaum reichte die Zeit für ihn, die Rüstung zu lösen, als er sich übergeben musste und sich auch sein Darm entleerte. Nur wenig später ging es Gottfried, German

und Florian ähnlich. Ächzend saßen alle vier im Gras und hielten sich ihren Kopf, ihre schmerzenden Glieder und krümmten sich.

Schon als Thomas den Brechdurchfall bekam, war Natan an sein Packpferd getreten und hatte aus seiner Tasche einige Medikamente geholt, die er nun allen vieren anbot. An ein sofortiges Weiterreiten war nun nicht zu denken. Die Pferde wurden abgeladen. Wer konnte, behielt aber die Rüstung an und hielt seine Waffen bereit. Die Erkrankten fielen bald in einen tiefen Schlaf. "Es ist ein gesunder Schlaf", sagte Natan. "Weckt sie nicht!"

Die Pferde durften weiden. Die drei Gesunden hielten Wache. Ein Feuer wurde nicht entzündet. So sank, wie es im Süden ist, die Sonne rasch herab, und es wurde finstere Nacht.

Kurz vor Mitternacht erwachten die Erkrankten aus schwerem Schlaf, richteten sich auf und versicherten, sie seien nun wieder gesund. So leise als möglich wurde aufgepackt. Ehe sie aber aufbrachen, sagte Harald: "Lasst mich vorgehen. Ihr wartet, bis ich zurückkehre und euch berichte, was ich gefunden habe."

Er umwickelte seine Stiefel mit einigen Teilen einer Pferdedecke und machte sich auf den Weg. Nach einer Viertelstunde begann die enge Schlucht, von der man ihnen warnend erzählt hatte. Seine scharfen, nachtsichtigen Augen halfen ihm, Hindernissen auszuweichen. Als die Schlucht einen Knick machte, hörte er leise flüsternde Stimmen. Auch wenn er den Dialekt schwer verstand, bemerkte er bald, dass sie durch das Ausbleiben der Reisenden unsicher geworden waren. Sollte jemand sie gewarnt haben? Sollte die Wirkung des Messweins zu früh eingesetzt haben?

Aus einer dunklen Felsenecke belauschte er sie aus allernächster Nähe. Vor allem wollte er herausfinden, wie viele sie zu erwarten hätten und wie der Überfall vor sich gehen sollte.

Schließlich sagte einer: "Denkst du, wir werden mit ihnen fertig? Viele haben sie gewarnt, und sie haben Waffen und Rüstungen bei sich. Auch zwei alte erfahrene Kämpfer wurden uns beschrieben."

"Was nützen Rüstungen gegen Felsbrocken? sagte der andere. „Außerdem sind wir dreimal so viele wie sie! Und wen unsere Felsbrocken nicht treffen, den werden wir mit unseren Schwertern erschlagen oder mit den Lanzen durchbohren. Unser Vorteil ist, dass sie hier fremd sind und wir sie aus unseren Verstecken heraus angreifen werden.“

Harald hatte genug gehört, um sich ein Bild der Räuberbande machen zu können. Wie sollten sie am besten mit der Gefahr umgehen?

Plötzlich erinnerte er sich daran, wie er Ingrimms überwinden hatte. Er dachte: Menschen, die Böses vorhaben, haben Angst. Das täuscht ihr Verstehen. Soll ich

dies hier noch einmal anwenden? Würde das aber bei über 20 Gegnern gehen, die sich gegenseitig Mut zusprechen können?

Es reizte ihn, das zu probieren. So begann er damit, dass er sich ein ganzes Stück von den belauschten Räufern zurückzog. Dann begann er, das Rufen eines Käuzchens nachzuahmen, was er schon in seinem Kerkerturm geübt hatte. Das war offensichtlich ein verabredetes Zeichen der Räuber und er hörte, wie von oben und aus verschiedenen Höhen herunter gerufen wurde: „Kommen sie? Jeder auf seinen Platz!“

Weil aber kein Pferdegetrappel hörbar wurde und die Wächter, die Harald belauscht hatte, sagten, der Ruf sei nicht von ihnen, glaubten alle, es hätte wirklich ein Käuzchen gerufen. Nun begann Harald rasch hin- und herzugehen und die seltsamsten und unheimlichsten Töne auszustoßen: Mal gurgelte er wie ein Wasserschlund, dann krächzte er wie ein Rabe und ließ das Heulen eines Wolfs folgen. Dann begann er mit einem kleinen Felsstück gegen die Felswand zu schlagen und gebärdete sich wie jemand, der von Sinnen ist. Immer wüster trieb er es, bis er hörte, dass mehrere riefen: „Ein Gespenst! Maria und Joseph seid uns gnädig! Beschützt uns!“ Und dann: „Werft in Christi Namen Felsbrocken herab! Das wird den Unhold vertreiben!“

Vorsichtshalber lief Harald lautlos ein Stück der Schlucht zurück. Da hörte er schon, größere und kleinere Felsstücke auf dem Grund der Schlucht aufschlagen. Immer toller wurde es, bis sie auf einen Ruf anhielten. „Ist das Gespenst fort?“ fragte eine Stimme von oben.

Da Harald nur noch etwas wie einen fernen klagenden Ruf vernehmen ließ und dann sich still verhielt, glaubten sich alle gerettet, doch keiner wollte mehr die ganze Nacht in dieser furchtbaren Felsenöde verbringen.

„Gehen wir für heute heim, und lasst uns erforschen, warum uns die Beute entging.“

„Und was sagen wir, wenn uns die Schar der Männer begegnet?“ fragte einer.

„Was wir immer sagen: Wir kommen von der Waldarbeit auf der anderen Seite der Schlucht“, sagte Mann, der der Anführer zu sein schien. Sie zündeten Fackeln an und machten sich müde, enttäuscht und geängstigt auf den Weg.

Harald lief so schnell er konnte leise vor, rief allen Freunden zu, sich rasch und leise zu erheben und genügend Pferdestricke bereit zu halten. Er wollte sie noch einmal verwirren, und sie sollten jeden Einzelnen so rasch wie möglich fesseln.

Als bald darauf die Schar mit wenigen Fackeln näher kam, ließ Harald von einem Felsvorsprung wieder seine schaurigen Töne hören. „Löscht die Fackeln“, rief der Anführer erschrocken. Weil jeder glaubte, die Gefahr käme aus einer anderen Richtung, zerstreuten sie sich, so dass die hinter Bäumen und Sträuchern versteckten Ritter sie in der ersten schwachen Morgendämmerung einzeln greifen

und fesseln konnten. Ihre Schreckensrufe verwirrten die anderen nur umso mehr, weil sie glaubten, das Nachtgespenst habe sich ihrer bemächtigt.

Tatsächlich gelang es, die Schar der 22 Räuber zu überwältigen, ohne dass es zu einem Kampf kam.

Erst als es heller wurde, erkannten die Räuber, in welche Falle sie geraten waren. Nun begann der Anführer sich schimpfend zu beschweren: „Warum überfallt ihr ehrsame Waldarbeiter, die müde nach Hause zurückkehren?“

„Seit wann kehren Waldarbeiter am Morgen von ihrer Arbeit zurück?“ fragte Gottfried.

„Wir waren am Abend mit der aufgetragenen Arbeit fertig und haben noch ein wenig gefeiert. So wurde es recht spät, bevor wir aufbrachen“, log der Anführer.

„Das magst du dem Grafen erzählen, dem das Land jenseits der Berge vom Kaiser zum Lehen gegeben wurde“, sagte Gottfried.

Nun begann der Anführer zu bitten, man möchte sie doch endlich nach Hause gehen lassen; sie hätten noch gar nicht schlafen können in dieser Nacht. Das stimmte. Die Gründe waren aber andere als er glauben machen wollte: Sie hatten gewacht, um die Reisenden zu überfallen.

Allerdings war es auch mühsam, mit einer so großen Schar gefesselter Männer weiter zu ziehen. Leise besprachen sich Hildebrand und Harald, was sie weiter tun sollten. „Lass sie zuerst den versperrten Weg freiräumen, dann können wir die meisten nachhause schicken und nehmen nur den Anführer und zwei weitere mit“, sagte Harald. So zogen sie in die Schlucht hinein und befahlen, als sie an die von Steinbrocken gesperrte Stelle kamen, den Weg freizuräumen.

Wie sich sogleich zeigte, war das ein Fehler. Kaum hatte die Bande die Hände frei, begannen sie einige Felsbrocken gemeinsam beiseite zu räumen. Dabei flüsterten sie in ihrem unverständlichen Räuberjargon.

Plötzlich wendeten sie sich auf einen leisen Pfiff alle um, jeder mit einem schweren Stein in der Hand. Blitzschnell erfasste Hildebrand, der immer Wachsame, die Gefahr der Situation, sprang vom Pferd, riss das Schild vor sich und barg sich und Harald, der als einziger nur einen Lederwams trug. Er blutete schon stark. „Mir nach! Vorwärts mit den Schwertern“, rief er und kämpfte sich gegen den Steinhagel vor. Die anderen sprangen ihm bei. Thomas ergriff den verletzten Harald und versuchte ihn aus der Wurfweite der Räuber zu schleppen. Natan wich mit ihm zurück, damit er sich um den Verletzten kümmern konnte.

Zum Glück hatte Hildebrand darauf bestanden, dass alle außer Harald, der sich nicht an eine Rüstung gewöhnen wollte, ihre Rüstung anlegten. Das gab ein wenig Schutz, bevor sie die Schilde fassen konnten. Die getroffenen Pferde bäumten sich auf, wieherten laut vor Schmerz und versuchten auszubrechen. Es war ein fürchterliches Chaos von schreienden Menschen, Pferden und dem Schall der Waffen und der getroffenen Schilde.

German sprang als erster vor und streckte zwei nieder. Die anderen drangen nach und schlugen weitere nieder. Als die Räuber erkannten, dass sie es mit geübten und furchtlosen Kämpfern zu tun hatten, flohen die, die es noch konnten, geschickt wie Gämsen in einer schmalen Felsrinne hinauf.

„Fort!“ rief Hildebrand, der gleich die neue Gefahr, die von oben drohte, erkannte. „Wer rasch durchkommt, reitet vor und holt Hilfe. Wir anderen ziehen uns zurück!“ Gottfried, German und Florian konnten ihre etwas verletzten Pferde fassen und sie über die Steinbarrikade führen. Sie wussten, dass die gefahrenvolle Schlucht nicht allzu lang war und auf der anderen Seite Menschen zu finden waren.

Hildebrand blieb bei Harald, Natan und Thomas. Sie sollten nicht schutzlos sein. Kaum waren die einen nach vorne durchgekommen und die anderen in sicherer Entfernung, begann wieder ein Prasseln herabfallender Steine und Felsbrocken. Dabei töteten sie ihre verletzten Kameraden, unter denen auch ihr Anführer war. Unseren Reisenden konnten sie nichts mehr anhaben.

Harald stöhnte. Er hatte viel Blut verloren, weil ihn ein Stein am Kopf getroffen hatte. Thomas hob seinen Kopf an und hielt ihn in seinen Armen. Der Schädelknochen schien dem Stein standgehalten zu haben. Natan rief sein Pferd und entnahm der Satteltasche blutstillende Kräuter wie Schafgarbe und anderes. Er reinigte die Wunde, verrieb die trockenen Kräuter mit etwas Honig zu einem Brei und legte ihn auf. Die Ohnmacht bewahrte Harald vor zu starken Schmerzen. An ein Weiterreiten war aber nicht zu denken. Behutsam musste er von Natan und Thomas zum letzten Nachtlager getragen werden. Hildebrand gab Schutz hinter ihnen.

Die drei nach vorne durchgekommenen Reiter hatten Glück. Der Kaiser hatte vom Ort seines Halts in Castel San Giorgio, einer kleinen Burg, eine Gruppe seiner sarazenischen Bogenschützen Harald und seinen Begleitern entgegengeschickt, die sich im Gebirge genauestens auskannten und ihre Waffen meisterhaft beherrschten. Als sie Gottfried, German und Florian trafen, sagten diese: „Wir sind Begleiter des Fürstensohns Harald. In der Schlucht hat man uns überfallen und einige von uns übel zugerichtet. Bitte helft uns!“

„Reitet noch ein Stück weiter und haltet unsere Pferde. Es ist längst Zeit, dass dieser Teufelsbrut das schaurige Handwerk gelegt wird. Nur konnten wir bis jetzt niemanden anklagen. Lasst uns versuchen, sie noch in ihrem Räubernest oberhalb des Engpasses zu fangen.“

Nicht weniger geschickt als die Räuber kletterten sie Gämsen gleich die Felsen hinauf. Sie wussten, dass dort oben ein schmaler Steig bis zu dem Nest führte. Nach kurzer Zeit kamen sie in die Nähe und konnten sehen, dass das Nest noch besetzt war. Sie verbargen sich hinter Felsvorsprüngen. Nach Verabredung, wer

wen zum Ziel hat, surrten auf ein Zeichen fünf Pfeile und trafen... Ein sechster Pfeil traf den letzten Räuber, der aufsprang und fliehen wollte.

„Sind sie tot?“ fragte einer. „Jetzt oder am Galgen“, war die Antwort. „Sollen sich die Menschen aus dem Räuberdorf darum kümmern.“ Ja, so hart ging es früher zu.

Nach kurzer Zeit waren sie wieder bei den Wartenden mit ihren Pferden. „Nun müssen wir nach Harald und den anderen sehen“, sagte Gottfried. Sie werden unsere Hilfe brauchen. Sollten für Harald hier die Reise und auch sein Leben enden?

So ritten sie alle zurück durch die Schlucht, führten ihre Pferde über das Hindernis und ritten weiter bis zum Ausgang der Schlucht. „Ich denke, sie werden das letzte Nachtlager wieder aufgesucht haben. Im Räuberdorf zu bleiben, wäre zu gefährlich“, sagte Gottfried. So fanden sie bald die anderen wieder.

„Harald wird heute nicht mehr reiten können. Überhaupt wird er längere Zeit Ruhe brauchen“ sagte Natan.

Hildebrand fügte hinzu: „Dann bleiben wir in dieser Nacht hier und versuchen, morgen durchzukommen“, und zu den Pfeilschützen sagte er: „Mancher von uns ist von Steinen getroffen worden. Wenn ihr für uns die Nachtwachen übernehmen könntet, wäre das eine große Hilfe.“

Die Schützen willigten gerne ein und losten die Wachen unter sich aus. Harald stöhnte oft im Schlaf und stieß immer wieder etwas hervor. Einmal erwachte er. Natan, der in seiner Nähe war, hörte ihn sich bewegen. Er half ihm, sich zu erleichtern. Dann schliefen beide weiter.

Die Wachen berichteten, sie hätten in der Nacht immer wieder Frauenstimmen in der Schlucht rufen hören. Wahrscheinlich riefen sie nach ihren Männern. Am Morgen erscholl dann lautes Klagegeschrei: Sie hatten ihre Männer tot gefunden. Wäre Harald bei sich gewesen, er hätte mit den Frauen sicher mitgelitten. Wie würden sie nun ihr Leben weiter führen können? Was würde aus den Kindern werden?

Harald fieberte aber am Morgen hoch. Der Kopf drohte ihm zu zerspringen. Wie sollte es mit ihm weitergehen?

„Wir haben in unserer Burg eine Sänfte. Zwei von uns wollen sie holen. Dann kann Harald bei uns ruhen, bis er wieder gesundet“, sagte der Anführer der Bogenschützen.

Natan stimmte mit Sorgen zu. Was sonst hätten sie tun sollen?

Zwei kräftige Männer ritten zur Burg und kamen am Nachmittag mit der Sänfte wieder. Vorsichtig hoben sie Harald hinein, betteten ihn so sanft wie möglich mit Decken und gingen Schritt für Schritt ganz gleichmäßig durch die Schlucht. Als sie wieder ins Freie kamen, lag ein weites fruchtbares Land vor ihnen. Am

Abend erreichten sie schließlich die Burg, die sie nun schützend umschloss. Harald wurde auf einem weichen Polsterbett gelagert. Natan und Thomas blieben bei ihm. Zu ihrem Erstaunen trat bald ein Sarazene zu ihnen, der sich als Arzt vorstellte und sagte, er habe selber den Kaiser behandelt. Und nun schaute vor allem Natan mit der größten Verwunderung zu, wie der Arzt die Verbände vorsichtig öffnete, sie reinigte und einen Verband mit altem Rotwein und anderen Essenzen auflegte. „Haltet ihn möglichst ruhig, damit der Heilungsprozess gefördert wird“, sagte er.

Harald erwachte nicht, aber in seinem Delirium stöhnte er und rief manchmal einige Wörter, unter denen auch Veronika vorkam. Der Arzt machte ihm noch vorsichtig kalte Wickel um die Waden, um das Fieber zu senken, und empfahl, sie stündlich zu wechseln.

Die Nacht über wechselten Natan und Thomas sich mit der Wache neben Haralds Lager ab und halfen ihm, wenn es notwendig war. Einige Male schaute der Arzt herein, um nach Harald zu sehen. Er schien mit dessen Zustand zunehmend zuversichtlich zu werden. So vergingen einige Tage.

Teodora

Bald konnte eine Frau die Pflege übernehmen. Als sie zum ersten Mal an Haralds Lager trat, lag er dort mit geschlossenen Augen. Sie sprach ihn leise an. "Matilda!" rief er und öffnete die Augen. Aber ein anderes Gesicht schaute auf ihn. "Wer bist du?" fragte er.

"Ich werde dich pflegen, wenn du damit einverstanden bist. Aber warum nennst du mich Matilda?"

"Deine Stimme klang wie die meiner geliebten Matilda, meiner Amme", sagte Harald.

"Meine Schwester heißt Matilda und sie dient auf der Festung Hohenstein. Lange habe ich nichts mehr von ihr gehört und weiß nicht einmal, ob sie noch lebt. Unsereins kann ja nicht schreiben und lesen und alleine reisen können wir auch nicht."

"Sie lebt und hat mir mein Leben gerettet. Ohne ihren opfervollen Dienst läge ich nicht vor dir." Und nun begann Harald in Kürze sein Schicksal zu schildern. Zwischendurch fragte er: "Und wie heißt du?"

"Ich heiße Teodora", war ihre Antwort. "Von dir erzählt man in ganz Italien, aber dass du das Kind warst, ahnte ich nicht."

Harald ergriff ihre Hände und drückte sie so fest, wie seine Kräfte es ihm erlaubten. "Nun werde ich rasch gesund werden", sagte er, „aber warum siehst du so blass aus in deiner schwarze Kleidung?"

"Ich trage Trauer. Mein geliebter Mann starb vor drei Monaten.“

Harald beendete noch seinen kurzen Bericht. Dann fragte er: "Und was hat das Leben dir gebracht? Wie kommst du auf diese Burg?"

"Das ist eine lange Geschichte", erwiderte Teodora. "Unseres Kaisers Vater rief mich zu sich. Seine geliebte Gemahlin Konstanze hatte ihm einen Sohn geboren, den sie aber schon nach drei Monaten der Herzogin von Spoleto in Pflege gaben. Ich aber wurde die Amme des Kaisers und begleitete ihn bis nach Palermo. Als er dann heiratete, wurde auch ich hierher verheiratet. Gott schenkte uns fünf Kinder, von denen er aber drei wieder zu sich nahm. Viel Schmerzen habe ich dadurch erlitten, und nun rief er auch meinen geliebten Mann zu sich. Aber ich ahne, dass er mir in dir einen Trost gesandt hat. Jetzt habe ich wieder eine Aufgabe, die ich lieber als jede andere erfülle!"

Sie lächelten einander an. Auch Harald fühlte nach all den Schmerzen, die er in seiner Seele und an seinem Leib erlitten hatte, einen tiefen Trost, einen so nahen Menschen wie Teodora bei sich zu haben. Von Tag zu Tag besserte sich sein Zustand. Auch das Atmen wurde wieder leichter. Er hatte nämlich nicht nur eine Kopfwunde erhalten, sondern ein Stein hatte ihm auch eine Rippe gebrochen. Deshalb schmerzte jeder Atemzug. Erst als man ihn entkleidete, entdeckte Natan auch diese Verletzung. Hier konnte man nicht viel tun. Das Atmen schmerzte, bis die Rippe zusammenheilte.

Nach zwei Wochen endlich konnte Harald wieder für kurze Zeit aufstehen. Teodora führte ihn aus der Burg in den Garten, wo sie ihn zu einer stillen Schattenbank brachte. Diese Bank wurde nun ihr Lieblingsplatz. Natürlich besuchten ihn dort auch seine Freunde, und er hatte mit ihnen manches lange Gespräch. Mit Freude nahmen sie seine Genesung wahr. Wenn sie etwas darüber sagten, antwortete er nur: "Das ist alles Teodora zu verdanken!"

Als sie wieder einmal alleine waren, sagte Harald zu Teodora: "Du hast von deinem lieben Mann gesprochen. Auch ich liebe ein Mädchen. Es heißt Veronika und deine Schwester liebt sie wie wir alle. Wir haben uns schon das Eheversprechen gegeben, und so wird sie einmal meine Frau werden. Kannst du verstehen, wie mein Herz sich nach ihr sehnt? Wird sie sich auch nach mir sehnen?"

"Gewiss wird sie das, und ihr Herz wird sich oft zu dir wenden. Mancher sorgenvolle Gedanke wird zu dir in die Ferne gerichtet sein. Wie viele Gefahren bedrohen dich! Es wird keinen Tag geben, an dem sie nicht morgens und abends um dich betet und Gott um seinen Schutz für dich anfleht."

"Wie ich Veronika liebe, das weiß ich. Wie aber eine Frau ihren Mann liebt, das weiß ich nicht. Warum lieben sich überhaupt Mann und Frau?"

Teodora lachte etwas. Dann sagte sie: "Gott hat Adam nach seiner Erschaffung in zwei Menschen getrennt – in Adam und Eva. Vielleicht kommt von dieser Trennung, dass die Teile sich wieder anziehen und einander begehren. Sind wir denn ohne den anderen ein Ganzes?"

Am nächsten Tag kamen sie wieder auf die Frage von Mann und Frau zu sprechen. Harald fragte: "Warum dürfen dann aber Nonnen, Mönche und Priester nicht heiraten? Sie können dann doch kein Ganzes werden."

"Sie schenken ihre Kraft und ihre Liebe dem Herrn und Seiner Kirche und können dadurch auch etwas zum Heil aller Menschen beitragen."

"Aber sie betrachten die Vereinigung von Mann und Frau als Sünde. Kann denn, was aus Liebe geschieht, Sünde sein? Keiner von uns und keiner der Heiligen könnte ohne diese Liebe leben. Wir alle verdanken ihr unser Dasein!"

"Du fragst mich, was ich als einfache Frau nicht beantworten kann. Frage die Theologen, die Gelehrten oder einen Priester. Aber eines kann ich dir sagen, was notwendig ist, damit Mann und Frau glücklich miteinander leben können."

Und nun erfuhr Harald manches, was ihm als jungem Mann noch ganz fremd war und nur von einer Frau erfahren konnte.

So besprachen die beiden viele Lebensfragen in ihren vertraulichen Gesprächen. Dann geschah etwas, was einen tiefen Riss zwischen Teodora und ihn erzeugte: An einem der letzten Tage vor der Abreise brachte sie zur Bank ein geschmücktes junges Mädchen mit. "Soll sie dich lehren, was wir besprochen haben?"

Entsetzt erhob sich Harald: "Willst du mich betrügen? Lass uns einander nie wieder sehen!" Schmerzlich wurde sich Teodora bewusst, welchen Fehler sie begangen hatte. Nun aber war es zu spät.

Die Weiterreise

Fast vier Wochen blieben unsere Reisenden auf dieser Burg, machten auch kleinere oder größere Streifzüge, besprachen sich mit dem Burgherren über das bisher Erlebte und ließen sich über die Gefahren der weiteren Reise berichten. Der Burgherr bot ihnen eine Begleitung durch fünf Bogenschützen bis nach Neapel an, was sie nach den jüngsten Erfahrungen dankbar annahmen. So ging auch diese Zeit auf der gastfreundlichen Burg zu Ende. Nicht unbemerkt blieb, wie wenig Harald und Teodora noch mit einander sprachen, doch gab niemand dafür eine Erklärung ab.

Zu sagen ist noch, dass Natan kaum von der Seite des Arztes wich, wo immer er ärztlich tätig war, und das war auch bei den Menschen außerhalb der Burg. Brüche, Verbrennungen, Fieber, Durchfälle – für alles hatte der Arzt ein Mittel und sichere Handgriffe und Natan hatte nie mehr gelernt als in diesen wenigen Wochen.-

Natürlich war gar nicht daran zu denken, den Kaiser einzuholen, wie sie beim Aufbruch einmal gehofft hatten. Wo und wann sie ihn je wiedersehen würden, war ganz ungewiss.

Mit dem Schutz der Ritter und Bogenschützen gelangten sie sicher nach Neapel. Schon aus großer Ferne grüßte der rauchende Vesuv. Als sie dann die Stadt im

weiten Rund der Bucht von Neapel vor sich sahen, die satten grünen Pflanzungen der Orangenhaine, die reichen Felder, den weiten Strand, das in der Mittagssonne glänzende Meer und die im Dunst vorgelagerten Inseln, entrangen sich ihnen viele Ahs und Ohs. Wer hatte schon einen solch herrlichen Anblick von Fels, Wasser, Luft und Feuer, von fruchtbarstem Leben und menschlicher Schöpfung gesehen? Einer der Bogenschützen war Neapolitaner. Wie stolz und zufrieden war er, als er seine Heimatstadt so bewundert sah! Voller Stolz rief er: "Ja, es heißt: Neapel sehen und sterben!" Schließlich lösten sie sich von dem herrlichen Anblick und ritten in die Stadt hinab zur kaiserlichen Residenz.

Neapel

Der Kaiser hatte auch hier nicht auf sie warten können. Sie wurden zwar freundlich in dem kaiserlichen Palast aufgenommen, aber er war längst auf dem Weg nach Süden, um möglichst bald Palermo zu erreichen. Die Verhältnisse dort verlangten seine Anwesenheit.

Der Vesuv

So blieben unsere Reisenden auch nicht allzu lange in Neapel. Während die anderen die Stadt und ihre Umgebung erkundeten, stiegen so bald wie möglich Harald und Natan über Asche und Geröllfelder den Vesuv so weit hinauf, bis sie einen Blick in den Krater werfen konnten. In der Tiefe brodelte es feurig rot. Ist das das Höllenfeuer, von dem die Kirche spricht?“ fragte Harald.

„Lass uns sehen, ob der Höllenfürst uns die Ehre macht, einmal herauszuschauen!“ sagte Natan etwas spöttisch.

Harald schaute ihn erschrocken an: Wollte Natan Spott mit dem Ort ewiger Verdammnis treiben?

„Mich dünkt“, sagte Natan, als er den erschrockenen Blick von Harald sah, „wir bestatten doch die Leiber in der Erde. Dort zerfallen sie. Sie sind also gewiss nicht dort unten. Wenn aber nur die Seelen dem Höllenfürsten übergeben werden, dann müssen sie auch in einem Seelenfeuer die ewige Höllenpein – von der ihr Christen spricht - erdulden, denn Feuer wie dort unten kann Seelen nicht brennen. Lass uns lieber nach natürlichen Ursachen suchen, die uns die Glut verständlich machen. Den Ursprung der Hitze dort weiß ich nicht, aber wenn sie dort ist, muss sie so ungeheuerlich sein, dass sie das Gestein schmilzt, wie eine mäßige Wärme das Wachs. Gelingt es nicht auch den Glasmachern durch Zusätze von Buchenasche den Sand über dem Feuer zum Schmelzen zu bringen? Er ist dann ganz verwandelt, wie hier die uns bekannten Gesteine auf den Lavahalden verwandelt erscheinen?“

Harald hörte Natan sorgfältig zu. Ja, es war alles überzeugend, was er sagte. Aber durften diese gewaltigen Vorgänge mit dem Herstellen von Glas in einer Glashütte gleichgesetzt werden? Wie ein Menschenantlitz in seinen beweglichen

Zügen mehr ist als Haut und Muskeln, sondern lebendig die Seele zu uns sprechen lässt – ist, was die lebendige Erde uns in Wind und Sonne, Meer und Felsen, Quellen und Triften zeigt, nicht auch wie ein Wesen, das zu uns spricht? Und hier im Feuerschlund spricht es die gewaltige Sprache der Tiefen!

„Du magst das so sehen“, sagte Natan. „Ich halte mich an das, was ich beobachten kann!“

„Und kannst du nicht auch beobachten, was ein Antlitz spricht?“

Natan antwortete nicht, weil er keine rechte Antwort wusste.

Erkundungen in Neapel

Nach dem Besuch des Vesuv schritten sie noch viel in der Landschaft um Neapel umher, hörten wie der Vulkan oft lange Zeit schlief, dann aber wieder mit ungeheurer Gewalt ausbrechen konnte. Dann standen hohe Rauchwolken über ihm, oder es wurden Steine herausgeschleudert. Ja, unter dem von Asche und Tuffgestein bedeckten Land sollte eine ganze Stadt mit ihren Einwohnern begraben sein. Lange bewegte sie das Gehörte. Sie malten sich aus, wie es ihnen bei einer solchen Katastrophe ergangen wäre.

Die bunten und reichen Märkte erinnerten Harald nach der langen Krankheit wieder an Veronika. Diesmal übersandte er in ihr ein kleines, kostbares Büchlein mit Gedichten, in denen die Liebe gepriesen wurde. Veronika würde es immer noch nicht lesen können, aber alle Frauen in der fürstlichen Festung würden sich daran erfreuen. Eingehüllt in ein kostbares Kopftuch und wohl verpackt schickte er es ihr.

Wie immer interessierten sie die Heilmethoden und Heilpflanzen, welche in dieser Gegend verwendet wurden. Sie suchten die Menschen auf, die im Ruf standen, heilkundig zu sein, und erfuhren manches über die Besonderheiten der dortigen Heilmittel und deren Bereitung.

Manches aber, so wurde ihnen berichtet, hatten Kreuzfahrer aus dem Heiligen Land als Heilmittel und Heilmethoden mitgebracht, das sich in der Hand Kundiger schon sehr bewährt hatte. Sollte es nicht auch ihnen möglich sein, die Medizin zu verbessern?

Ein wichtiges Thema bewegte die Neapolitaner: Der Kaiser hatte 1224 nach dem Vorbild anderer Städte eine Universität in ihrer Stadt gegründet. Das brachte der Stadt und ihren Einwohnern große Ehre und zog viele Fremde an. Harald, Gottfried und Natan besuchten die Universität und fanden manches Ähnliche wie in Bologna. Der Kaiser brauchte Männer, die in Recht und Gesetzen gründlich kundig waren und mit denen er seine Pläne zur Umgestaltung seines Reiches verwirklichen konnte. Ein neuer Gesetzeskörper sollten dem Reich und seinen Menschen Frieden und Gerechtigkeit geben. Alle sprachen vom Kaiser mit großer Ehrerbietung, von seinen ungeheuren Kenntnissen und lobten seine nicht

käufliche Gerechtigkeit. Wenn nur der Papst besser verstünde, was er an ihm haben könnte!

Abends, wenn unsere Freunde sich trafen, gab es viel zu berichten. Jeder hatte andere Erfahrungen gemacht und erzählte so, als hätte gerade er das Wichtigste erlebt. So hatte zum Beispiel Thomas herrliche Kirchen mit schönen Gemälden besucht. Florian hatte Freundschaft mit einem Fischer geschlossen, der ihn über Nacht auf einen Fischzug mitnahm. Er hatte ihm viel über die Inseln, aber auch über die fürchterlichen Steilwände bei Sorrent erzählt. Schon unzählige Schiffe hatten dort ihren Untergang gefunden. Wenn der Wind zu schwach weht, treibt die Meeresströmung die Schiffe auf die Felsen zu, wo sie zerschellen. Niemand kann sich an den steilen Felsen retten!

Hildebrand hatte eine Waffensammlung besichtigen dürfen mit alten und neuen Rüstungen und Waffen. Gottfried hatte einen Gelehrten getroffen, der in enger Verbindung mit dem Kaiser stand und für ihn das künftig geltende Recht bearbeitete.

Von Neapel nach Sizilien (Palermo)

Es waren wunderbare Spätherbsttage in Neapel. Sobald sich aber eine Gelegenheit dazu ergab, der Einladung des Kaisers nach Palermo zu folgen, mieteten sie sich auf einem größeren Schiff ein, das trotz der späten Jahreszeit Sizilien zum Ziel hatte. Es war nicht leicht, die Pferde über eine Planke auf das Schiff zu bringen. Sie scheuten, und so mussten die Reisenden tatsächlich zwei von ihren Packpferden zurücklassen, weil sie gar nicht zu bewegen waren, die Planke zu betreten. Es fiel ihnen nicht allzu schwer, weil der Kaiser ihnen die schönsten arabischen Pferde für Sizilien versprochen hatte. Florian gelang es tatsächlich, sie zu einem guten Preis zu verkaufen. Darauf verstand er sich wie kaum ein anderer!

Als die mitgenommenen Pferde in ihren engen Boxen standen, das Gepäck verstaubt war und jeder einen Platz zum Schlafen gefunden hatte, wurden die Taue gelöst. Für Harald und Thomas war es – die Gondelfahrten in Venedig nicht mitgerechnet – die erste Seefahrt mit einem Schiff. Es wehte ein steifer Westwind, die Segel wurden von den Schiffsknechten gesetzt und das Schiff nahm rasch Fahrt auf. Das Boot begann in der Dünung sanft auf- und abzustiegen. Da eine Vollmondnacht vor ihnen lag und der Schiffer das Meer und die Fahrt nach Sizilien gut kannte, hatte er angekündigt, die Nacht durchfahren zu wollen. Die Männer standen lange beieinander und sahen den Hafen und die Stadt immer kleiner werden. Nur der Vesuv schien zu wachsen und überragte im hellen Mondlicht bald alles Menschenwerk.

Bald wurde von der Köchin, der Frau des Schiffers, eine erste köstliche Mahlzeit serviert. Da sie sich auf einen guten Preis für die Schiffer geeinigt hatten, war für die Versorgung auch gut vorgesorgt.

In der mond hellen Nacht fuhren sie an der Amalfi-Küste entlang. Hier und da leuchtete ein Feuer herüber. Nur Hildebrand, der Erfahrene, legte sich zum Schlafen nieder. Unter ihnen lagen viele hundert Faden Wasser – unergründlich! Würde das Schiff sie sicher tragen, das doch selber so schwer war? Warum wurde es im Wasser leicht? Eine ganze Weile besprachen sich Natan und Harald darüber, konnten die Frage aber nicht sicher beantworten. Wollte das Wasser das Schiff aus sich ausstoßen? Sog die Luft es nach oben?

Am 10. Tag ließ der Wind nach. Ruhig schaukelte das Schiff auf den schwachen Wellen. Die Männer versorgten die Pferde, sprachen über ihre Erlebnisse auf der Reise, oder die Älteren – allen voran Hildebrand, aber auch Gottfried und German – erzählten von ihren früheren Abenteuern. Der Erzählstoff nahm kein Ende!

Dann fragten sie auch den Schiffer und seine Frau nach Sizilien und besonders nach ihrem Ziel, Palermo: „Wie wohnt der Kaiser dort? Stimmt es, dass es dort Sarazenen gibt, die sich frei bewegen dürfen, mit den Christen friedlich zusammenleben und mit denen der Kaiser sogar zusammenarbeitet?“

In leuchtendsten Farben beschrieben die Schiffersleute den Kaiser und seinen Hof. „Ihr werdet manches Wunder dort sehen. Haltet Augen und Ohren auf, dass euch nichts entgeht!“

Der Schiffsbruch

Der Schiffer und die Schiffsknechte nutzten die Meeresstille, um auszuruhen. „Niemand weiß, wie lange eine solche Ruhe anhält, und dann ist plötzlich gar keine Zeit mehr zum Ausruhen“, sagten sie.

Gegen Abend schaute der Schiffer besorgt an den Himmel im Westen. Eine schwarze Wand begann sich aufzubauen. Bald begann auch der Wind wieder zu wehen. Sollten sie einen Hafen aufsuchen? Der Schiffer führte das Schiff näher ans Land und sah sich nach einem Hafen oder wenigstens einer geschützten Bucht um. Dann ging alles sehr schnell: Der Himmel wurde schwarz. Die ersten Blitze zuckten. Der Schiffer befahl, die Segel bis auf ein kleines einzuholen. Da er keinen Hafen fand, wollte er sich nicht zu sehr der felsigen Küste nähern, denn an ihr konnte das Schiff nur allzu leicht zerschmettert werden. So blieb er auf dem offenen Meer und spähte nach einer Insel, in deren Windschatten er etwas geschützt wäre.

Die Wellen wuchsen, und bald spritzte Wasser bis aufs Deck. „Geht unter Deck, dass ihr nicht fortgespült werdet“, rief er den Reisenden zu.

Im Heulen des Gewittersturms, dem Ächzen der Planken und dem anschlagenden Wasser fühlten sie plötzlich, wie sehr der Blick auf das freie Meer und die frische

Luft ihnen geholfen hatten, der Seekrankheit zu entgehen, von der sie gehört hatten. Elend standen sie jetzt an einem Halt oder lagen auf ihrem engen Lager. Das ganze herrliche Wunder der Meerfahrt war verflogen. Elend hatte alle ergriffen und, was sie gegessen hatten, konnten sie nicht mehr bei sich behalten. Die Luft war schrecklich: Es stank von Erbrochenem und Kot.

Harald und Hildebrand gingen zu den Pferden, die auf dem schwankenden Boden keinen Halt finden konnten, und versuchten sie, obwohl es ihnen selber jämmerlich zumute war, zu beruhigen. Das gelang ihnen besser als erwartet, und sie merkten, dass die Sorge um die Pferde ihnen selber half.

Plötzlich hörten sie von oben ein lautes Rufen und gleich darauf ein fürchterliches Krachen. Nun ließ sich Harald nicht halten. Er stieg nach oben und öffnete die Luke. Gleich schlug ein Wasserschwall ihm ins Gesicht. Er schloss die Luke für einen Augenblick, dann stemmt er sie auf und trat heraus. Was er im Toben der Elemente sah, waren ein gebrochener Mast, Takelage auf dem Deck und den Schiffer verletzt am Boden. Laut rief der Schiffer: „Wir sind verloren! Mutter Gottes hilf!“

Jetzt war Harald wieder Fürstenson, der schaute, erfasste und handelte: Am Takelwerk des gebrochenen Mastes entlang kämpfte er sich zur Luke nach unten und rief hinunter: „Kommt alle heraus! Hier werden eure Hände gebraucht!“

Dann kämpfte er sich zum Schiffer durch, der hilflos neben seinem Steuer lag. „Dreht den Bug in den Wind, wenn ihr könnt!“ rief der. Dann schien er das Bewusstsein vor Schmerzen verloren zu haben.

Harald sah sich um. Glänzte dort nicht ein Stück heller Sandstrand? Mit aller Macht richtete er das Steuer dorthin und nicht lange, so knirschte der Kiel auf dem Sand. Sie waren gerettet, auch wenn das Meer noch toste.

Als der Sturm nachließ, brauchten die Wellen noch lange, bis sie sich halbwegs beruhigten. Alle waren sicher an das Land gelangt. Sie sammelten Holz und entfachten ein großes Feuer, um sich zu trocknen und zu wärmen. Natan kümmerte sich mit seinen geschickten Händen um den Schiffer. Er verband eine blutende Kopfwunde, fand, dass ein Arm gebrochen war und band das gebrochene Glied an ein Holz und lagerte ihn so, dass der Schmerz geringer wurde.

So rasch wie das Gewitter gekommen war, endete es wieder. Die Sterne wurden sichtbar. Was sollten sie tun? Harald und Thomas kletterten wieder auf das Schiff, um nach den Pferden zu sehen. Sie waren unverletzt, aber nervös. Es war aber auch kaum möglich, sie hier sicher vom Schiff zu holen. So versorgten sie die Tiere, so gut sie konnten und sprachen ihnen beruhigend zu.

Als die Sonne nach dieser Schreckensnacht wieder aufging, stiegen die Schiffsknechte mit Florian und Gottfried so hoch, wie sie nur konnten. Von dort sahen sie in der Ferne eine kleine Stadt und einen Hafen liegen. "Das ist San

Marco!", rief einer der Schiffsknechte. "Wenn wir dorthin gelangen können, werden wir Hilfe finden!"

Sie stiegen hinab und besprachen sich mit dem Schiffsherrn, der wieder zu sich gekommen war. Der schlug vor, das Boot des Schiffes ins Wasser zu lassen und nach San Marco zu rudern. So geschah es. Vier Schiffsknechte setzten sich je an ein Ruder. Harald, Florian und die Frau des Schiffsherrn fuhren mit, um Hilfe zu suchen.

Als sie nach drei Stunden gelandet waren, führte die Frau sie zu einer kleinen Werft, dessen Besitzer sie von Ausbesserungsarbeiten, die sie dort hatten machen lassen, kannten. Sie wurden mit fragenden Blicken begrüßt: Wo kamen sie mit einem Ruderboot her? Die Frau begrüßte ihn als Bekannten und beschrieb ihm, wie es ihnen im letzten Unwetter ergangen war: Das Schiff sei gestrandet, der Mast gebrochen, ihr Mann verletzt und sie nur mit Glück errettet worden. "Was denkt ihr, was ich für euch tun kann?" fragte der Werftbesitzer.

"Wenn ihr ein großes Ruderboot und genügend Männer dafür findet, so werden wir bei Flut wohl das Schiff freiziehen können, und dann können wir es zu euch bringen", sagte die Frau. Und so geschah es. Der Werftbesitzer rief seine Arbeiter zusammen; sie setzten sich in ein Boot mit acht Rudern und gemeinsam gelangten die beiden Boote zur Unglücksstelle. Der Schiffer und der Werftbesitzer begrüßten sich als alte Bekannte. "Ihr hattet Glück im Unglück", sagte der Letztere. "Dies ist eine der wenigen Sandbuchten auf eine lange Strecke. An den Felsen wäre das Schiff zerbrochen. Ich denke, dass ich es in meiner Werft wiederherstellen kann."

Sie spannten Seile vom Heck des Schiffes zu den beiden Booten und warteten auf die Flut. Wer nicht am Ruder saß, schob mit aller Kraft vom Land aus – und es gelang, das Schiff frei zu bekommen! Notsegel wurden gespannt und sie konnten sogar die Ruderboote ins Schlepptau nehmen. So gelangten sie schließlich nach der Havarie glücklich zur Werft. "Wenn deine Leute alle mit anfassen, könnt ihr schon in einer Woche wieder aufbrechen", sagte der Schiffszimmermann.

Natan hatte sich inzwischen nach einem Arzt erkundigt. Ein Genosse seines Stammes hatte nicht weit vom Hafen seine Praxis. Mit dem Schiffsherrn ging er mit langsamen und vorsichtigen Schritten dorthin und bat, den Verletzten zu untersuchen und ihm zu helfen. Gemeinsam versorgten sie nun den Patienten, besprachen sich über die verschiedenen Heilmethoden und wie der Bruch am besten geschient werden könnte. Unter ihren geschickten Händen, der Ruhe, die sie ausstrahlten und der Wirkung der Kräutersäfte, die sie ihm gaben, kam der Schiffsherr wieder zu Kräften und Lebensmut. Schließlich verlangte er nach Nahrung, die der Arzt ihm gerne bereiten ließ. Der Schiffsherr dankte mit einer

guten Entlohnung und machte sich mit Natan mit nun schon viel sichereren Schritten auf den Weg zurück zu seinem Schiff.

Dort waren alle Hände beschäftigt: Nachdem das Schiff angelegt hatte, brachten unsere Reisenden zuerst die Pferde von Bord und landeinwärts zu einer Weide, dessen Besitzer gegen ein geringes Entgelt gerne die Pferde dort weiden ließ.

Die Schiffszimmerleute berieten, ob der Mast auszubessern oder zu ersetzen sei. Der Schiffer bestand auf einem neuen Mast, der glücklicherweise in der richtigen Länge und Stärke sich im Holzlager befand.

Nun begann ein Hämmern, Zurechtschlagen, Einpassen, Taue spannen und was es alles zu tun gab. Jede freie Hand half mit, und doch dauerte es sieben Tage, bis sie wieder ablegen konnten. Wasser, Proviant und Futter für die Pferde wurden neu aufgenommen. Als schließlich ein günstiger Wind wehte, zogen sie die Segel auf und verließen San Marco. Ein erfahrener Schiffsknecht übernahm das Steuer, und gelegentlich durfte sogar Harald den Kurs bestimmen. Der Schiffsherr blieb die meiste Zeit an Deck und half zu navigieren, die Segel richtig setzen zu lassen und Untiefen zu vermeiden. Wenn alles günstig verlief, hofften sie in zwei Tagen in Amantea zu sein und nach vier weiteren Tagen schließlich Palermo zu erreichen. Und dies gelang glücklicher als erwartet.

Sizilien

Mit welcher Erwartung blickten unsere Reisenden der Kaiserstadt entgegen! Als sie schließlich vertäut im Hafen lagen, wurden die Menschen und Pferde sicher an Land gebracht. Sie verabschiedeten sich von den Seeleuten herzlich. Das Unwetter und das Unglück hatten sie verbunden. Sie gaben dem vereinbarten Preis jedem noch etwas hinzu, so dass der Abschied ihnen in guter Erinnerung blieb.

Dann fragten sie nach der kaiserlichen Residenz und ein kleiner schwarzhaariger Junge erbot sich, vor ihnen her zu laufen, ihnen Platz zu schaffen und den Weg zu zeigen. Das Platzschaffen, war wichtiger als sie geahnt hatten, denn die engen Straßen waren übervoll, und hätte der Junge nicht manchmal einen Umweg genommen, wären sie mit ihren Pferden einfach stecken geblieben. Schließlich erreichten sie den Palast, saßen ab und ließen sich melden.

Ein herzlicher Empfang

Bald kam ein freundlich dreinblickender Mann, der sich als Landolfo vorstellte, den Kaiser für den Moment entschuldigte und sie mit einigen Dienern in fürstliche Gemächer geleitete. Sie sollten zur Zeit des Sonnenuntergangs hinaufkommen und mit dem Kaiser den Abend verbringen. Die Pferde wurden von Dienern versorgt. Gewiss war ihre Pflege ihnen genauso ungewohnt wie den Menschen die warmen Bäder mit duftenden Ölen, die Diener, die ihnen behilflich waren, und die kostbaren Seidenkleider, die sie erhielten. Wie mussten sie über

einander lachen, als sie sich in Schnabelschuhen und bunten Seidenkleidern als Sarazenen sahen. Nur der Krummdolch fehlte noch.

Zur vorgegebenen Zeit holte ein Diener sie und führte sie hinauf in den Saal, wo der Kaiser oft die Abende verbrachte. Trotz der Winterzeit wehte ein lauer Wind vom Meer. Selbst hier oben plätscherten Springbrunnen, und Mahlzeiten waren auf niederen Tischen bereitet. Weiche Kissen dienten als Sitze.

Bald kam der Kaiser hinzu, begrüßte sie als alte Bekannte und ließ sich von der Reise erzählen. Von dem Überfall hatte er schon vernommen und die Strafe an den Räubern und ihrem Dorf vollstrecken lassen.

Sie ergänzten noch mit einem kurzen Bericht über den Schiffsbruch. Als Hildebrand von der geistesgegenwärtigen Rettung durch Harald berichtete, schaute der Kaiser anerkennend zu ihm. Solche Männer hielt er für tauglich zu höheren Diensten!

Dann wandte sich das Gespräch den Verhältnissen in ihrer Heimat Oberitalien zu. Der Kaiser ließ erkennen, welche Sorgen ihm die selbstbewussten oberitalienischen Städte bereiteten – allen voran Mailand und der Lombardenbund. Erst im vergangenen Mai hatten sie die Abhaltung eines Reichstags in Cremona verhindert. Der Kaiser brauchte im Norden Italiens verlässliche Streiter, die auf seiner Seite standen.

Sorgfältig erkundigte er sich nach den Verhältnissen in den Städten, die sie besucht hatten, und wie man sie als „Kaiserliche“ empfangen hatte. Er prägte sich das Gehörte ein, und man konnte sicher sein, dass er kein Detail je wieder vergaß.

Jetzt aber war das Denken des Kaisers auf den lange zugesagten und immer wieder verschobenen Kreuzzug gerichtet. Noch im Jahr 1227 sollte der Zug aufbrechen. Dafür brauchte er treue Kämpfer; manchem papstreuen Orden und Ritter war nicht zu trauen.

Viele Themen sprachen sie an diesem ersten Abend an. Für Harald und seine jüngeren Freunde war vieles nicht ganz verständlich, doch vor allem aber der alte Hildebrand und Gottfried wussten, wie viel für den Kaiser mit diesem Kreuzzug auf dem Spiel stand. So verstanden sie auch sein Werben um Teilnahme.

Damit endete dies Gespräch für heute. Der Kaiser wandte sich Gelehrten zu, mit denen er eine wissenschaftliche Frage zu besprechen begann – ob die Erde eine Kugel oder eine Scheibe sei; ob, wenn die Erde eine Kugel ist, nicht die Menschen auf der Unterseite auch mit dem Kopf nach unten hingen. Wie könnten sie so leben? Warum fielen sie nicht in die Leere unter ihnen? Viel Scharfsinn brachte der Kaiser auf, die Argumente der einen oder anderen Seite – Kugel oder Scheibe – zu befragen. Harald wusste gar nicht, dass man solche Fragen stellen konnte. Der Abt hatte in seinem Unterricht immer nur berichtet,

was die Kirche lehrte. Nie wurde diese Lehre infrage gestellt. War ein so freies Fragen nicht gefährlich? Was hätte Abt Johannes dazu gesagt?

Bei allen diesen Gesprächen wurden von Dienerinnen immer wieder süße Früchte gereicht und kühle Getränke angeboten. Bevor man zur Nachtruhe ging, traten noch Tänzerinnen auf, die zu süßer Musik sich leichtfüßig wie Elfen zu bewegen schienen. Harald und nicht nur ihm begann zu schwindeln. War er nun doch in Klingsors Reich geraten? Wie passten das ernsthafte Wahrheitsstreben in den Gesprächen mit den Gelehrten und diese verführerischen Reize zusammen? Kurz entschlossen erhob sich Harald, gab seinen Gefährten einen Wink, und sie verabschiedeten sich vom Kaiser.

Harald durchstreifte während der nächsten Tage Palermo und ritt mit seinen Freunden hinauf nach Monreale, mit dem wunderbar durch Mosaike und Bilder geschmückten Dom. Ein Händler bot kleine Mosaike mit Nachbildungen der großen Mosaike im Dom an. Harald kaufte die schönsten von ihnen, wickelte sie in ein kostbares Tuch und sandte sie zu Veronika. Wie lange würden sie wohl unterwegs sein? Und würden sie Veronika wohlbehalten erreichen?

Erst nach drei Tagen konnte der Kaiser sie wieder empfangen. Er fragte nach Haralds Absichten für die nächste Zeit und seine weiteren Zukunftspläne. Harald hob vor allem sein großes Interesse an den Wissenschaften und gelehrten Disputationen hervor. Wie ließen sich solche schwierigen Fragen wie die nach Scheibe oder Kugelform der Erde überhaupt beantworten?

Der Kaiser lächelte: „Ob wir sie endgültig werden beantworten können, weiß ich nicht. Sicher ist aber, dass wir keine Antwort finden können, wenn wir nicht fragen.“

Das leuchtete Harald sofort ein und er wagte eine Überlegung auszusprechen, die er in der Nacht angestellt hatte: „Wenn die Erde eine Kugel ist, muss sie alles, was auf ihr ist, so festhalten, wie wir es erleben. Niemand fühlt also, dass er mit dem Kopf nach unten hängt.“

Dieser Gedanke faszinierte den Kaiser und er sagte: „Ich will deinen Gedanken in meinem nächsten Disput erproben. Da du aber Interessen an den Wissenschaften zu haben scheinst, rate ich dir, gründlich die arabische Sprache zu erlernen. Ich will euch einen Gelehrten begeben, der euch nicht nur die Sprache, sondern auch die Wissenschaften lehrt. Ihr ahnt vielleicht gar nicht, was wir Christen von den Muslimen lernen können.“

Da mischte sich Natan bescheiden ein: „Ja, das habe ich schon in der Behandlung von Harald durch einen eurer arabischen Ärzte auf Castel San Giorgio erlebt. Gestattet mir, das Arabische mit der medizinischen Kunst bei einem eurer Ärzte zu studieren.“

Dem stimmte der Kaiser gerne zu, ließ einen arabischen Gelehrten und einen Arzt rufen und bat sie, sich der neuen Schüler mit Fleiß anzunehmen.

Als die anderen erlebten, wie gnädig der Kaiser ihre Wünsche erfüllte, wagten auch sie, Bitten auszusprechen.

Hildebrand bat, die genauen Gründe des furchtbaren Scheiterns des letzten Kreuzzugs mit einem der Sieger besprechen zu dürfen. Gottfried hatte von der neuen Rechtsprechung des Kaisers gehört und bat, von einem Kenner der Gesetze über die Absichten und bisherigen Erfolge unterrichtet zu werden. German wollte die Waffen- und Kampftechnik der Araber studieren. Thomas bat, das Leben der Christen in Gemeinschaft mit den Muslimen genauer kennenlernen zu dürfen und Florian wollte sich mit den Handelsbeziehungen zwischen Ost und West befassen. Der Kaiser willigte in alles ein und berief Begleiter für jeden von ihnen. „Ihr seid ja ein ganzer Kosmos von Interessen“, lachte er. „Zuerst dachte ich, ihr wolltet wie manche Ritter nur Abenteuer erleben. Studiert so viel ihr könnt. Jeder von euch wird mir dann umso nützlicher sein können.“

Zum Weihnachtsfest wurde der 32. Geburtstag des Kaisers gefeiert, doch davon erzählen wir besser nicht.

So begann für unsere Freunde mit dem Jahr 1227 die eigentliche Studienzeit der arabischen Kultur. Was hatten sie sich nicht alles an jedem Abend zu erzählen! Jeder hatte etwas anderes gelernt und versuchte, so viel wie möglich seinen Kameraden davon mitzuteilen. Bald waren sie auch des Arabischen soweit mächtig, dass sie vereinbaren konnten, nur noch Arabisch mit einander zu sprechen, wenn sie unter sich waren.

Als das Jahr fortschritt, hatte der Kaiser mit der Vorbereitung des schon dem vorangehenden Papst Innozenz III. zugesagten Kreuzzugs zu tun. Am 18. März starb Papst Honorius, der Nachfolger von Innozenz III. Sein Nachfolger wurde der greise Gregor IX.

Im Sommer sollten sich die Kreuzfahrer und Pilger zur Einschiffung im Hafen von Brindisi versammeln. Hermann von Salza, der Großmeister des Deutschen Ritterordens, war dem Kaiser dabei die wichtigste Hilfe.

Als der Abfahrtstermin nahte, waren auch die sieben Freunde bereit, mit für die Befreiung des Grabes Christi und der anderen heiligen Stätten zu streiten. Sie reisten in Begleitung eines kleinen kaiserlichen Heeres in Richtung Brindisi. Doch auf halbem Wege erreichte sie die Schreckensnachricht: Eine schwere Seuche war im Lager des Kreuzzugsheeres ausgebrochen. Selbst der Kaiser erkrankte und musste den Kreuzzug wegen der schon zehntausenden von Toten und seinem eigenen Zustand absagen. Er hatte keine andere Wahl.

Harald und seine Freunde kehrten zurück nach Palermo. Der Kaiser suchte auf Rat seiner Ärzte die kleine Hafenstadt Pozzuoli in der Nähe von Neapel auf, das durch den dampfenden Vulkan Solfatara, dem größten der phlegrätischen (brennenden) Felder bekannt ist. Hier gelang es ihm tatsächlich mit Hilfe der

heißen Schwefelbäder die für so viele Menschen tödliche Krankheit zu überwinden.

An den Papst sandte er eine Delegation, um die Umstände der Verzögerung darzustellen. Gregor IX. lehnte einen Empfang der Delegation ab und sprach am Michaelstag, dem 29. September, über dem Kaiser den Bann aus. Er sei wortbrüchig und wolle nur zu seinem sündigen Wohlleben zurückkehren. Damit wurde der Kaiser von allen heiligen Sakramenten ausgeschlossen. Der Kaiser reagierte besonnen und ließ sich durch den Bann nicht abhalten, für das nächste Jahr 1228 erneut zu einem Kreuzzug aufzurufen. Im April regelte er auf einem Hoftag in Barletta die Verwaltungsfragen für die Zeit seiner Abwesenheit und ordnete testamentarisch die kaiserliche Nachfolge für den Fall seines Todes im Heiligen Land. Ende Juni liefen dann 40 gut gerüstete Galeeren von Brindisi aus – mit den sieben Freunden, von denen hier berichtet wird.

Im Heiligen Land

Karte Östliches Mittelmeer



Nach einem längeren Aufenthalt in Zypern erreichten sie am 7. September 1228 Akkon, die Hauptstadt des kleinen Königreiches Jerusalem, das aber Jerusalem selbst an Saladin verloren hatte. Jubelnd wurden die Ankömmlinge begrüßt. Bald aber begann wieder das Gift des Zwistes unter den Christen zersetzend zu

wirken. Besonders die Johanniter und Templer fühlten sich zum Gehorsam dem Papst gegenüber verpflichtet, sodass sie den Gebannten nicht unterstützen wollten.

Für unsere Freunde entwickelte sich eine schwierige Lage. Durch ihre Empfehlungsschreiben hatten sie bei den Templern eine freundliche Aufnahme gefunden. Sie waren aber mit dem Heer des Kaisers gekommen und fühlten sich ihm auf das Engste verbunden. So mussten sie sich fast täglich die entgegengesetzten Urteile über den Kaiser anhören. Der Kaiser ließ zwar Burgen früherer Kreuzfahrer wieder aufbauen, aber zu einem Kampf gegen die Truppen des Sultans von Ägypten Malik al Kamil ließ er es nicht kommen. Stattdessen schickte er Gesandtschaften mit reichen Geschenken, die dem Sultan seine Freundschaft versicherten. Der Sultan antwortete mit noch reicheren Geschenken. War das Verrat an seiner Aufgabe?

Als dann der Winter hereinbrach, konnten die Versorgungsschiffe aus Sizilien Akkon nicht mehr erreichen. Krankheit und Hungersnot brachen aus – und der Kaiser saß in seinem Zelt und tauschte über den Emir Fahr ed-Din freundliche Botschaften, Geschenke und theoretische Fragen mit dem Sultan aus! Er sah ihn und seine Gesandten nicht als Feinde an, sondern behandelte sie wie seine Freunde.

Weihnachten in Bethlehem und Jerusalem

Als das Weihnachtsfest 1228 nahte, baten viele aus dem Kreuzzugsheer, die heiligen Stätten in Jerusalem und Bethlehem besuchen zu dürfen. Friedrich wandte sich mit der Bitte an den Emir Fahr ed-Din, den der Sultan zum Führer der Gesandtschaften gemacht hatte. Dieser gelehrte und erfahrene Mann hatte den Kaiser schon in Foggia besucht, und in vielen gelehrten Disputen hatten sie sich anerkennen und schätzen gelernt.

Es wurde vereinbart, dass 50 unbewaffnete Männer aus dem Heer der Kreuzfahrer als Pilger über Weihnachten nach Jerusalem und Bethlehem unter der Leitung oder dem Schutz arabischer Begleiter ziehen durften. Unter ihnen waren auf ihre Bitte Harald und Thomas. Die Pilgerreise wurde so eingerichtet, dass sie am 24. Dezember 1228 in Bethlehem eintrafen. Mit welcher Scheu und tiefen Verehrung stiegen sie in der Geburtskirche in die Grotte hinab, in der Maria den Herrn gebar. Die Nacht zum Weihnachtstag verbrachten sie dort mit Gebeten und Gesängen in tiefer Andacht.

Nach einem Ruhetag zogen sie nach Jerusalem, um in der Grabeskirche zu beten. Es schien aber, dass sie nicht willkommen waren. Als der lateinische Patriarch Gerold von Jerusalem hörte, dass eine Gruppe aus dem Kreuzfahrerheer kommen wollte, stieß er die schlimmsten Verwünschungen gegen den Kaiser aus: „Er wagt es, unter dem Kirchenbann einen Kreuzzug zu unternehmen. Wer ihn darin unterstützt, ist dem Zorn Gottes verfallen und kann auf keinen Sündenablass

hoffen, wie die heilige Kirche sie sonst Pilgern gewährt. Statt das eigene Blut im Kampfe dort zu opfern, wo Christus selber das seine für uns opferte, lässt dieser Antichrist sich mit den Ungläubigen ein, um sein behagliches Wohlleben nicht opfern zu müssen!“

Erschüttert erlebten diese und andere Pilger den Zorn des lateinischen Patriarchen. Wie sollten sie darüber denken? War nicht hier Christus gestorben, um den Menschen Erlösung zu bringen?

Als am Abend Stille in der Grabeskirche einzog, blieb Harald zurück. Er wollte die Nacht mit wenigen anderen am Grab verbringen. Waren sie hierher gezogen, um Hass zu empfangen? Harald war verzweifelt. Wo lag die Wahrheit? Hatte Christus nicht die Menschenliebe gelehrt und sie vorgelebt? Wo sonst als hier an seinem Grab dürften sie hoffen, dass er ihnen erschiene und sie die rechten Wege lehrte?

In stillem Gebet versenkte sich jeder und hoffte im Innersten, dass der Herr selber vor ihnen erschiene. Die Nacht schritt fort, aber das Grab blieb leer. Niemand erschien, um sie in ihrer zunehmenden Verzweiflung zu trösten. War nicht Christus auferstanden und seinen Jüngern erschienen. Konnte er dann nicht auch vor ihnen erscheinen? Sie starrten auf die Grabeshöhle, das Erscheinen des Auferstandenen erfliegend, aber das Grab blieb leer.

Warum weiter beten und hoffen? War nicht alles sinnlos? Verkündigte die Kirche einen lebendigen oder einen toten Gott?

Als die Verzweiflung Haralds am höchsten war, stand plötzlich Veronika lebendig vor seiner Seele: „Die Liebe wurde in die Welt geboren. Gebäre sie in dir“, schien sie zu sagen, dann schwand ihr Bild vor seinem inneren Auge. Wie anders empfand er von diesem Augenblick an! Eine selige Wirklichkeit war in ihm aufgelebt. Ja, es gab eine Liebe, die alles umfasste und nicht verurteilte. Wieder sah er das ernste Antlitz Michaels auf sich schauen, jetzt aber wie von Sonnenlicht durch- und umstrahlt. Liebe ist der Urgrund der Welt. Gott ist Liebe und hat sich durch seinen Sohn in der Welt offenbart.

Wie anders schaute nun Harald auch auf alles, was ihn umgab. Selbst das Böse, das er wahrnehmen musste, erschien in einem anderen Licht – nicht verdammenswert und strafbar, sondern bemitleidenswert und als Aufgabe, es zu verwandeln.

Wie gerne hätte Harald ein Geschenk an seine Braut aus der Hohen Stadt gesandt, etwas Heiliges, dem sie sich verehrend zuwenden konnte. Er kaufte einen kostbaren Rosenkranz mit einem Bild der Mutter Gottes. Es ihr zusenden konnte er aber unter den derzeitigen Verhältnissen nicht wagen. So wollte er ihr es selbst nach seiner Rückkehr übergeben.

Wieder in Akkon

Als die Pilger aus dem Kreuzzugsheer wieder Akkon erreicht hatten, war der Zorn auf den Kaiser überall weiter gewachsen. Er saß mit Emir Fahr ed-Din immer wieder beieinander – aber es geschah nichts. Vier Monate verhandelten sie nun schon ohne ein Ergebnis, das beide Seiten hätten annehmen können. Keine Seite wollte blutig kämpfen, aber warum sollte der Sultan Jerusalem einem christlichen Kaiser öffnen? Das Murren gegen Friedrich im eigenen Heer, unter den christlichen Baronen und den Heerführern wurde lauter und lauter. Da empfahl Fahr ed-Din dem Kaiser, nochmals eine Gesandtschaft an al Kamil zu senden – und ein Wunder geschah: Das kluge Verhalten von Fahr ed-Din führte dazu, dass al Kamil einen Vertrag auf zehn Jahre anbot, in dem Jerusalem dem Kaiser geöffnet und die Heiligen Stätten – außer dem Haram-esch-Scharif mit der El-Aqsa-Moschee und dem Felsendom – den Christen übergeben wurden. Aber auch die ausgenommenen Stätten durften die Christen betreten und dort beten. Dazu wurden ihnen noch viele andere Vorteile eingeräumt. Freudig siegelte der Kaiser am 18. Februar 1229 den Vertrag. Auch Hermann von Salza, der Deutschordensmeister, und die englischen Bischöfe von Exeter und Winchester unterzeichneten den Vertrag als Zeugen. Friedrich umarmte Fahr ed-Din und bezeichnete ihn als seinen Freund, der er wirklich war. Den ihm vertrauten arabischen Gepflogenheiten entsprechend sagte er: „Eher werde ich das Fleisch meiner linken Hand essen, als den Vertrag zu brechen!“

Unbegreiflich schien dieses Wunder. Seit Gottfried von Boullion 1099 die Mauern von Jerusalem erklommen, die Stadt mit seinen Rittern eingenommen und diese wahllos alle Muslime abgeschlachtet hatten, war an keine friedliche Übergabe der Stadt zu denken.

Aber trotz dieses Wunders blieb unter den Christen die Feindschaft gegen den gebannten Kaiser groß. Noch hatte der Papst den Bann nicht aufgehoben, und so war der Kaiser von allen Sakramenten ausgeschlossen.

Am 17. März 1229 wurde dem Kaiser der Schlüssel zur Stadt übergeben, und er konnte mit großem Gepränge dort einziehen. Auf den Rat von Hermann von Salza hielt er sich an die Kirchengesetze. So nahm er nicht an der Liturgiefeyer in der Grabeskirche teil. Anschließend aber betrat er den heiligsten Ort, der von hunderten von Kerzen hell erleuchtet war, und setzte sich im Beisein seiner Getreuen die Krone von Jerusalem selber aufs Haupt. Den Anspruch auf diese Krone hatte er durch die Heirat mit Isabella II. erworben. Lauter Jubel umbrandete ihn. Seine Rede an die Gläubigen begann: „Seht, jetzt ist jener Tag des Heils gekommen, an dem die wahren Christen ihr Heil von ihrem Herrn und Gott empfangen, damit der Erdkreis erfahre und begreife, dass er es ist und kein anderer, der das Heil seiner Diener wirkt, wann und wie er es will!“...

Harald und seine Schar standen unter den dicht gedrängten Gläubigen. Schmerz und Freude durchzogen ihre Herzen: Schmerz, weil der Bann nicht aufgehoben war und deswegen viele dem Kaiser feindlich gesinnt blieben, und Freude, weil die Stätte, an der Christus der Herr gewirkt, gelitten und auferstanden war, nun den Christen übergeben und allen in Frieden zugänglich gemacht wurde. Diesen Boden hatten Seine Füße betreten, hier hatte Er Wunder gewirkt, hier war Sein Blut geflossen.

Und doch schien Harald Manches an dem Geschehen fern und fremd. Waren die Menschen durch die Öffnung Jerusalems dem lebendigen Christus näher gekommen? Wussten sie, dass sie ihn in sich selber suchen mussten – auch wenn die heiligen Rituale ihnen dabei helfen konnten?

Nur zwei Tage verweilte der Kaiser in Jerusalem, wo ihm so viel Hass entgegenschlug. In diesen Tagen nahm er Quartier im Haus des Kadi Schams ed-Din. Er schien sich im Haus eines Mohammedaners sicherer zu fühlen als unter den Christen.

Dann geschah etwas Unerhörtes: Der Kaiser wollte sich mit wenigen Getreuen zum Ort der Taufe an den Jordan begeben. Verräterische Templer sandten eine Botschaft zu Malik al-Kamil, dass der Kaiser leicht auf diesem Weg überwunden und getötet werden könnte. Was tat aber der Sultan? Angeekelt von diesem Verrat und der Hinterlist der Christen sandte er die Nachricht der Templer mit einem Boten zu Friedrich und versicherte ihm seiner Freundschaft und Vertragstreue.

Von Jerusalem ritt der Kaiser über Jaffa nach Akkon, wo er in der Burg Johann von Briennes, seines mit ihm verfeindeten Schwiegervaters, die Verwaltung des Heiligen Landes regelte. Aus der Heimat erreichten ihn aber Hiobsbotschaften. Der Papst hatte Soldaten, seine sogenannten „Schlüsselsoldaten“ – benannt nach dem Schlüssel Petri – , in das sizilianische Reich des Kaisers auf dem Festland geschickt, um es vom gebannten Kaiser abtrünnig zu machen. Weil des Kaisers beste Kämpfer mit ihm nach Syrien gezogen waren, drangen die Schlüsselsoldaten rasch vor. Dazu ließ Papst Gregor IX. das Gerücht verbreiten und sogar beschwören, dass der Kaiser im Heiligen Land gestorben sei – wie einst sein Großvater Friedrich Barbarossa. Damit sollte jeder Widerstand als aussichtslos empfunden werden. Trauer und Klagen über den Tod des Kaisers waren überall zu hören. War es noch sinnvoll, für den Toten zu kämpfen?

Der Tod von Veronika

Zurück in Akkon geschah etwas, das Haralds Leben und dem seiner Freunde eine ganz neue Richtung gab. Ein Tempelritter ließ sich melden und überreichte Harald ein kleines versiegeltes Päckchen. Er öffnete es und fand darin einen Brief von dem verehrten Abt Johannes. Außerdem enthielt es, sorgfältig verpackt

und versiegelt, den kostbaren Schmuck, den Veronika von ihrem Vater zum Schutz erhalten hatte.

Warum wurde es ihm gesandt? Wie konnte Veronika sich davon trennen? Wollte sie, dass dieser Schutz auf ihn übergeht? Bedarf sie dieses Schutzes nicht mehr? Viele Gedanken und Empfindungen durchzogen seine Seele. Vielleicht fand er eine Antwort in dem Brief des Abtes. Auch dieser Brief war versiegelt. Harald öffnete das Siegel und las:

„Mein geliebter Schüler Harald, schweren Herzens schreibe ich dir diesen Brief. Er möge dich in voller Kraft des Geistes und deines Herzens antreffen. Deine Familie auf der Festung Hohenstein und die Familie des Bauern Flavio baten mich, dir diesen Brief zu schreiben. Ich erfülle diese Bitte mit betrübter Seele, denn deine Verlobte, die von uns allen geliebte Veronika, ist am zweiten Weihnachtstag zu Gott zurückgekehrt. Die schmerzliche Trauer, die uns alle erfasste, die vielen Tränen und Klagen, die überall – nicht nur bei uns, sondern auch weit im Land – zu hören waren, wirst du in dir selber fühlen.

Du wirst dich fragen, wie das geschehen konnte. Wie kraftvoll und gesund war doch Veronika immer! So gesund konnte nur ein Kind sein, das in Liebe aufgewachsen war und so viel sinnvolle Arbeit helfend verrichten durfte. Sie lebte ja seit ihrer Rückkehr von der elterlichen Burg deiner Mutter in der Festung Hohenstein wie eine geliebte Tochter der Fürstin. Wie groß war immer ihre Freude, wenn sie von dir einen Gruß erhielt, dem immer auch ein Geschenk beigelegt war. Nicht genug konnte sie dann mit anderen über dich und eure Liebe sprechen.

Dann begann eine Zeit, in der sie immer blässer, schmaler und stiller wurde. Die gerufenen Ärzte konnten nichts an ihr finden, und doch nahm sie sichtlich ab. Oft wünschte ich, Natan könnte helfen, aber er war wie du weit, weit fort von hier. Von Woche zu Woche hofften wir auf eine Besserung. Dann kam der Abend, als deine Mutter an ihrem Bett saß und ihre Hand hielt. Einmal schlug sie noch die Augen auf, blickte deine Mutter liebevoll lächelnd an und hauchte: Jetzt gehe ich zu Harald und bleibe für immer bei ihm. Dann schloss sie die Augen und tat ihren letzten Atemzug.

Kurze Zeit vorher hatte der Fürst mich rufen lassen und mich gebeten, dass Veronika die Sterbesakramente empfangen möge. Ihre Beichte war schlicht. Sie gestand noch einmal die Liebe zu dir. Dann empfing sie die Kommunion als Wegzehrung und die letzte Ölung. Mit Bewusstsein begleitete sie die heilige Handlung. Dann bat sie die Fürstin, ihr vom Hals den kostbaren Schmuck zu nehmen und ihn dir zu senden. Es war ihr letzter Gruß an dich.

Nun werde ich morgen noch ihr Sterbliches der Erde als letzten Liebesdienst zu übergeben haben.

Ich will nicht schließen, ohne einen Blick auf dein und euer Leben zu werfen. Viel Schweres hattest du schon erleiden müssen, ehe ihr euch fandet. Nun legt Gott eine weitere, ja für dich viel schwerere Prüfung auf dein Herz. Einsamkeit ist dein Schicksal. Gott möge dies geprüfte Herz stärken. Verzage nie und erwarte in Geduld, wohin Gott dich führen will. Meine Fürbitte und mein Segen begleiten dich.

Feste Hohenstein, am 28. Dezember 1228

Dein Lehrer, Abt Johannes

P.S. Wir haben natürlich viel darüber nachgedacht, was zu diesem Tod geführt haben könnte. Eine Antwort wagen wir nicht zu geben. Waren es für das Bauernkind die fehlende Luft und die regelmäßige Arbeit auf dem Hof oder war es, wie deine Braut mir in der Beichte auch gestand, dass dein Bruder Wolf begann, um sie zu werben?“

Harald war nicht in der Lage, diesen Brief ohne die vielen Unterbrechungen zu lesen, die sein Weinen und lautes Wehklagen ihm abforderten. Wie hatte das geschehen können? Wie konnte Gott das zulassen? Was will Er von ihm? Ja, er war nun viel einsamer als in seiner Gefangenschaft! Will Gott ihn von aller Menschengemeinschaft trennen? Ist er verworfen?

In seiner tiefsten Verzweiflung las er den Brief bis zum Datum und der Unterschrift. Waren dies nicht der Tag und vielleicht auch die Stunde, als Veronika in sanftem Liebeslicht zu Jerusalem vor ihm aufleuchtete. Als er dies wieder in sich wachrief, stand sie wieder wie vor Wochen vor ihm, aber nun strömte ein unendlicher Trost von diesem Bild in sein Herz. Wie die aufgehende Sonne die Sorgen einer schweren Nacht vertreibt, so vertrieb ihr Bild allen Schmerz und alle Verzweiflung. Ihre Augen blickten ihn voller Liebe an als wollten sie sagen: Nun bleibe ich für immer bei dir.

Gestärkt erhob sich Harald und ging in die nahe Kapelle, wo er die Nacht im Gebet verbrachte. Immer wieder stellte er sich das Bild von Veronika vor Augen, das nun keine Erinnerung mehr an das Gewesene war, sondern lebendige und belebende Gegenwart. Er blieb dort bis zur Morgenmette. Dann ging er zum Frühstück. Als er verspätet hereintrat, blickten alle auf ihn. Was war geschehen? Wodurch schien er so verändert? Schweigend setzte er sich. Dann bat er Thomas den Brief zu lesen, aber den Nachtrag wegzulassen.

Auch Thomas konnte den Brief nicht ohne Unterbrechungen vorlesen. Alle waren in ihrem Schmerz wie versteinert. Die Blicke richteten sich auf Harald. Wie musste es ihn treffen! Es lag aber ein Glanz auf seinem Gesicht. Sein Blick war in die Ferne gerichtet. Dann sagte er leise: "Sie ist nicht tot! Sie ist durch die Kraft Christi auferstanden und wird immer mit ihm bei mir sein."

Lange saßen sie schweigend, sinnend – jeder einen anderen Gedanken fassend: Hildebrand wünschte, dass dieser Schmerz ihn stärken, nicht niederdrücken möge. Hatte nicht auch er manchen Freund in den vielen Schlachten verloren? Gottfried sann darüber nach: Wird er nicht durch diesen Schmerz das Leid anderer Menschen noch viel tiefer mitempfinden lernen und daraus Heil für viele entstehen lassen?

German fürchtete, er werde nun noch weniger als schon vorher ein Kämpfer und Ritter sein. „Ich will ihm Schutz geben, den er sich selber nicht geben kann“, beschloss er.

Thomas fühlte am stärksten mit, was an Schmerz und Seligkeit seinen Freund durchzog. Mir mag er alle Erlebnisse berichten, die er in seiner Seele erfährt. Für ihn will ich immer ein offenes Ohr und ein offenes Herz haben.

Florian mochte vielleicht am wenigsten mitzuvollziehen, was sich abgespielt hatte. Würde nicht eines Tages ein anderes Mädchen sein Herz gewinnen können?

Merkwürdig war, was in Natan sich abspielte: Auch ihn hatte der Brief tief ergriffen, und er erinnerte mit großer Klarheit Veronikas Gestalt, ihre Frische und ihren Lebensmut. Er musste sich gestehen, dass er an solchem Schmerz hätte zerbrechen können. Was gab Harald die Kraft, dies nicht zu tun? Es musste etwas Reales sein! Etwas, das sich durch die Tat lebendig bezeugte. Was meinte Harald, wenn er sagte: "Sie ist nicht tot! Sie ist durch die Kraft Christi auferstanden und wird immer mit ihm bei mir sein." Das waren nicht schöne und tröstende Worte, das war die Beschreibung einer Wirklichkeit. Hätte er eine solche Wirklichkeit auch erleben können?

Das Gespräch mit dem Kaiser

Hildebrand übernahm es, dem Kaiser die Nachricht vom Tod Veronikas zu überbringen. Auch wenn dieser Veronika nur aus den Erzählungen von Harald kannte, die Tatsache, dass ihr Großvater seinem Großvater das Leben gerettet hatte und dass das kostbare Dankeszeichen an sie übergegangen war, verband sie ihm tief. Er bat Hildebrand, Harald zu ihm zu bitten, und als Harald eintrat, umarmte ihn der Kaiser. Dann sprachen sie eine ganze Weile über die Verstorbene. Schließlich zog Harald das kostbare Geschmeide hervor, das ihm Veronika als letzten Liebesgruß vom Totenbett gesandt hatte.

Der Kaiser schaute es lange an, dann sagte er: "Und ist sie auch als Bauernkind geboren, sie ist eine Fürstin und wird als Fürstin in unserem Angedenken weiterleben."

Dann rief er kurz entschlossen den Schreiber und ließ ein Pergament aufsetzen, in dem Veronika, Tochter des Bauern Flavio, durch die Gnade des Kaisers Frederico II zur Marktgräfin (Fürstin) der Lombardei ernannt wurde – soweit sie dem kaiserlichen Besitz angehörte.

„Du wirst deine Braut vertreten und an ihrer Stelle die Herrschaft führen“, sagte er dann zu Harald.

„Diese Ehre hebt mich über mein Können“, sagte Harald, indem er vor dem Kaiser demütig niederkniete. „Ihr wisst, dass ich keine ritterliche Erziehung erhalten habe. Herrschen gehört nicht zu meinen Fähigkeiten und für einen Kriegsherrn eigne ich mich gar nicht durch meine klösterliche Erziehung. Wählt einen Würdigeren als mich.“

"Ich kenne keinen Würdigeren als dich, dem die Gerechtigkeit so hoch über der Ehre und dem eigenen Nutzen steht. Du bist schon heute der Mann, dem ich eine große Herrschaft anvertrauen würde. Du hörst nicht auf die Verführungen des Papstes, der mit seinen Versprechungen auf ein ewiges Seelenheil nur weltliche Macht erlangen will. Jedes Land wird dich hoch schätzen, dem du als Fürst vorstehst."

"Wenn ihr mit der Beurteilung des Papstes auch die ganze Kirche und den christlichen Glauben meint, so kann ich euch darin nicht folgen und wäre euer schlechtesten Diener", entgegnete Harald.

"Was deinen Glauben angeht, so musst du ihn selber bestimmen. Ich werde darin nichts von dir verlangen. Du bist aber offen für viele Formen des Glaubens, wie deine Gemeinschaft mit Natan, dem Juden, und deine Gespräche mit den arabischen Gelehrten zeigen."

"Darin mögt ihr Recht haben. Wie anders soll ich denn Wahrheit finden, als durch eigenes Forschen?" erwiderte Harald.

"Darin sind wir Brüder und eben das rechnet uns der Papst als schwerste Sünde an", sagte der Kaiser und reichte Harald die Hand.

Harald ergriff sie ehrfürchtig und küsste sie dankbar. Dann sagte er zum Kaiser: "Wollt ihr mir die Freiheit des eigenen Urteils auch gegenüber euren eigenen Befehlen und Taten erlauben, so fühle ich mich euch verbunden."

Der Kaiser sann eine Weile nach. Dann sagte er: "Erkennen und Handeln sind zweierlei Dinge. In Erkenntnisfragen kann man viele Ansichten nebeneinander gelten lassen. Müssen wir handeln, so müssen wir uns für eine von ihnen entscheiden, und diese Entscheidung muss für alle verbindlich sein! Anders kann es ja nicht gehen!"

Nun musste Harald nachsinnen: Was hatte es mit dem Erkennen und Handeln auf sich? Konnte man nicht einfach die Wahrheit erkennen und dann entsprechend handeln? Als er gegenüber dem Kaiser seine Gedanken aussprach, erwiderte dieser: "Du hast mir vom Schicksal Ingrimms und von deinem erzählt. Hatten die Frauen Recht, die sich vor ihm fürchteten, oder der Rote, der ihn für seine fürchterlichen Taten bestrafen wollte, oder du, der etwas in Ingrimms oder Renatus erkannte, dass die anderen nicht erkennen konnten? Jeder von euch hätte anders gehandelt und keinem hättest du das Recht auf seine Handlungen

absprechen können. Es kommt doch so viel darauf an, welchen Gesichtspunkt ein Mensch einnehmen kann und will. Du wolltest dich nicht rächen, weil du sein Inneres erkannt hattest und deine Liebe zu den Menschen dir den Wunsch nach Hilfe eingab. Und selbst, wenn auch ein anderer die Wandlung vom Ingrimme zum Renatus verstanden hätte, hätte er so wie du handeln müssen? Wäre es nicht auch gerecht gewesen, ihn vor den Richter zu stellen und ein Urteil nach dem Recht fällen zu lassen?"

Harald schüttelte leise den Kopf und sagte: "Ihr mögt Recht haben. Hier geht es aber nicht um das Brechen eines gewöhnlichen Gesetzes. Hier geht es um das Seelenheil eines Menschen, und wer die Menschen liebt, wird nicht aus Rachegefühlen handeln, sondern so, wie dem Anderen die notwendige Hilfe zukommen kann."

"Ich will dich nicht einen Träumer nennen, aber das Leben der Menschen und Völker ist nicht so selbstlos bestimmt, wie es dir als möglich erscheint", war die Antwort des Kaisers.

Sie setzten dieses Gespräch noch eine Weile fort, dann bat Harald: "Gebt mir drei Wochen Zeit. Dann will ich euch Antwort geben. Ich bitte aber jetzt schon, dass eure Gnade mir gegenüber nicht von meiner Antwort abhängen soll."

Der Kaiser nickte ihm zu und entließ ihn gnädig.

Die Auflösung des Kreises

Als sich am anderen Morgen Harald wieder mit seinen Genossen traf, hatte er kaum geschlafen. Wie sollte er sich entscheiden? Konnten ihm die Freunde mit ihrem Rat helfen? Zog es ihn überhaupt nach dem Tod von Veronika zurück in seine Heimat? Das wurde seine erste und Hauptfrage.

So begann er: „Liebe Reisegenossen und Freunde, viel haben wir in der langen Zeit unserer Reise schon miteinander erlebt, und keiner ist so, wie er losgezogen war. Wir haben die Reise unternommen, um die Welt kennenzulernen und aus dieser Kenntnis nach unserer Rückkehr besser unsere Aufgaben zu erfüllen zum Wohl der Menschen, mit denen wir verbunden sind.

Nun werdet ihr verstehen, dass nach dem Tod von Veronika mich wenig zurück zur Festung meiner Geburt zieht. Ich werde nicht wie ursprünglich geplant zurückkehren, und deshalb entbinde ich euch von eurem Versprechen, mir auf dieser Reise durch Rat und Tat hilfreich zur Seite zu stehen. Wieviel verdanke ich jedem von euch, und keinen Tag mit euch, ihr lieben Gefährten, möchte ich vermissen. Aber nun hat Gott anders entschieden. Es wäre mir unerträglich an den Ort meines höchsten Glückes zurückzukehren und Veronika nicht an meiner Seite zu haben. Ihr seid frei, eure eigenen Ziele zu verfolgen. Bedenkt, wie ihr darauf antworten wollt, aber sagt es mir erst morgen.“

Dann erzählte er weiter, was der Kaiser für Veronika post mortem verfügt und welche Aufgaben er ihm selber zugedacht hatte. „Hierfür erbitte ich euren Rat. Ihr kennt mich und könnt beurteilen, wofür ich taue.“

Zuerst sprach Hildebrand, der Erfahrene: „Die kaiserliche Macht hat im Norden unseres Landes es immer schwer gehabt, sich alle untertan zu machen. Denkt an das Schicksal von Heinrich IV., seinen Gang nach Canossa und die Herrschaft, welche die papsttreue Matilda von der Toskana in weiten Teilen des Landes ausgeübt hat. Denkt an den lombardischen Städtebund, der sich immer stärker der kaiserlichen Macht widersetzt. Viel Freiheitssinn lebt in den Menschen dort im Norden. Der Kaiser sucht einen Vertreter, der durch Weisheit und Milde die Menschen befrieden und in seine Herrschaft zurückführen kann. Du scheinst ihm dafür geeignet, seine Ziele zu verwirklichen.“

„Was wird dann aber mit meinen Zielen, die ich verwirklichen möchte. Werde ich mich den politischen Plänen unterzuordnen haben, die der Kaiser verfolgt?“

„Du wirst durch den Kaiser viel Macht erhalten, um seine Macht zu stärken. Aber zuerst gilt natürlich der kaiserliche Wille“, sagte Hildebrand.

Gottfried, der Weise, sagte: „Wenn du vor einem so hohen und ehrenvollen Amt zurückschreckst, wird der Kaiser dich fallenlassen. Du bist ein Baustein in seinen Plänen. Sagst du nicht zu, bist du für seine Pläne wertlos geworden. Vielleicht aber wird er – nicht zuletzt wegen Veronika und des kostbaren Andenkens, das euch mit seinem Großvater verbindet, gnädig sein. Du bist – wie ich es auch für mich anstrebe – ein Mensch der Forschung und der Tat. Zu lange schon vermisse ich die Menschen, die meinen Rat und meine Kraft benötigen. Es ist nicht Treulosigkeit, wenn ich dir morgen sage: Ich werde heimkehren.“

German, der Kämpfer, sagte: „Wir sind in einem Land, das jeden Kämpfer braucht und ihn zu Ruhm und Ehre bringen kann. Seid nicht enttäuscht, wenn ich morgen noch einmal sagen werde, dass ich hier in kaiserlichen Diensten bleiben werde.“

Thomas, der Kunstsinnige, sagte: „Ich bin aus tiefer Freundschaft und nicht, um Ruhm zu finden, mit dir gezogen. Ich werde bei dir bleiben, was immer das Schicksal uns bringt.“

Florian, der Bewegliche, sagte: „Die Brüder hier brauchen viele Hilfen. Sie sind fern ihrer Heimat. Oft können sie sich gar nicht mit einander verständigen, weil sie so verschiedene Sprachen sprechen. Ich werde ihnen sehr helfen können, weil ich so viele Sprachen und Dialekte beherrsche. Auch im Verkehr mit den Muselmanen kann ich ihnen hilfreich sein. Ich werde hier bleiben und werde mich freuen, wenn ich dich, Harald, und die anderen Freunde wiedersehe. Wie ich einmal mein Glück machen werde, möge Gott entscheiden.“

Natan, der Fremdling unter den Christen, schwieg eine Weile und sagte dann: "Weil du mich verstehst und wir so viele gemeinsame Lebensziele haben, wüsste

ich nicht, wie ich ohne dich leben sollte. Wir werden in unseren Forschungen wie bisher einander viel geben können. So gestatte, dass ich dich weiter begleite."

So wusste nun Harald schon, womit er zu rechnen hatte.

Am nächsten Morgen trafen sie sich zum letzten Mal in der vollen Runde. Dann gingen die, die es angekündigt hatten. Harald dankte ihnen für die erwiesenen Dienste und übergab jedem, der ihn verließ noch ein wertvolles Geschenk und Geld zum Leben in der nächsten Zeit. Dann saß er noch mit Hildebrand, Natan und Thomas beieinander. Wie anders saßen sie nun da! Alle vermissten die Freunde, und jeder hing anderen Gedanken und Erinnerungen an die gemeinsame Zeit nach.

Schließlich wandte sich Harald Hildebrand zu und sagte: „In drei Wochen muss ich dem Kaiser Antwort geben. Was rätst du zu sagen?“

"Weil du ihm absagen wirst, wird er dir nicht gnädig sein. Versuche, sein Interesse für etwas zu gewinnen, wonach du strebst. Wenn du ganz sicher bist, wofür du wirklich leben willst, was deine Lebensziele sind, wofür du sogar bereit bist zu sterben, dann wirst du sein Interesse erreichen."

Samuel der Goldschmied

Weil das Wetter und andere widrige Umstände es dem Kaiser nicht erlaubten, die so dringende Rückkehr anzutreten, war es möglich, dass Harald und seine Freunde noch einmal nach Jerusalem zurückkehrten. Harald wollte vor allem wieder die Grabeskirche besuchen, wo ihm zu Weihnachten Veronika zum ersten Mal in mildem Liebeslicht erschienen war und ihm Kraft gegeben hatte. Hildebrand führte sie zu Freunden aus seiner Jugend, die im Heiligen Land geblieben oder auch mit Friedrich wieder zurückgekehrt waren.

Mit Natan trafen sie im hebräischen Stadtteil manchen seiner Stammesgenossen. Als sie an einer Goldschmiede vorbeikamen, las Natan einen Namen, den Namen seines Großvaters: Samuel. Dieser war der berühmteste Goldschmied in ganz Jerusalem gewesen. Er war aber lange schon tot.

Sie traten ein und fanden einen jüngeren Goldschmied bei der Arbeit. Natan machte sich bekannt und stellten sie schnell fest, dass der alte Samuel ihr gemeinsamer Großvater war. Sie waren also Vettern! Für einen Augenblick fühlte Natan sich nicht mehr so einsam wie sonst.

Wie waren die Lebenswege des Großvaters und seiner Kinder, ihren Vätern, gewesen? Was hatten sie erlitten, was erreicht? Sein Vetter, dessen Name Samuel war, wusste vieles zu berichten, was Natan ganz neu war. Hatte Natan sich der Heilkunde zugewandt, so schaffte sich sein Vetter wie schon der Großvater und sein Vater den Lebensunterhalt durch die Herstellung von kostbarem Schmuck. Wenige taten es ihm darin gleich, und deswegen hatte er auch unter christlicher wie moslemischer Herrschaft sein Brot gewinnen können.

Plötzlich zog Harald sein kostbarstes Angedenken an Veronika hervor und reichte es dem Künstler. Der betrachtete es lange und genau. Dann liefen Tränen ihm in Strömen über das bärtige Gesicht: "Mein Großvater schuf es für Kaiser Barbarossa, der ihm gnädig gesonnen war. Noch verwahre ich bei mir den Entwurf, den er für den Kaiser in Gips kunstvoll geschnitten hat und der dessen Gefallen fand. Wie kam es zu dir?"

Natan erzählte nun in hebräischer Sprache, was wir schon wissen und fügte hinzu, dass auch der jetzige Kaiser ein solches Kleinod besitze. Danach war es selbstverständlich, dass Samuel seinen Vetter Natan, Hildebrand, Harald und Thomas zum Essen in seine Familie einlud. Als sie gerade die Werkstatt verlassen wollten, kam Florian herein, freute sich, dass er seine Freunde traf und wählte aus den vorgefertigten Schmuckstücken eine zierliche Fibel heraus, die er einer sarazenischen Tänzerin zum Geschenk machen wollte. Seine Sache war es nie gewesen, alleine zu sein.

Samuel und seine Frau besaßen vier Kinder, die in dem engen Wohnraum, der sich an die Werkstatt anschloss, miteinander lebten. Samuel hatte ihr rechtzeitig von den Gästen gesagt, so dass sie noch zum Markt eilen konnte, um Gemüse und etwas Hammelfleisch zu kaufen. Als das Essen zubereitet war, setzten sie sich im kleinen anschließenden Garten in den Schatten eines Feigenbaumes und genossen das unerwartete Fest. Wo notwendig, übersetzte Natan den Freunden.

Nach dem Essen, das mit für Harald unbekanntem Süßigkeiten beendet wurde, verließen Thomas und Hildebrand die gastfreundliche Familie, um sich im Basar umzusehen. Samuel ließ wegen der Gäste seine Werkstatt für den Rest des Tages geschlossen. Die Frau und die Kinder machten sich auf den Weg zum Markt, um die Vorräte zu ergänzen. So hatten die Freunde Ruhe und Zeit, um ein Gespräch zu führen. Zuerst erzählten sich die Vettern, was sie vom Leben ihres Großvaters wussten, dann berichteten sie, was ihnen vom Leben ihrer Väter bekannt war. Das Leben hatte sie auseinander geführt. Sie hatten manch schweres Schicksal zu erleiden. Samuel konnte schließlich nach Jerusalem zurückkehren, wo schon sein Großvater und für einige Zeit sein Vater eine Goldschmiedewerkstatt betrieben hatten. Der Vater musste dann in den Wirren der immer wieder aufflackernden Kämpfe zwischen Christen und Muslimen fliehen. Er fand bald den Tod, und mit Mühe konnte die Mutter sich mit den Kindern nach Sizilien retten. Von dort war er schließlich, als die Zeiten unter der muselmanischen Herrschaft ruhiger wurden, nach Jerusalem zurückgekehrt und hatte sogar das Haus seines Großvaters wieder erwerben können.

Auch Natans Schicksal war schwer: Sein Vater war mit seiner Mutter und ihm geflohen. Nach langer Irrfahrt waren sie in das kaiserliche Reich gelangt. Nur in größter Armut konnte der Vater seine kleine Familie ernähren und starb wie die Mutter früh. So war Natan schon mit zwölf Jahren auf sich selber gestellt. Bald

begann er, Kräuter zu sammeln und sie an Ärzte und Heilkundige zu verkaufen. So schlug er sich mühsam durch, immer wieder durch Christen gefährdet, die ihm die Tötung ihres Gottes vorwarfen. Weil er aber mit den Jahren sich immer mehr Wissenschaft von der Heilkunde erwarb, wurde er in manches christliche Haus gerufen, um zu helfen. Wenn dann aber von den Kanzeln der Kirchen gegen seinen Stamm gepredigt wurde, war sein Leben schwer. Was er Gutes getan hatte, wurde als Teufelszeug verleumdet. Erst als er in den Bereich des Zisterzienser-Klosters unter dem Abt Johannes gelangte, wurde sein Leben sicherer.

Dann erzählte Natan nur auf Hebräisch und ohne zu übersetzen seine Begegnung mit Harald, was es mit dessen Schicksal auf sich hatte und wie sie durch die Liebe zur Natur und den forschenden Sinn verbunden waren. Er sprach so warmherzig und anerkennend von Harald, dass auch Samuel begann, ihn mit neuem Interesse und liebevollem Blick zu betrachten.

Dann fragte Samuel seinen Vetter: "Was sagen die Juden in aller Welt: Wird der begehrte Messias erscheinen?"

"Und was würde geschehen, wenn er erschiene?" fragte Natan dagegen.

"Er soll das jüdische Volk zu ewiger Herrschaft führen und unsere Last, die wir unter Fremden zu tragen haben, von uns nehmen."

"Und hast du auch bedacht, dass der Messias aus Gott hervorgehen würde, um uns die Sünde Adams abzunehmen. Bedarf es dafür äußerer Macht? Muss Geist nicht geistig erfahren werden?" fragte Natan.

"Uns hat man es anders gelehrt", sagte Samuel. "Wie soll denn sonst unsere über 1000 Jahre alte Not abgenommen werden und wir als ewiges Königsgeschlecht leben können? Aber lass uns den Christen fragen, von dessen Weisheit du so Hohes zu berichten wusstest. Sage Christ, ist der Messias schon erschienen oder wird er noch kommen, um sein Volk zu erretten?"

"Wie kann ich wissen, wie euch der Messias erscheinen wird? Ich kann nur hoffen, den Christus, der gestorben und auferstanden ist, in mir zu finden. Seine lichte Gnadenwärme kann in unser Herz strömen, wenn wir von allem Trost sonst verlassen sind. Der Kaiser könnte mich durch seine Macht zum Fürsten berufen, inneren Trost, neue Lebensströme und Frieden kann er mir mit seinen Mitteln nicht geben."

Hier brachen sie das Gespräch ab. Jeder spann seine Gedanken noch ein Stück weiter. Dann verabschiedeten sie sich herzlich, nicht ohne dass Samuel und seine Frau die Gäste zu einem nächsten Besuch einzuluden.

Das letzte Gespräch mit dem Kaiser

Zurück in Akkon begab sich Harald am festgesetzten Tag zum kaiserlichen Palast. Sorgfältig verpackt trug er das Modell, das Samuels Großvater geschaffen hatte, bei sich. Als er vorgelassen wurde, schaute der Kaiser wie nebenbei von

seiner Arbeit auf, blickte Harald ins Gesicht und sagte: „Du wirst also nicht die ehrenvolle Aufgabe übernehmen, die ich dir angetragen habe?“

Harald nickte stumm. Der Kaiser winkte ihm, sich zu setzen. Dann sagte er: „Weißt du nicht, das du durch Geburt mein Untertan bist und deine Weigerung, meiner Gnade zu folgen, für dich die schwersten Nachteile nach sich ziehen kann?“

Als er Haralds erstaunten Blick sah, lenkte er ab und sagte: „Dein ungewöhnliches Schicksal interessiert mich. Sage noch einmal genau, wie alt du warst, als du entführt wurdest.“

„Man sagte mir, dass ich fast vier Jahre alt war.“

„Du konntest also schon sprechen, wie es andere Kinder in diesem Alter tun. Wäre es nicht interessant gewesen, man hätte dich geraubt, bevor du die Sprache deiner Umgebung gelernt hättest? Wenn niemand mit dir gesprochen hätte, hättest du doch den Wunsch gehabt, dich auszudrücken, und wenn allen verboten worden wäre, mit dir zu sprechen, hättest du dann nicht die Ursprache der Menschen gesprochen, wie sie bis zum Turmbau zu Babel unter den Menschen gesprochen wurde?“

„Das ist eine schreckliche Vorstellung“, entgegnete Harald. „Wie hätte ich mit der Alten und später mit Matilda kuscheln und die vielen schönen Geschichten hören und verstehen können. Ich glaube, ich wäre an Einsamkeit gestorben!“

"Du hättest eben nur deinesgleichen zur Gesellschaft haben dürfen. Dann hättet ihr gewiss die Sprache des Menschen zueinander gesprochen", sagte der Kaiser.

"Und wer hätte sie genährt, sie gepflegt, getröstet und mit dem Reichtum der Sprache beschenken können? Was hätten denn die armen Kleinen sich erzählen sollen? Nein, das ist unmöglich!" sagte Harald mit Entschiedenheit.

"Es war nur eine Frage, zu der dein Schicksal mir Anlass gab nachzudenken", sagte der Kaiser.

In der Pause, die nun entstand, zog Harald das Modell von Samuels Großvater aus seiner Tasche, öffnete die Verpackung und reichte es dem Kaiser. Vorsichtig nahm dieser es in die Hand und betrachtete es von allen Seiten. "Wie gelangte dies Abbild unseres heiligsten Schatzes in deine Hand?"

Harald berichtete nun von dem Besuch bei Samuel: „Wie zufällig entdeckte Natan das Schild eines Goldschmieds Samuel. Das konnte nur die Werkstatt seines Großvaters sein, der aber schon verstorben war. Natan trat ein, fand einen jüngeren Goldschmied und machte sich bekannt. Rasch entdeckten sie, dass sie Vettern waren. Als ich dem wunderbaren Künstler mein heiligstes Andenken an Veronika zeigte, begann Samuel zu weinen und zog dieses Modell hervor. Sein Großvater war der Künstler, der das Modell und alle goldenen Nachbildungen schuf.“

"Den Goldschmied Samuel kenne ich als den berühmtesten Künstler seiner Art von einigen seiner Werke. Manches aus seiner Werkstatt habe ich schon verschenkt. Ich will ihn eines Tages unerkannt besuchen, um mehr von ihm zu erfahren und vielleicht ein neues Abbild in Auftrag geben." Das aber ließ das Schicksal, wie wir bald erfahren werden, nicht mehr zu.

"Habt ihr noch über anderes gesprochen?" fragte der Kaiser.

Stotternd berichtete Harald von dem kurzen Gespräch über den Messias.

"Und hast du antworten können? Die Frage nach der Trinität Gottes beschäftigt uns alle hier. Die Juden lehren, der Messias sei noch nicht gekommen. Die Anhänger Mohammeds sagen: Gott ist Gott und hat keinen Sohn. Und die Christen können ihren Glauben nicht wahrhaft verteidigen."

Harald versuchte nun in wenigen Worten zu sagen, was er den Hebräern gesagt hatte. Der Kaiser dachte über die Antwort nach. "Du meinst also, der Messias oder der Christus kann von jedem Menschen im Inneren erfahren werden und niemand darf ihn künftig als Heerführer erwarten?"

"Wenn er als Heerführer käme, müsste er doch all die Grausamkeiten begehen, die in einer Schlacht notwendig sind. Das kann nur ein irdischer Mensch tun. Dürften wir einen Menschen anbeten? Wäre das nicht die größte Sünde?"

"Auch der Kaiser ist von Gott gesandt!" sagte der Kaiser.

"Aber er ist Mensch und nur seine Aufgaben wurden ihm – vielleicht - von Gott zugeteilt. Woher wisst ihr, dass ihr Kaiser von Gottes Gnaden seid?"

"Zweifelst du daran? Gab mir nicht Gott die Macht, dich zu fördern oder – wenn du dich dem Kaiser widersetzt – zu töten? Aber vergiss, was ich sagte. Lass uns wichtigere Dinge besprechen. Was ist nach deiner Auffassung die Aufgabe und das Recht des Kaisers?"

"Müssen wir nicht unterscheiden, ob der Kaiser für sich selber etwas begehrt oder wünscht oder ob er zum Heil vieler Menschen handelt?" gab Harald zu bedenken.

"Diese Unterscheidung mag richtig sein. Auch der Kaiser ist nicht immer Kaiser."

"Könnt ihr mir sagen, wann ihr wirklich Kaiser seid? fragte Harald.

"Weißt du, dass du mit dem Kaiser selber sprichst, und weißt du, ob es dir zusteht, solche Fragen zu stellen?"

"Verzeiht, wenn ich mich ungehörig betragen habe und schreibt es meiner fehlenden ritterlichen Erziehung zu."

Diese demütige Bemerkung stimmte den Kaiser wieder milder und er sagte: "Lass uns darüber nachdenken, wie es unter den Menschen zuginge, wenn es keinen Kaiser gäbe. Ihr habt selber das räuberische Wesen mancher Menschen kennengelernt. Sie würden, da sie das Töten nicht fürchten, bald furchtbar unter

den Menschen wüten, um ihre Macht und ihren Besitz zu vergrößern. Du hast das an Ingrimme erleben können."

"Habt nicht auch ihr Kriege geführt, um eure Macht und euren Besitz zu vergrößern?" fragte Harald.

Was nahm sich dieser junge Mensch gegenüber dem Kaiser heraus! Vergaß er immer wieder, mit wem er sprach? "Willst du mich mit einem Räuber vergleichen?"

Harald schüttelte entschieden den Kopf und sagte: "Ich wünsche nur zu verstehen, wofür Gott einen Kaiser bestimmt hat."

"Die Menschen heißen den Kaiser willkommen, weil er ihnen Sicherheit nach innen und nach außen gibt. Nach innen schafft er das Recht und wehrt das Unrecht ab. Nicht der Stärkere hat Recht. Vor dem Recht gilt jeder gleich, und der Kaiser hat die Macht, auch den Stärkeren zu strafen. Bedenke doch, wie groß die Not im Herrschaftsgebiet von Ingrimme war und wie anders sie im Gebiet deines Vaters leben. Ein wirklicher Kaiser muss nicht sich, sondern den Menschen dienen. Er muss das Recht höher als seine persönlichen Wünsche stellen."

"Du handelst also aus Gott, wenn du selbstlos deine Wünsche besiegst und die Sorgen und Nöte der Menschen zu deinen Sorgen und Nöten machst."

Still dachte der Kaiser bei sich: Wie weise spricht dieser junge Mensch. Wenn es doch nur immer so wäre, wie er sagt!

Harald aber fuhr fort: "Du sagtest, vor dem Recht gelte jeder gleich. Gilt das immer?"

"So haben es die Römer uns gelehrt. Als der Sohn des Manlius einen Gegner tötete, obwohl das Kämpfen bei Todesstrafe verboten war, ließ er zuerst den Sohn als Sieger ehren und dann den Kopf abschlagen. Manlius war ein großer römischer Feldherr. Das Gesetz galt auch bei ihm für jeden", sagte der Kaiser.

"Für vieles erscheint es mir richtig, aber wenn ich an Ingrimme denke: Welcher Richter hätte ihn nicht unter dem Beil sterben lassen? Warum war es richtig, dass ich ihn schützte? Wollt ihr nicht, dass so etwas geschieht?" fragte Harald.

"Du bringst mich in Verlegenheit. Nach dem Recht, das im Land gilt und das ich schütze, musste der Mörder mit dem Tod bestraft werden und nichts anderes verlangten der Rote und seine Genossen. Wenn ich aber deinen Bericht richtig verstanden habe, hast du das Leben von Ingrimme nicht um deinetwillen geschützt, sondern um seinetwillen. Du warst selbstlos, wie du es vorhin vom Kaiser gefordert hast. Dann muss Gott in dir gesprochen haben."

"Ob Gott in mir gesprochen hat, weiß ich nicht. Das Ewige von Ingrimme sprach in mir. Und um das zu retten, rettete ich ihn", versuchte Harald zu beschreiben, was er sich jetzt erst bewusst machen konnte.

"Weißt du, wie gefährlich du für Kirche und Reich sprichst? Du stellst dich über beide und willst ihre Rechte und Pflichten nicht anerkennen", gab der Kaiser zu bedenken.

"Davon weiß ich nichts. Ich anerkenne ja beide."

"Du stellst das Urteil, dass du dir selber bildest über die Autoritäten dieser Erde. Gelten lassen darf ich das so lange, wie du dich dem Schicksal des anderen selbstlos verbindest. Doch hüte dich, wenn eigene Wünsche und Begierden dort hineinspielen. Sollte eine Zeit kommen, in der, was du sagst, allgemein gelten könnte, dann lebten wir in Philadelphia, der Herrschaft des Friedens. Wenn du an meinem Hof bleiben wolltest, dann würde ich dich als Richter in solchen Fällen heranziehen, wo die Gesetze nicht weiterhelfen. War es nicht Salomo, der auch ohne Gesetze noch weise richten konnte?"

Nach einer Weile sagte Harald: "Erlaubt mir noch etwas zu fragen: Gott hat nicht nur die Menschen sondern auch die Natur geschaffen. Aus jeder Blüte leuchtet mir die göttliche Liebe und Weisheit entgegen. Deswegen studieren Natan und ich die Natur so eifrig. Mit dem, was wir finden, können wir auch selbstlos Menschenheil fördern. Stehen der kaiserliche oder der päpstliche Wille über den Gesetzen der Natur?"

„Du musst unterscheiden, ob du menschliche oder natürliche Dinge betrachtest. Die Gesetze der göttlichen Natur können weder Kaiser noch Papst ändern. Wir leben aber nicht nur als natürliche Wesen, wir leben in einer menschlichen Gemeinschaft, die nicht nur natürlichen Gesetzen folgt und dafür schaffen wir menschliche Gesetze.“

Nun kam Harald zugute, was er in den wenigen Tagen in Bologna über das römische Rechtsdenken gelernt hatte: Das Gesetz steht über den Menschen. Ihm sind alle untertan. Es hat nicht den Reicheren zu bevorzugen und den Ärmeren zu benachteiligen. Nicht die größere Macht sollte das Recht bestimmen, sondern das Gesetz.

Hier konnte Harald nur staunen, wie weit ausgreifend der Kaiser den neuen Gesetzeskörper dachte, an dem er und mehrere Rechtsgelehrte arbeiteten. Als Harald auf seinen Aufenthalt in den Rechtsschulen von Bologna hinwies, leuchtete das Gesicht des Kaisers auf und er sagte: „Von dort hole ich mir seit langem die Gelehrten, die mir bei meinem Gesetzeswerk zum Heil aller Menschen in meinem von Gott verliehenen Reich helfen.“

Als bald der Kaiser Harald gnädig verabschiedete, ließ er ihn noch einmal zurückrufen und sagte: „Dein wacher Geist, deine Kenntnisse des Arabischen und dein Forscherdrang veranlassen mich, dir einige Empfehlungsschreiben an meine besonderen Freunde Malik al-Kamil und Emir Fahr ed-Din, aber nicht zuletzt auch an Kadi Schams ed-Din zu geben, der mir in Jerusalem Schutz und Herberge inmitten des Hasses gab. Nutze diese Briefe, solange der jetzige Friede

noch andauert. Er wird dir viel helfen können. Grüße alle von mir und versichere ihnen allen zum wiederholten Male meiner Hochachtung, meiner Dankbarkeit für ihre Großzügigkeit und wünsche ihnen ein langes glückliches Leben.“

Die Briefe wurden schon am nächsten Morgen mit dem kaiserlichen Siegel versehen ihm überbracht.

Die Rückkehr des Kaisers

Am 1. Mai 1229 war es endlich soweit, dass der Kaiser mit wenigen Rittern und ohne Heer die Heimfahrt nach Brindisi antreten konnte. Als der Kaiser zum Hafen hinunterritt, zeigte sich noch einmal, wie sehr es dem lateinischen Patriarchen Gerold von Jerusalem durch seine Predigten, Priester und Bettelmönche gelungen war, den Hass auf den Kaiser zu schüren. Menschen beschimpften ihn und warfen Kot ihm nach.

Im Hafen von Akkon standen die Galeeren bereit, der Wind wehte günstig und alle, die mit dem Kaiser zurückkehrten, waren mit ihrem Hab und Gut bald eingeschifft. Unter ihnen war Gottfried, dessen Rat sie nun vermissen mussten. Harald stand mit Hildebrand, Thomas und Natan am Ufer als sich noch einmal German und Florian zu ihnen gesellten.

Ehe das letzte Schiff ablegen konnte, kam noch ein Ordensritter in scharfem Trab geritten. An der Hafenummauer stieg er ab, um das Pferd auf das Schiff zu führen. Harald blickte auf ihn, und sein Auge traf das seine. Sah er richtig? War es nicht Renatus, der jetzt das Kleid des Deutschritterordens trug? Beide erkannten sich – und verstanden sich schweigend. Dann nickte Renatus ihm ein letztes Mal dankend zu und schiffte sich ein. Wollte Renatus Buße im Dienst des Ordens tun? Gewiss war er bereit, sein Leben für ein hohes Ziel zu opfern.

Als auch das letzte Schiff abgelegt hatte, trennten sich die Freunde – ungewiss, ob sie sich je wiedersehen würden.-

Am 10. Juni 1229 fuhr Kaiser Friedrich, der auch König beider Sizilien war – der Insel und in Süditalien – wieder in Brindisi ein. Die Nachricht von der Rückkehr des Todgesagten breitete sich wie ein Lauffeuer im Reich aus. Es wurde als ein Wunder erachtet, der Gottes Willen offenbarte. Rasch strömten ihm in seiner Residenz zu Barletta Kämpfer zu. Der Graf Thomas von Aquino, konnte bei Capua mit einem Entsatzheer eingreifen, Andere halfen an anderer Stelle im Kampf gegen die Schlüsselsoldaten, und so wurden die Kämpfer des Stuhles Petri in kurzer Zeit zurückgeschlagen.

Nun konnte Friedrich die Neuordnung seines Reiches fortsetzen, wie es ihm – zum Teil nach dem Vorbild einer zentralen Verwaltung durch Beamte unter dem Sultan in dessen Reich – vorschwebte. Die Unabhängigkeit der Verwaltung vom Klerus schien dem Kaiser eine vordringliche Aufgabe. Dafür aber benötigte er Beamte und Juristen. Einen Teil konnten die Lehensträger des Kaisers

übernehmen, so der königstreue Graf Landulf von Aquino, der Vater des 1225 geborenen großen Philosophen und Theologen Thomas von Aquino. Er wurde zum Justitiar für Terra di Lavoro ernannt. Sein älterer Bruder, der wie sein Neffe Thomas von Aquino hieß, wurde zum Großjustitiar ernannt und erhielt die Grafschaft Acerra. So war die Familie Aquino engstens mit dem Kaiserhof verbunden. Andere Beamte und Juristen wurden aus Bologna und von der vom Kaiser dafür gegründeten Universität in Neapel gerufen.

Um nicht von Kauffahrer-Schiffen abzuhängen, baute der Kaiser eine starke eigene Flotte auf. Überall blühten Regsamkeit und Schaffenskraft durch die Rückkehr des Kaisers auf.

Harald in Syrien

Als der Kaiser Syrien verlassen hatte, blieben die vier Freunde Harald, Hildebrand, Thomas und Natan verlassen und einsam am Hafen stehen. Sie schauten sich an: Was sollten sie tun? Es war ein trauriger, schweigsamer Abend für sie, als sie in ihr Quartier zurückkehrten. Alle wussten, dass die nächsten Schritte von Harald abhingen. Wohin sollte er sich wenden? Was wollte er unternehmen?

Wieder in Jerusalem

Am nächsten Morgen hatten alle die Schwermut des Abends überwunden und blickten wieder mit Mut nach vorne. „Ich schlage vor“, sagte Harald, „dass wir noch einmal hinauf nach Jerusalem ziehen. Dort lebt der Kadi Schams ed-Din, in dessen Haus der König von Jerusalem, unser Kaiser, gewohnt hat. Der wird uns raten können. Denn ich bin entschlossen, die arabischen Wissenschaften, die den unseren so weit überlegen sind, zu studieren.“

So bereiteten sie sich auf ihre Reise vor und verließen am nächsten Morgen Akkon. Über Jaffa gelangten sie nach Jerusalem, wo Thomas und Harald zu Weihnachten so vielen Hass und so viele Schmähungen und Lügen hatten erfahren müssen. Staunen mussten sie über die vielen Leichenzüge, die aus den Toren vor die Stadt zogen. Noch ahnten sie nicht, dass ein tödliches Fieber sich ausbreitete, das viele Menschenleben forderte.

Harald führte seine Freunde zur gleichen klösterlichen Herberge, wo sie zu Weihnachten untergebracht waren. Natan bat aber sogleich, bei seinem Vetter Samuel, dem Goldschmied, wohnen zu dürfen. Harald ließ seine Gefährten im Kloster zurück, um – wenn möglich – mit dem Kadi – dem obersten Richter im muslimischen Jerusalem – zu sprechen. Es ging auf den Abend zu, und unsere Freunde wollten sobald wie möglich die Stadt wieder verlassen.

Harald im Haus des Kadis. Das tödliche Fieber

Als Harald beim Kadi klopfte, wurde ihm nicht geöffnet. Erst nach langer Zeit wurde über ihm ein kleiner Fensterladen geöffnet und nach seinem Begeh

gefragt. Harald zeigte von weitem die Empfehlungsschreiben des Kaisers und richtete die mitgegebenen Grüße aus.

„Wisst ihr nicht, welches Fieber die Stadt ergriffen hat? Jeden Tag sterben mehr Menschen. Wenn ihr eingelassen sein wollt, so müsst ihr zustimmen, dass ihr drei Tage alleine in einem Raum in Quarantäne leben müsst. Nur so können wir sicher sein, dass ihr die Krankheit nicht in unser Haus tragt.“

Harald willigte – vielleicht etwas zu unbedacht – ein. In diesem Augenblick dachte er nicht an die Gefährten. Nach längerer Zeit wurde sein Pferd in einen abgeschlossenen Hof zu anderen Pferden geführt. Ihm wurde, ohne dass ihm jemand nahe kam, ein bequem eingerichteter Raum zugewiesen, in dem er Früchte und andere Erfrischungen fand.

Dreimal am Tag fand er vor seinem Raum frisches Wasser und Nahrung. Das wurde ihm durch Rufen mitgeteilt. Niemand aber betrat seinen Raum. Mit einem freundlichen Schreiben hatte der Kadi schon am ersten Morgen den Gast begrüßt und um Verzeihung für die Unannehmlichkeiten gebeten. Es gehe aber eine tödliche Gefahr von dieser Krankheit aus und nach Ansicht der arabischen Ärzte müsste jede Berührung mit einem Erkrankten vermieden werden. Erst nach drei Tagen Quarantäne könnten sie sicher sein, dass man nicht die Krankheit schon in sich trage.

Voller Schrecken dachte Harald an seine Freunde, die in großer Gefahr waren. Er bat den Kadi schriftlich, einen Boten zu ihnen zu senden und sie zu warnen. Mit großem Bedauern musste der Kadi diesen Wunsch ablehnen. Es wäre viel zu gefährlich gewesen, jemanden auf die Straße zu schicken. So konnte Harald für die Freunde nur beten und hoffen, dass die Gefahr bald vorüber sein würde.

Der Kadi hatte ihm aber auch einige arabische und lateinische Bücher senden lassen. Dazu ein Blatt mit Fragen, wie sie der Kaiser mit anderen wissenschaftlich Interessierten zu diskutieren liebte. Auf freien Blättern konnte er seine Gedanken festhalten.

Als sich bis zum Abend des dritten Tages keine Anzeichen einer Erkrankung bei Harald einstellten, lud ihn der Kadi freundlich zu sich ein. Er wurde herzlich empfangen, weiche Sitzkissen wurden ihm angeboten und ein kleines Festmahl veranstaltet. Der Kadi entschuldigte sich für die geringe Auswahl, aber sie müssten angesichts der Lage sehr mit den Vorräten haushalten.

Dann erkundigte er sich vor allem nach dem Kaiser, dem neuen König von Jerusalem. Er lobte ihn über die Maßen und nannte ihn einen klugen und gelehrten Laien, wie die Welt ihn noch nicht gesehen hatte. Auch sei er überaus freundlich und der arabischen Kultur wohl gesonnen. Er habe noch keinen Christen gefunden, der so gründlich diese Kultur studiert hatte. Dann lächelte er und sagte: "Seine Kindheit und Jugend mit so vielen arabischen Freunden haben sicher dazu beigetragen! Er kann unsere Sprache wie wir sprechen."

"Ich wünschte, meine Kenntnisse der arabischen Sprache wären den seinen gleich, doch hatte ich nicht die Chance, sie schon in meiner Kindheit zu lernen, wo man doch eine Sprache am leichtesten lernt. Könnt ihr mir sagen, warum die ungebildeten Kinder eine Sprache leichter lernen als selbst gelehrte Erwachsene?"

Ehe sie aber auf dieses Problem eingehen konnten, besann sich Harald auf das Empfehlungsschreiben des Kaisers und reichte es dem Kadi. Dieser brach das kaiserliche Siegel, freute sich, die Handschrift des Kaisers zu erkennen, las die an ihn gerichteten Grüße und die Bitte, sich des jungen Mannes anzunehmen, dessen Fähigkeiten für die Verständigung orientalischer und abendländischer Kultur sehr vielversprechend seien. Zu einem Beamten taugte er wohl nicht, auch nicht zu einem Krieger. Vielleicht könne er im Lager des Sultan Al-Kamil Unterstützung und Belehrung finden. Er möge sich aber zuerst seine Geschichte von ihm selber in Kürze erzählen lassen.

So bat der Kadi Harald, er möge ihm von seinem Schicksal berichten. Dieser tat es mit bescheidener Ausführlichkeit und erregte damit großes Staunen. "Nach unseren und auch euren Gesetzen würde deinem Peiniger der Kopf abgeschlagen werden. Warum widersetzt du dich den Gesetzen?"

„Dass mein Oheim Unrecht getan hat, ist gewiss und ebenso, dass das Gesetz dafür den Tod vorsieht. Aber sagt mir, darf ein Richter nur der Vollstrecker des Gesetzes sein? Gibt es nicht auch die Gnade, die gegenüber einem Schuldigen geübt werden darf?" fragte Harald.

"Ja, das gibt es, aber es ist den obersten Richtern, in vielen Fällen nur dem Sultan, vorbehalten, Gnade walten zu lassen", war die Antwort.

"Sagt mir, was für euch ein Grund sein könnte, Gnade walten zu lassen?" fragte Harald.

"Das kann niemand im Allgemeinen sagen, denn im Allgemeinen gilt das Gesetz", entgegnete der Kadi.

"Habt ihr schon einmal Gnade walten lassen?" fragte Harald zurück.

Der Kadi besann sich und sagte: "Ja, gewiss, doch darf ich nicht über diese Fälle sprechen."

"Was hat dich zur Gnade geführt?" ließ Harald nicht mit Fragen nach.

"Oft das Mitleid mit einem Menschen. Durch einen harten Richterspruch hätte ich nicht nur sein Leben, sondern auch das vieler anderer Menschen zerstört. Auch bereute er und sah sein Unrecht ein", antwortete der Kadi.

"Du hast also nicht nach dem Gesetz gefragt, sondern hast dich mit dem Menschen, mit diesem einen Menschen verbunden. So musste und wollte auch ich es tun, als ich die Wandlung des Oheims wahrnahm. Nie hätte ich ihn vorher lieben können, der Verwandelte aber war ein anderer Mensch. Bis heute habe ich keinen Augenblick an Strafe oder Rache gedacht, sondern nur das Glück gefühlt,

dass ein Mensch das Böse in sich überwunden hat. Jetzt kann er noch gute Taten tun, die ein gewaltsamer Tod verhindert hätte. Ist dir das eine Antwort?" war Haralds Entgegnung.

"Bist du denn ein König, wie ihr einen Sultan nennt, der Gnade üben darf?" fragte der Kadi nun zurück.

"Ob König oder nicht, lebt nicht in jedem von uns ein König, der verzeihen kann?" fragte Harald.

"Du sprichst schwierige und vielleicht sogar gefährliche Dinge aus. Wenn jeder ein hohes Richteramt auszuführen beansprucht, werden dann nicht seine Vorlieben, sein Hass gegen andere Menschen oder sein Vorteil den Richterspruch beeinflussen?" gab der Kadi zu bedenken.

"Dann hat er den König noch nicht in sich gefunden!" sagte Harald.

"Und woher können wir wissen, ob er aus dem König in sich urteilt?" führte der Kadi das Gespräch weiter.

"Wer ihn nicht gefunden hat, urteilt zu seinem Vorteil. Wer ihn gefunden hat, urteilt so, dass er aus Menschenliebe dem Mitbruder hilft und nicht sich", entgegnete Harald.

"Du scheinst mir ein wahrer Christ zu sein, wie ich noch kaum einen getroffen habe. Wie viel Neid, Verrat, Hass und Streit lebt unter euch Christen. Ich habe manches Mal gedacht, wir wahren Gläubigen seien bessere Christen als ihr, die ihr euch so nennt! Die Lehre des Jesus ist mir wohl bekannt. Ohne Kenntnis dieser Lehre könnte ich in dieser Stadt, welche die drei Religionen, die sich auf ein Buch stützen, beherbergt, nicht Kadi sein. Ich kann oft nicht sehen, dass ihr die Lehre des Jesus befolgt. Aber sage, wer ist dieser König in euch, von dem du sprichst?" fragte der Kadi.

"Der Apostel Paulus sprach das Wort: Nicht ich, sondern der Christus lebt in mir." Dann schwieg Harald, und so endete das Gespräch für heute. In seinem Herzen war aber der Kadi von diesem Gespräch tief berührt.-

Volle vier Wochen verbrachte Harald im Haus des Kadis. Der konnte wegen des Fiebers auch seinen gewöhnlichen Pflichten als Richter nicht nachkommen. So verbrachten sie viel Zeit mit ausgedehnten Gesprächen. Für Harald waren sie sehr belehrend, sein Arabisch verbesserte sich von Tag zu Tag, und er begann immer tiefer in das arabische Denken und die arabische Philosophie einzudringen, während in dem Kadi eine immer größere Wertschätzung gegenüber diesem jungen Mann wuchs.

Manche Gespräche führten sie auch beim Schachspiel, das Harald und Thomas schon in Foggia erlernt und dann viel in Palermo gepflegt hatten. Zwar verlor er meistens gegen den Kadi, aber mit jedem Spiel lernte er dazu, so dass gegen Ende der vier Wochen der Kadi lachte und sagte: "Es wird wohl Zeit, dass wir

unser Gefängnis verlassen, sonst müsste ich fürchten, dich nicht mehr schlagen zu können!"

Harald bedankte sich sehr für dieses freundliche Lob und achtete darauf, dass jeder von ihnen etwa gleich oft gewann. Das war aber auch wieder dem Kadi nicht recht, der es wohl bemerkte und sagte: "Du bist zu höflich. Meinst du, ich nähme nicht wahr, wie du absichtlich Fehler begehst?" Von nun ab spielten sie seltener. Dafür bereitete der Kadi Harald auf eine Begegnung mit dem großen Sultan vor. Er beschrieb ihm das Leben am Hof, was er tun, aber vor allem auch, was er nicht tun durfte. Wie er den Sultan und alle anderen Würdenträger zu grüßen hatte, was die einzelnen Würden bedeuteten und vieles andere mehr.

"Werde ich für meinen Aufenthalt dort bezahlen müssen?" fragte Harald.

"Du würdest damit den Sultan schwer beleidigen. Die Gastfreundschaft gilt uns Gläubigen als heilig. Sprich also nicht von Geld. Dass deine Geschenke, die du mitnehmen wirst, nicht so reich wie die des Kaisers sein können, wird jeder verstehen. Vergiss nicht Geschenke, aber sei mäßig darin."

Dann sprach Harald noch etwas an, was ihm recht peinlich war und von dem er nicht wusste, wie er es am besten sagen sollte. Schließlich raffte er sich doch auf und fragte: "Wenn der Sultan so lebt, wie ihr es mir beschrieben habt, dann wird er auch über einen großen Harem verfügen. Auch wird er – wie ich es schon beim Kaiser gesehen habe – verführerische Tänzerinnen haben. Werde ich mich eurem Umgang mit Frauen anpassen müssen? Werde ich nicht Missfallen erregen, wenn ich mich aller Frauen enthalte?"

"Warum solltest du dich der Frauen enthalten?" fragte der Kadi erstaunt. "Sind sie nicht die größte Leibeslust des Mannes?"

Nun erzählte Harald von seiner Begegnung mit Veronika, ihrer Verlobung, ihrem Tod und ihrer ewigen Liebe.

Der Kadi schwieg eine Weile und sagte dann: "Du bist ihr treu, nicht weil sie dein Weib ist, sondern weil der König in dir die Königin in ihr gefunden hat. Darf ich das so sagen?"

Harald schwieg und nickte nur leise.

Dann sagte der Kadi: „Sagt euer Prophet Jesus nicht: ‚Wenn zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, bin ich mitten unter ihnen.‘“?

„Er sagte es nicht nur – er ist es!“ war Haralds Antwort. Sie reichten sich die Hände und waren von nun an Brüder.

Dann wusste Harald plötzlich, wie er dem Kadi, seinem Bruder, würdig danken konnte: Er griff in sein Gewand und zog die Michaelfigur hervor, die Veronika ihm gesandt hatte und die er seither an einer Kette um den Hals trug. Diese Figur übergab er dem Kadi und erzählte ihm, was es mit ihrer langen Geschichte auf sich hatte. Nun hatte er das Letzte weggegeben, das ihn noch an sein früheres Leben band. Schmerzlich war für ihn diese Trennung, aber gab sie nicht

Ausblick auf einen ganz freien Neubeginn? Bewegt nahm der Kadi dieses Geschenk entgegen und versprach, es sorgfältig zu hüten. „Wenn ihr eines Tages gesund zurückkehrt, soll es mein Willkommensgeschenk an Euch sein!“

Das Ende des Fiebers

Allmählich begann das Fieber abzuklingen. Man sah Menschen, an denen die Krankheit vorüber gegangen war, auf den Straßen gehen und so wagte schließlich auch der Kadi, Diener auszuschicken, um den Zustand der Stadt festzustellen und frische Nahrung von außerhalb der Stadt heranzuführen. Was er hörte, war erschreckend: in vielen Häusern standen die Türen offen und mit Kalkfarbe war ein weißes Kreuz darauf gemalt. Das hieß, dass hier niemand mehr lebte.

Voller Sorge bat Harald, das Kloster aufzusuchen, wo seine Freunde untergebracht waren. Mit Schrecken hörte er, dass auch dort die Tore offen und mit einem weißen Kreuz versehen gefunden wurden. Noch hoffte er, Hildebrand und Thomas hätten sich beizeiten retten können, aber als er später selber ausreiten konnte und einen Mönch aus dem Kloster, der das Fieber überstanden hatte, bettelnd auf der Straße fand, erfuhr er, dass seine beiden Freunde schon in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft der Krankheit erlegen waren. Sie starben mit Gebeten auf den Lippen, in denen sie um Vergebung ihrer Sünden baten. Immer wieder aber beteten sie auch, Gott möge Haralds Leben erhalten.

Tief erschüttert und gequält ging Harald davon. Hätte er seine Freunde nicht retten können, wenn er noch einmal umgekehrt wäre und sie gewarnt hätte? Hätte er nicht bei ihnen bleiben und mit ihnen sterben müssen? Kein Mensch konnte in eine tiefere Verzweiflung stürzen und solche Schuldgefühle erleben.

Lange stand er wie gelähmt. Dann begann er durch die Straßen zu irren, ohne sich ein bewusstes Ziel vorzunehmen.

Wieder in Samuels Werkstatt

Seine Schritte aber führten ihn vor die Werkstatt von Samuel, bei dem Natan Unterkunft gefunden hatte. Sollte er hier noch einen Freund lebend antreffen? Stille lag über der Werkstatt. Kein Hämmern des Künstlers drang nach außen. Dann wagte Harald vorsichtig zu klopfen. Eine leise Stimme rief: "Herein!"

Harald öffnete. Da sah er im Halbdunkel Natan mit der Frau und den Kindern des Goldschmidts sitzen. Über allen lag eine tiefe Trauer. Leise sangen sie die Totenklage. Samuel war der Krankheit erlegen. Natan hatte ihnen aus der Kenntnis der arabischen Medizin wohl das Leben gerettet, indem er streng untersagte, den Leichnam noch einmal zu berühren. Totengräber fuhren ihn vor die Stadt. Nun lebten sie ohne den wunderbaren Vater. Wer sollte ihnen das Leben erhalten? Blicke ihnen das Betteln als einzige Möglichkeit?

Still setzte sich Harald zu ihnen. Leise sprach er ein christliches Gebet, dann sagte er: "Liebe Frau und liebe Kinder des großen Künstlers Samuel, ich fühle

euren Schmerz in mir und trauere mit euch, aber vergesst nicht, dass Samuel in Gott lebt. Ja, er lebt und ist um uns. Sendet ihm Gedanken eurer Liebe und nicht eures Schmerzes!"

Lange saßen sie beieinander und sprachen über den Verstorbenen in aller Liebe zu ihm. Die sanften Worte Haralds flossen wie Wasser des Trostes in ihre Herzen. Der Schmerz schwand und sie sahen einander wieder mit offenen Augen an. Wie ein warmer Sonnenwind glitt es über ihre Herzen. Samuel war bei ihnen und sie konnten wieder Entschlüsse fassen. "Wir alle sind hungrig", sagte Harald, und zur Frau gewendet: "Kannst du uns nicht ein gutes Mahl bereiten?"

"Unsere Vorräte sind aufgebraucht, und Geld, neue zu kaufen, haben wir nicht", antwortete die Frau.

Da wandte sich Harald an Natan: "Du gabst mir alles Geld, das du in Florenz als Honorar erhalten hattest. Nimm es nun zurück, damit du der Familie deines Vetters helfen kannst – und leise fügte er in seinem heimatlichen Dialekt hinzu: Die schlechteste Frau wäre sie für dich nicht."

Harald griff an den Ort, wo er sein Geld aufbewahrte und überreichte es Natan. "Bald sollt ihr den Rest erhalten. Ich muss erst prüfen, ob ich Templer erreichen kann. Davor erlaubt mir aber, euch auch mein Leid zu erzählen: Mein geliebter und engster Freund Thomas ist wie der getreue väterliche Hildebrand dem Fieber erlegen."

Natan und der Christus

Da stand Natan auf, legte den Arm um ihn und sagte: "Auch sie leben, wie du es uns von Samuel gesagt hast." Dann fügte er leise hinzu: "Sie leben in dem auferstandenen Christus."

Was sagte Natan? Harald schaute ihn erstaunt an. "Nun geht einkaufen", sagte er zu der Frau und den Kindern. Sie standen auf, nahmen das Geld, das Natan ihnen reichte und gingen mit Körben, um einen Markt zu suchen.

"Natan, was hast du eben zu mir gesagt? Habe ich dich recht verstanden?"

"Du hast mich recht verstanden, und jetzt kann ich es laut aussprechen: Der Christus lebt. Das habe ich von dir gelernt. Als Veronika starb, wärest du zerbrochen, wenn du nicht eine geistige Wirklichkeit erlebt hättest. Das ist für mich so logisch wie nur irgendein Gedanke. Kein Nichts hätte dir die Kraft geben können, die du dann besaßest. Seither suche ich diese Kraft und glaube, sie durch dich zu finden. Lege mir die Hände auf mein Haupt und taufe mich."

„Das kann ich nicht“, sagte Natan, „ich bin nicht geweiht. Dazu musst du einen Priester aufsuchen.“

„Einen Menschen, der Hass auf unser Volk predigt? Eine Kirche, die seit Jahrhunderten uns immer wieder verfolgen lässt?“

„Durch die Taufe wirst du Christ und wirst nicht mehr verfolgt werden“, sagte Harald.

„Nein“, sagte Natan entschieden. „Christus, wie du ihn mir gezeigt hast, ist eine lebendige geistige Kraft. Hat er nicht gesagt: Wenn zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, bin ich mitten unter ihnen. Ja, er ist unter uns und macht dich und auch mich zum Christen. Müsste ich nicht die ungetauften Menschen meines Stammes auch hassen, wie die Kirche es immer wieder gelehrt hat und bis heute lehrt? Ist die Frau meines Bruders nicht die gleiche wie vor meiner Taufe. Wie sollte ich sie und ihre Kinder künftig hassen?“

„Lieber Bruder“, sagte Harald. Taufen kann ich dich nicht im Sinn der heiligen Sakramente, welche unsere Kirche verwaltet, aber ich will dir durch das Auflegen meiner Hände bekräftigen, dass Christus in dir lebt und immer leben möge und dass wir darin Brüder sind.“

Nun legte er Natan seine Hände aufs Haupt und betete zu Gott, er möge ihn leiten und beschützen und ihn immer sein Bruder in der lebendigen Kraft Christi sein lassen.

„Wie willst du nun dein Leben weiter führen?“ fragte er danach Natan.

„Ich werde hier bleiben und für die Familie meines Veters sorgen. Als Goldschmied kann ich nicht arbeiten, als Arzt werde ich vielen Menschen helfen können, wenn sie die Hilfe annehmen wollen, und davon werden wir leben können. Ich will aber auch weiter die Medizin studieren. Meine Kenntnisse des Arabischen werden mir dabei helfen. Ich möchte auch an den Sitten und Gebräuchen meines Stammes weiter festhalten. Hat nicht Jesus Christus sie selber eingehalten? Sein Licht führe mich, auch wenn ich als ein Jude lebe.“

„So werden wir scheiden müssen. Meine Zukunft liegt noch unerschlossen vor mir, aber ich vertraue der Führung durch Gott und seinen Sohn Jesus Christus“, sagte Harald, umarmte seinen neuen Bruder und schied, ehe die Frau mit den Kindern zurückkam. Er bat aber, sie zu grüßen. und versprach wiederzukommen, sollte er das versprochene Gold erhalten.

Welchen Trost und welche Freude hatte ihm die Eröffnung von Natans Christsein gegeben! Er war nun zwar allein, aber es gab Lebende und Tote, die ihm in Liebe nahe waren.

Harald suchte nun den Ort der Templer auf, wo sie bei Geldgeschäften angesprochen werden konnten. Auch von ihnen hatte das Fieber eine Reihe hinweggerafft. Es waren aber inzwischen andere Templer nach Jerusalem gekommen, die ihre Aufgaben übernahmen. Dann kehrte Harald noch einmal zum Haus des Goldschmieds zurück und übergab den restlichen Betrag, der Natan zustand. Auch konnte er sich jetzt von der Frau und den Kindern verabschieden. Alle baten, er möge wiederkommen.

Als Harald gerade das Haus verlassen wollte, besann er sich und sagte: "Womit kann ich mich beim Kadi für seine lange Gastfreundschaft bedanken? Gibt es noch ein Werk von Samuel, das ich kaufen könnte?"

„Manches ist vor Samuels Tod fertig geworden. Seither hat aber niemand von den Bestellern danach gefragt. Wir müssen fürchten, dass auch sie der Tod dahingerafft hat. Ich habe inzwischen alles Wertvolle versteckt. Erlaubt, dass ich es hervorhole und euch zeige“, sagte die Witwe.

Sie öffnete eine kleine Grube in ihrem Wohnraum und holte daraus, eingeschlagen in wollene Tücher, die letzten Schätze von Samuel hervor, breitete sie vor Harald aus und bat ihn zu wählen. Er wählte – auch im Hinblick auf künftige Geschenke, die er würde zu machen haben – drei fertige Stücke aus, die Samuels Meisterschaft in vollendeter Form zeigten. Die Frau überließ sie Harald zu einem mäßigen Preis, der wohl den Wert des Goldes, aber nur wenig von der Arbeit umfasste. Dann verabschiedeten sie sich endgültig. Am schwersten fiel es Harald, seinen Bruder Natan zurücklassen zu müssen. Aber es entsprach in dieser Schicksalssituation am besten dem Notwendigen.

Der Abschied vom Kadi

Voller Zuversicht ging Harald zurück zum Haus des Kadis, wo er schon erwartet wurde. Der empfing ihn mit der Nachricht: „Morgen geht eine starke Karawane mit Kriegerern, Händlern und Gelehrten zum Sultan. Mein Rat ist, dich ihr anzuschließen. Ein Brief mit einer Empfehlung von mir und der neu gesiegelte Brief des Kaisers werden dir helfen. Versäume nicht, den weisen Emir Fahr ed-Din aufzusuchen, der ein Freund des Sultans und des Kaisers ist und dem ihr Christen die Übergabe Jerusalems zu verdanken habt. Ohne sein Wohlwollen gegenüber dem Kaiser hättet ihr niemals Jerusalem mit eurer kleinen Kriegerschar und dem nie endenden Zwist unter euch einnehmen können. Dieser Brief ist an ihn gerichtet und bittet ihn, sich deiner anzunehmen, den ich als einen interessierten und intelligenten Gesprächspartner schätzen gelernt habe.“ Damit übergab Kadi Schams ed-Din an Harald einen weiteren gesiegelten Brief.

Harald bedankte sich noch viele Male für die große Gastfreundschaft, den Schutz, die vielen wunderbaren Gespräche und die angebotene Unterstützung. Lächelnd zog der Kadi noch einmal Veronikas Geschmeide hervor und sagte: „Wenn du es eines Tages wieder verlangst, wirst du es bei mir finden können.“ Damit schieden sie voneinander.

Der Sänger

Ehe sie sich am Abend zur Nachtruhe trennten, pochte es ans Tor. Der Kadi schickte einen Diener zum Öffnen, und dieser führte einen Mann herein, der vom Kadi freundlich begrüßt wurde und in dem Harald zu seinem größten Erstaunen den Sänger Randolf erkannte, der von Parzival gesungen hatte und später die Legende von Kaiser Otto vortrug. Er war hier ohne die Begleitung des Knaben und ohne seine Harfe. Der Kadi schien mit ihm befreundet zu sein und bot ihm Kissen zum Sitzen an.

"Ich will nur kurz bleiben und diesem wackeren jungen Mann meinen Segen auf die Reise geben." Und zu Harald gewandt sagte er: "Du hast nun in deinem Umkreis Krankheit, Tod, aber auch Verführung kennengelernt. Nichts ist dir geblieben als du selber. Vertraue der Kraft, die du in dir trägst und sei wachsam gegenüber allem, was das Schicksal durch Gottes Gnade an dich heranzuführt. Ergreife, was ergriffen werden soll, und meide, was dich von deinem Weg abführen will." Dann segnete er Harald, der sich demütig vor ihm niedergekniet hatte.

„Ich werde zurück nach Norden ziehen. Dort wartet eine große Aufgabe auf mich und eine Reihe anderer Freunde. Wenn Gott es will, werden wir uns in nicht zu ferner Zeit wiedersehen.“

Zu dem Kadi sagte er: „Mein Bruder, wenn dich eine Nachricht von mir erreicht, so übermittle sie persönlich an Emir Fahr ed-Din, unseren gemeinsamen Freund.“

Dann verließ der Sänger mit einem kurzen Gruß das Haus.

Erstaunt und betroffen schaute der Kadi auf Harald. Begleitete der alte Sänger sein Leben?

Als sie sich zur Nachtruhe verabschiedet hatten, erbrach der Kadi noch einmal die Siegel an den Briefen für den Sultan und den Emir.

Am nächsten Morgen wurde früh zum Aufbruch der Karawane gerufen. Sie hatte in einer Karawanserei vor den Mauern der Stadt sich gelagert. Harald war zum Aufbruch bereit und verabschiedete sich mit vielen Danksagungen von seinem Gastgeber.

Wie es ihm von da an erging, wird erst in Zukunft zu erzählen sein, wenn wir mehr von seinen Reisen und Taten erfahren haben.

Die Lösung vom Bann und die Aussöhnung mit Gregor IX.

Ehe wir Haralds Schicksal weiter verfolgen, müssen wir noch einmal den Blick auf den Kaiser werfen. Wir hatten schon berichtet, dass er bald – nach drei Monaten – wieder unangefochten die Herrschaft über sein Königreich beider Sizilien innehatte. Noch aber war er nicht vom Bann gelöst. Wie berichtet wird, sandte er den getreuen Hochmeister des Deutschen Ritterordens Hermann von Salza zu den Verhandlungen mit dem greisen Papst Gregor IX. Acht Monate verhandelte er. Als im Frühjahr 1230 die Verhandlungen stockten, schlug Hermann von Salza vor, die deutschen weltlichen und geistlichen Fürsten als Bürgen für den Kaiser einzubeziehen. Dank der Vermittlung des Ordensmeisters erklärten sich die Fürsten damit einverstanden, dafür zu bürgen, dass Friedrich den Frieden nicht bräche. Andernfalls verfiere er dem Bann erneut. Erst nach dieser Erklärung und von mehreren Seiten gedrängt, gab der Papst seinen Widerstand auf. Friedrich musste allerdings dem Papst und seinem Klerus eine

Reihe von Zugeständnissen machen. Nicht gelöst wurde die Lombardenfrage, die schon lange die deutschen Kaiser belastete. Sie blieb nach wie vor ein Stachel im Fleisch des Kaiserreiches.

Friedrich nahm trotz dieses ungelösten Problems alle gestellten Bedingungen an. So vorbereitet konnte Ende August in San Germano der Frieden besiegelt werden. In Rocca d'Arce erwartete der Kaiser die Rückkehr seiner Abgesandten, die Bischöfe von Reggio, Modena, Mantua und Winchester. Dann ritt er in Begleitung von Hermann von Salza und seines kaiserlichen Gefolges nach Ceprano, wo er am 28. August 1230 öffentlich und feierlich durch die päpstlichen Legaten, den Kardinalbischof Johannes von Sabina und den Kardinalpriester Thomas, vom Bann losgesprochen wurde. Am 1. September betrat Friedrich, von wenigen Getreuen begleitet und ohne Prunk den Palast des Papstes. Er empfing ihn mit einem Friedenskuss. Lange sprachen sie miteinander und vergaßen keine Einzelheiten – wie berichtet wird.

Unmittelbar nach dem Gespräch gebot Papst Gregor dem lateinischen Patriarchen Gerold von Jerusalem, den Vertrag des Kaisers mit dem Sultan Malik al-Kamil in allen Punkten zu akzeptieren und zu erfüllen. Dem Hochmeister der Templer und Johanniter gingen mahnende Briefe zu, die sie zur strikten Einhaltung des Waffenstillstandes mit dem Mohammedaner verpflichteten. Der Papst selbst hob feierlich das Interdikt auf, das der Patriarch über Jerusalem verhängt hatte.

Aus der Rückschau von heute darf man wohl sagen: Hätten Kaiser und Papst wirklich klären können, welche Aufgaben einem weltlichen und welche einem geistlichen Führer der Menschen aus der Sache heraus zufielen, hätte viel Unglück der kommenden Jahrhunderte vermieden werden können.

Ende von Teil II

Die Fortsetzung in Harald III spielt in Ägypten, Persien und Spanien.